This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 408862

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

GR
340
.R314
G5
1875

Die Ronins fordern den Herrn Kotſuké no Suké auf, ſich ſelbſt zu entleiben.

37502

Geschichten aus Alt-Japan.

Von

A. B. Mitford, Redesdale, ist baron
zweitem Secretär bei der britischen Gesandtschaft in Japan.

Aus dem Englischen übersetzt

von

J. G. Kohl.

Mit Illustrationen,
gezeichnet und in Holz geschnitten von japanischen Künstlern.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1875.

Vorwort und Einleitung.

Herr A. B. Mitford, der Herausgeber und theilweise Verfasser des äußerst interessanten Buchs: „Tales of Old Japan", war als Secretär der britischen Gesandtschaft längere Zeit unter den Japanern anwesend, eignete sich die Sprache dieses in vieler Hinsicht merkwürdigsten Volkes des östlichen Asiens an, orientirte sich in seiner reichen Literatur, kam in seiner diplomatischen Stellung mit fast allen Classen der Eingebornen in Berührung und lernte auf manchen Ausflügen und Reisen Land und Leute aus eigener Anschauung kennen.

Vor allen Dingen sammelte er mit vielem Fleiße und guter Auswahl mehre von Japanern verfaßte Schriften, die er so treu und buchstäblich, wie es der verschiedene Geist der beiden Sprachen zuließ, in's Englische übersetzte und dann unter dem obigen Titel publicirte und die ich hier nun, wieder eben so treu aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt, dem größeren Publikum meines Vaterlandes vorlege. —

Einige der in diesem Buche mitgetheilten Schriften enthalten Berichte über Begebenheiten älteren und neueren Datums: Volkstraditionen, Erzählungen von berühmten Männern

und Helden, Schilderungen japanischer Gebräuche und Sitten, Märchen und Kindergeschichten, die Herr Mitford theils aus seltenen japanischen Handschriften, theils aus sehr populären und zahlreich im Lande verbreiteten, außer Japan aber unbekannten Büchelchen schöpfte. Da die Schauplätze dieser Geschichten und die in ihnen auftretenden Personen sehr verschieden sind, da einige sich mit den einfachen Bauern und Bürgersleuten, andere mit den hochfahrenden Adeligen und Aristokraten des Reichs, einige mit den Liebesangelegenheiten der Frauen oder mit den Heldenthaten und Racheübungen der Männer, andere mit den Einfällen und Phantasiespielen der Kinder beschäftigen, so erhält man in dem Buche ein ziemlich vollständiges von Japanern selbst entworfenes Gemälde des ganzen Volkes und der Zustände, Denk- und Lebensweise seiner verschiedenen Classen und Stände, und in dieser Beziehung steht denn das Buch des Herrn Mitford, ich meine als ein Buch, dem man den Titel geben könnte, „Les Japanois peints par eux mêmes", beinahe einzig in seiner Art und ohne Vorgänger da. — „Fast alle über Japan und die Japaner in Europa bisher veröffentlichten Werke," so spricht sich über diesen Punkt der Herausgeber selbst aus*), „wurden entweder aus offiziellen Berichten und politischen Dokumenten compilirt, oder sie enthielten skizzenhafte Reiseeindrücke von Touristen und

*) Er sagt dies nicht in seiner Vorrede, sondern gelegentlich in einer Anmerkung zu einer seiner Erzählungen. Ich habe aber geglaubt, diese Aeußerung gleich hier voransetzen zu sollen. Es ist die einzige Umstellung oder Aenderung, die ich mir bei der Uebersetzung des Werkes erlaubt habe.

Naturforschern. Von dem inneren Leben und Wesen der Japaner hat unsere Lesewelt wenig erfahren. Ihre Religion, ihr Aberglaube, ihre Geistesanlagen, die verborgenen Triebfedern ihres Thuns und Treibens — das Alles blieb vielfach geheimnißvoll. Und das war auch nicht zu verwundern. Die ersten „Männer aus dem Westen", die mit Japan in Berührung kamen — ich meine nicht die alten holländischen und portugiesischen Kaufleute und Priester, sondern die Diplomaten und Handelsherren der letzten elf Jahre, — wurden im fernen Osten sehr kühl aufgenommen. Das einheimische Gouvernement trachtete jeder Erforschung der Sprache, Literatur, Religion und Geschichte des Landes Hindernisse zu bereiten. Die Regierung des Taikun, — mit welcher die Fremden, so lange der Mikado in seiner alten heiligen Residenz zu Kioto abgesondert und verborgen blieb, allein in Berührung kamen, — war sich bewußt, daß der kaiserliche Purpur, mit welchem man ihren Chef bekleidet hatte, vor dem hellen Sonnenscheine der Sprach- und Geschichtsforschung der Europäer, welche die alten Bücher und Dokumente Japan's zu lesen und zu verstehen fähig wären, bald vergehen müsse. Keine Gelegenheit wurde versäumt, den neu Ankommenden Staub in die Augen zu streuen. Man suchte sie selbst oft in den geringfügigsten Nebenumständen über die Verfassung, über die socialen Verhältnisse und politische Lage des Landes zu täuschen und irre zu führen.

„Heutigen Tages giebt es keinen Anlaß mehr zur Geheimhaltung. Der Roi fainéant (der Mikado) ist aus seiner Lethargie erwacht, hat seinen Maire du palais (den Taikun)

bei Seite geschoben und ein verständliches Gouvernement, welches eine Beleuchtung von außen nicht zu fürchten braucht, ist das Resultat gewesen. Da die alten Annalen und Urkunden des Reichs hinreichende Beweismittel für die Legitimität der Obergewalt des Mikado liefern, so ist Geheimnißkrämerei nicht mehr nöthig. Der Forschung stehen nun alle Wege und Thore offen, und obgleich ihr noch Vieles zu thun übrig bleibt, so ist doch manche werthvolle Kenntniß erlangt worden, von der man auch in Europa gewiß gern etwas vernehmen wird.

„Die in letzter Zeit durchgeführte Revolution in Japan hat sowohl politische als auch sociale Wandelungen zu Wege gebracht. Und wenn zu den Aenderungen und Fortschritten, die schon gemacht sind, nun auch Eisenbahnen und Telegraphenlinien das Land durchkreuzen und die entlegensten Punkte des Reichs unter einander in Verbindung setzen werden, dann wird wohl der alte Japaner, so wie wir ihn vor elf kurzen Jahren fanden und wie er bis dahin seit Jahrhunderten gewesen war, bald ganz von der Schaubühne abtreten."

Zur Beleuchtung und charaktervollen Schilderung einer so eigenthümlichen und so schnell verschwindenden Civilisation schien dem Herausgeber nichts geeigneter als die Uebersetzung und Mittheilung einiger der interessantesten nationalen Legenden, Historien, Sagen und Märchen der Japaner und einiger anderer verwandter Proben ihrer Literatur, in denen die Japaner, wie gesagt, sich selbst abporträtiren.

Der Herausgeber, Herr Mitford, hat hie und da seinen Uebersetzungen einige einleitende und erklärende Worte, wo sie

ihm nöthig schienen, hinzugefügt. Auch diese sind als von einem so intelligenten Kenner Japan's herrührend vielfach werthvoll und interessant und ich habe sie daher ebenfalls unverändert übersetzt.

Bei dieser Arbeit haben mir die oft abschreckend langen und fremdartigen japanischen Personennamen nicht wenig zu denken gegeben. Ich mußte dabei die Orthographie des englischen Originals erst wieder in's Deutsche übertragen. Der Verfasser, mit dem ich über diesen Punkt correspondirte, theilte mir mit, daß er die japanischen Vokale so geschrieben habe, wie die Italiener, deren Vokale mit unsern deutschen stimmen. Die Wörter „Kami", „Hijaku" sind daher nicht auszusprechen wie Kamei und Heijaku, wie die Engländer es thun würden, sondern Kami, Hijaku ꝛc. wie die Deutschen und Italiener es thun. Die japanischen Consonanten hat der Verfasser dagegen nach der englischen Rechtschreibung wiedergegeben. Darnach würde sein „sh" wie im deutschen „sch", — „ch" wie „tsch", — „j" wie „dsch", — „y" wie j, — „z" wie das milde deutsche „s" in „dieses", — „s" wie das scharfe englische s in „say" oder wie das deutsche „ß" tönen. Demzufolge habe ich die in unserm Buche vorkommenden Namen „Chobei", „Jiuyémon", „Kazuma", „Sanka", um sie im Munde des deutschen Lesers so klingen zu machen, wie sie bei den Japanern tönen, in „Tschobei", „Dschujémon", „Kasuma", „Sanka" umgewandelt. Das „y" ist im Englischen zuweilen (am Anfange der Sylben) ein Consonant, der wie unser deutsches „j" lautet, — zuweilen (in der Mitte der Sylben) ein Vokal, gleich unserm deutschen

„ai". Die Namen „Okoyo", „Tykun" schrieb ich daher „Okojo", „Taikun". — Uebrigens berieth ich bei meiner Rechtschreibung der Namen auch einen eingebornen Japaner, der die Güte hatte, mir alle japanischen Wörter des Buches deutlich vorzusprechen, und dessen Mund ich sorgfältig belauschte. So ist es mir, wie ich glaube, gelungen, ein richtiges Lesen und Aussprechen der Namen wenigstens in den meisten Fällen möglich zu machen.

Um nun dem Leser auch das Verständniß und die Bedeutung des Buches im Voraus etwas näher zu bringen, sei es mir gestattet, den Inhalt jeder der in demselben enthaltenen Erzählungen, Essays und Excurse hier in aller Kürze anzugeben. Der erste Band des Buchs enthält:

1. Die siebenundvierzig Ronins.

Die Geschichte von den siebenundvierzig „Ronins" (entlassenen Vasallen) behandelt ein in Japan sehr beliebtes Thema, nämlich das der Vasallentreue und der aufopfernden Racheübung an den Feinden eines in seiner Ehre gekränkten Lehnsherren. Der Erzählung liegen Begebenheiten, die sich im Anfang des 18. Jahrhunderts ereignet haben, zu Grunde. Siebenundvierzig treue Anhänger und Vasallen eines vornehmen Herrn rächten die Beleidigungen, die diesem ein anderer zänkischer und unedel gesinnter Grand Seigneur angethan hatte, mit Bekriegung und Tödtung des letzteren, und

gaben sich darnach, von den Gerichten verurtheilt, selber in heroischer und hingebender Weise den Tod. Die Geschichte ist in ganz Japan bekannt und die siebenundvierzig treuen Ronins werden dort beinahe als Heilige verehrt und ihre Grabstätten von den Patrioten besucht. Theilweise, kurz und verstümmelt wurde diese Sache auch schon von andern Schriftstellern über Japan besprochen und mitgetheilt. Hier erhalten wir sie zum ersten Male vollständig mit allen den so charakteristischen Details von einem Japaner selst vorgetragen.

Herr Mitford hat diesem furchtbaren Gemälde eines wilden Heroismus auch noch einige von ihm aufgefundene Dokumente und einige schöne Schilderungen der von ihm besuchten Schauplätze der Begebenheiten beigegeben. — Auf dem die Erzählung begleitenden Bilde ist eine Scene dargestellt, wie sie nur unter den so höflichen und zugleich so rachedurstigen und im Waffenhandwerk so geschickten Japanern vorkommen kann. Die Ronins liegen vor ihrem vornehmen Feinde, den sie besiegt und gefangen genommen haben, auf den Knien und flehen ihn an, sich der Sitte der japanischen Edelleute gemäß selbst entleiben zu wollen. Da dies aber dem Feigling nicht schmecken will, und er das Harakiri (die Selbstentleibung) schmählich verweigert, so werden sie ihm in dem nächsten Augenblicke mit ihrem Messer an den Hals fliegen und den Kopf des Sünders, den sie, so lange es nur eben anging, so höflich behandelten, mit ein Paar Streichen heruntersäbeln. Der schließliche Ausgang dieser treuen Seelen ist wahrhaft heroisch

und rührend, und in unserer Erzählung sehr befriedigend und ganz vollständig dargestellt.

2. Die Liebschaft des Gompatschi und der Komurassaki.

Da Liebesgeschichten in unserm Buche so häufig vorkommen und einen so hervorragenden Platz einnehmen, so könnte man das Ganze fast den japanischen Decameron nennen, besonders auch deswegen, weil die Erzählungen nicht weniger draſtisch vorgetragen sind, als bei Boccaccio. Die Schilderung der Grabstätte, auf welcher die beiden oben genannten Liebenden ruhen, und ihrer idyllischen Umgebung, mit welcher unser Verfasser seine Novelle einleitet, ist sehr anmuthig und eben so hübsch ist die japanische Mythe von den beiden fabelhaften Vögeln, „Schigoku" genannt, von denen sie sagen, daß sie der eine in dem andern leben, und die so, indem sie einen mysteriösen Dualismus in demselben Leibe darstellen, ein Emblem treuer und inniger Liebe sind. Man findet diese Doppelvögel zuweilen auf den Gräbern früh verstorbener Liebenden abgebildet.

Der Held der Erzählung Gompatschi geräth auf seinen ritterlichen Fahrten eines Tages in eine Räuberhöhle, in welcher er mit einem wunderschönen Mädchen Komurassaki zusammentrifft, in die er sich kopfüber verliebt und die er aus den Händen der Räuber befreit. Da er aber mittellos ist und

eben so auch seine einst reiche Geliebte in Armuth fällt, so verrichtet er, um ihr ein schönes Leben zu verschaffen, die abenteuerlichsten Dinge und wird ihr zu Liebe selbst zuletzt ein verwegener und arger Räuber. Am Ende nach Ausführung vieler kühner und blutiger Thaten wird er aber entlarvt, in's Gefängniß geworfen und hingerichtet, worauf seine verzweifelnde Geliebte Komurassaki sich auf seinem Grabe erdolcht. — Die gutmüthigen Priester eines benachbarten Tempels, welche diese bis in den Tod treue Liebe sehr bewunderten, errichteten dem nun still vereinten Paar ein Grabmal und die Bewohner Jedo's besuchen noch heutzutage diesen Platz und preisen die Schönheit des kühnen Gompatschi und die Treue seiner Komurassaki, wie die Bewohner Verona's die von Romeo und Julie.

Weil diese Geschichte zum Theil in dem berühmten Stadtquartier Jedo's spielt, welches „das Joschiwara" oder „der Blumendistrikt" heißt, so hat der Verfasser uns in einem Anhange ein sehr lebhaftes Bild dieses Quartiers und des Treibens in ihm entworfen.

---

3. Kasuma's Rache.

Dolche und Schwerter sind für die auf Mannesehre so eifersüchtigen und dabei so racheluſtigen Japaner Dinge von der höchsten Wichtigkeit. Die Schwertfeger bilden bei ihnen die angesehenste Handwerkerclasse, in die sogar Edelleute eintreten.

Sie geben ihren Waffen eine Härte, Schärfe und Vollkommenheit, die vielleicht von den Künstlern keines andern Volkes erreicht wurde. Einige Waffenschmiede, so wie auch einzelne Schwerter haben bei ihnen eine fast historische Berühmtheit erlangt. Die Schwerter sind nach dem Glauben des Volks zuweilen von einem besonderen Geiste beseelt. Sie sind gewissen Familien treu und ergeben, oder auch feindselig. Sie haben bei den Japanern ihre eigene, oft abenteuerliche Geschichte, wie bei den Ungarn ihre Königskrone. Und die Lebensgeschichte eines abhanden gekommenen oder geraubten Schwertes ist oft so bunt und romantisch, wie bei andern Völkern die Geschichte einer geraubten Geliebten. —

„Kasuma's Rache" ist in der Hauptsache die Geschichte eines japanischen Schwertes und der bunten sich an dasselbe knüpfenden Vorfälle. Sie spielt im Anfange des 17. Jahrhunderts, einer Zeit großer bürgerlicher Unruhen in Japan, und hat also einen interessanten historischen Hintergrund, den sie mehrfach hell beleuchtet. Sie behandelt zum Theil Begebenheiten, die gerade bei den zu unserer Zeit in's Werk gesetzten inneren Umgestaltungen Japan's und bei den zwischen verschiedenen Gesellschaftsclassen ausgebrochenen Fehden wieder eine große Bedeutung haben. Obgleich sie wegen der in ihr vorgeführten blutigen Scenen manchen Leser nicht sehr ansprechen wird, ist sie doch als eine echt japanische Volkstradition für den Erforscher socialer Phänomene von nicht geringem Interesse.

4. Die Geschichte der Otokodaté von Jedo.

Seit alten Zeiten bestanden in Japan gewisse Verbrüderungen, deren Mitglieder sich Otokodaté, d. h. „rüstige Gesellen", nannten. Es gab deren sowohl unter den Vasallen des Taikun, die einen vornehmen Herrn an der Spitze hatten, als auch unter den Plebejern, deren Haupt irgend ein angesehener und ehrenwerther Bürgersmann war. Beide Classen von Otokodaté rivalisirten unter sich und hatten allerlei Conflicte und Reibungen mit einander, ähnlich wie die Corporationen der deutschen Studenten. Unter dem obigen Titel erhalten wir eine Reihe meist sehr wilder und blutiger japanischer Charakterbilder aus der Geschichte und dem Treiben dieser Banden, namentlich aus der Lebens- und Leidensgeschichte eines wegen seiner Tugenden und Wohlthaten in Japan berühmten Chefs der bürgerlichen Otokodaté, Namens Tschobei von Bandsuin, dessen grausamer Tod von einem ihn verfolgenden Oberhaupte der Adeligen herbeigeführt wurde. Die ganze Geschichte dieses Tschobei ist voll von Mord, Raub und Racheübung, und als wenn dessen nicht genug sein könnte, sind von dem japanischen Erzähler auch noch eben solche Geschichten als Intermezzos in den Rahmen des Ganzen in ähnlicher Weise eingeschachtelt, wie von den japanischen und chinesischen Künstlern nicht selten ein hölzernes Kistchen oder eine elfenbeinerne Kugel in die andere gefügt wird. Uebrigens läßt auch diese Erzählung oder vielmehr dieses Knäuel von abenteuerlichen Geschichten uns wieder mehrere Blicke in das Wesen und den Charakter

des merkwürdigen Inselvolks thun. Es giebt auch in ihr wieder Scenen und Situationen, die ganz einzig in ihrer Art sind und nur in Japan so vorkommen können. So um nur Etwas hier hervorzuheben, das bewundernswürdige Benehmen der beiden an den Bettelstab gebrachten, durch Krankheit und Leiden ganz elend und invalide gewordenen, und doch stets so nobel und heroisch gesinnten, so feurigen und muthigen jungen Edelleute. Der Edelmuth und Dulderſinn Tschobei's, des Haupthelden des Stücks, wird jedem Leſer wohlthun.— Da der Bericht nicht fingirt, sondern thatsächlich und historisch ist, so zeigt er, wie weit es in solchen Dingen in Japan gehen kann.

Der Herausgeber, Herr Mitford, entnahm diese Geschichte einem von ihm überſetzten Manuscript, welches ein japanischer Gelehrter, Namens Nagasawa, abfaßte. Die Gegenstände, die sie behandelt, sind jedem Japaner bekannt und geläufig, und in Japan so zu sagen householdwards.

---

5. Asakusa und die japanischen Schau-, Lust- und Trauerspiele.

„Asakusa" heißt einer der belebteſten Stadttheile Jedo's, in welchem sich die zahlreichen Wahrsager, Musiker, Sänger, Tänzer, Gaukler und Kunststückmacher herumtreiben und in deſſen Nähe sich auch die meisten Schauspielhäuser der Sadt

befinden. Der Verfasser giebt uns nach einem japanischen Buche mit dem Titel: „Führer durch die glückliche Stadt Jedo", und „nach andern einheimischen Quellen", sowie auch zum Theil nach eigener Anschauung ein farbenreiches Bild von dem Treiben und den Scenen auf diesem merkwürdigen Platze. Zugleich fügt er einige lehrreiche Bemerkungen über die Geschichte und das Wesen des japanischen Dramas bei und theilt in einem Anhange den Inhalt mehrerer interessanter Schauspiele, die jüngst bei der Anwesenheit des Herzogs von Edinburgh in Jedo aufgeführt wurden, und denen der Verfasser selber beiwohnte, in kurzer Weise mit. Wir erfahren daraus deutlich und umständlich, wie es bei solchen Aufführungen auf der japanischen Bühne hergeht.

---

6. Die wundervollen Abenteuer des Funakoschi Dschujémon.

Die nicht sowohl historischen als vielmehr nur sagenhaften Abenteuer des Dschujémon könnte man mit denen des englischen Robin Hood und seiner Gesellen vergleichen. Wenn sie sich auch nicht mit dem Dschujémon genau so begeben haben, wie sie hier erzählt werden, so haben sie sich doch vermuthlich hundertmal in Japan in ähnlicher Weise zugetragen und sie sind daher so zu sagen noch mehr als historisch, nämlich typisch, und gewähren wieder ein treues Bild japanischer Sitten und Anschauungen. Sie zeigen, was dort häufig oder gewöhnlich

vorkommt. Unter Andern beweist die Art der Rache, welche Dschujémon an dem Weibe, das ihn entehrt hatte, und an ihrem Buhlen, einem Preisfechter, nahm, und die Strafloſigkeit, die ihm bei dem Gerichte für die Racheübung zuerkannt wurde, die hohe Bedeutung, welche die Japaner der Heiligkeit der ehelichen Bande beilegen.

Weil in dieſer Geſchichte des Dschujémom ein Preisfechter eine hervorragende Rolle ſpielt, hat unſer Verfaſſer derſelben eine kleine, ſehr intereſſante Abhandlung über die japaniſchen Ringer und Preisfechter angehängt, und manches Neue über ihre Sitten und Geſchichte mitgetheilt.

7. Das Etamädchen und der Hatamoto.

Die ſogenannten Eta*) ſind die Pariahs von Japan, die Hatomoto dagegen Edelleute. Und wie in Europa Gott Amor zuweilen, auf Standesunterſchiede keine Rückſicht nehmend, zwiſchen Grafen, Rittern und ſchönen Zigeunerinnen Verbindungen anſpinnt, welche dann zu allerlei romantiſchen Conflikten führen, ſo geſchah dies auch in Japan einſt zwiſchen Genſaburo, einem vornehmen Hatamoto, und dem verachteten, aber reizend ſchönen Etamädchen O Kojo, einer japaniſchen Pretioſa, deren Liebſchaft in dieſer Geſchichte geſchildert wird. Die bei einer zufälligen Begegnung plötzlich Genſaburo und

*) Andere ſchreiben: „Jeta".

O Kojo auflodernde Leidenschaft, die geheimen Zusammenkünfte der Beiden, ihre treue Liebe, welche alle sie bedrohenden Gefahren nicht berücksichtigt und bis in den Tod dauert, dies Alles ist in unserer japanischen Liebesgeschichte ungefähr so wie bei Shakespeare's Romeo und Julie. Nur das Ende ist in Japan noch viel tragischer als bei uns in Europa. Denn wer in Japan sich in eine so arge Mesalliance einläßt, zieht, wenn diese an's Tageslicht und vor Gericht kommt, nicht nur sich und seiner Geliebten, sondern auch seinem ganzen Geschlechte und allen seinen Helfershelfern Schande und Verderben zu. Und so endigt denn auch unser Roman nach dem Genusse eines verstohlenen Liebesglücks mit dem völligen Untergange der beiden Helden, des Hatamoto und des Etamädchen, ihrer Familien und ihrer Freunde. Die ganze Geschichte ist in unserm Buche einfach und gut erzählt. Besonders lebhaft ausgeführt ist die Darstellung der Scene, in welcher der vornehme Edelmann dem schüchternen und bescheidenen Etamädchen auf stürmische Weise seine Liebe erklärt.

---

8. Japanische Märchen.

Märchen und Feengeschichten bilden in Japan, wie anderswo, einen kleinen Literaturzweig für sich. Sie werden dort in separaten kleinen, mit Bildern illustrirten Büchelchen gedruckt, welche die Familienväter und die Kinder begierig kaufen.

Es giebt, wie mich ein Japaner versichert hat, bei den japanischen Buchhändlern ganze Haufen solcher Bücher mit Kindergeschichten, welche die Mütter ihren Kleinen erzählen, um sie damit in Schlaf zu lullen.

Herr Mitford hat einige derselben aufgespürt und mitgetheilt. Er hat sie wie alles Uebrige wörtlich aus dem Japanischen übersetzt. Sie sind einfach, echt volksthümlich erzählt und man wird sie eben so gern lesen, wie unsere Grimmschen Märchen. Dabei sind sie ganz originelle japanische Gewächse, aus den Lebensverhältnissen, den Sitten, den abergläubischen Vorstellungen und der Phantasie dieses Inselvolks hervorgegangen. Sie scheinen nicht mit andern Märchen des Orients, weder mit arabischen, noch mit den kürzlich gesammelten indischen in Zusammenhang zu stehen. Es waltet in ihnen eine äußerst kecke Phantasie, die nicht nur den Naturgegenständen, den Thieren, Pflanzen, Steinen, Strohhalmen ꝛc., sondern auch den menschlichen Geräthschaften, den Theekesseln, Reismörsern, Besenstielen ꝛc., Leben, Vernunft und Sprache ertheilt, und auch solche Dinge wie Menschen handelnd und redend auftreten läßt. — Sie tragen ein ganz national-japanisches Gepräge und führen uns wieder durch ein anderes Thor in das Innerste der Denk- und Lebensweise dieses Volkes ein.

Herr Humbert, der bekannte schweizer Reisende und Berichterstatter über Japan, der dort eine ganze Bibliothek von populären Geschichten, Märchen, Legenden und moralischen Erzählungen zusammen kaufte, macht von ihnen folgende kritische Bemerkung: „Der Werth dieser Productionen," sagt er, „scheint

mir wesentlich in der Wahl der Ausdrücke, in der originellen Wendung der Phrasen, und, um es mit einem Worte zu sagen, in der Eleganz des Styls zu liegen, von welchem Allen eine Uebersetzung nur selten eine entsprechende Vorstellung giebt." — Dies gilt namentlich von den verkümmerten und nachlässigen Uebersetzungen, die uns hie und da auch Sir Rutherford Alcock und andere flüchtige Besucher Japan's mitgetheilt haben. Da Herr Mitford treu und vollständig übersetzt hat, so erhalten wir durch ihn wenigstens ein so richtiges Bild von der Eleganz und Originalität des Styls in diesen literarischen Erzeugnissen der Japaner, wie es eine Uebersetzung überhaupt geben kann.

Der zweite Band des Buchs enthält folgende Erzählungen:

1. Der Geist von Sakura.

Diese Geschichte gehört wieder zu den interessantesten und lehrreichsten Mittheilungen unseres Buches. Sie wirft ein helles Licht auf die Zustände der zahlreichsten Volksclasse Japan's, der ehrlichen, fleißigen und doch oft so bedrückten und armen Bauern, und auf ihre Verhältnisse zu ihren großen Herren und Landeigenthümern. — Ein Mitglied der vornehmen, berühmten und reich begüterten Hottafamilie, Namens Kotsuké no Suké Masanobu, Herr des Schlosses Sakura, drückte seine Pächter mit unbarmherzigen Frohnarbeiten und willkür-

lichen Abgaben und brachte sie in die größte Armuth und Verzweiflung, so daß sie sich endlich gegen ihn auflehnten, einen Bund unter sich machten und beschlossen, ihre Klagen vor den Taikun zu bringen. An ihre Spitze trat als Vorredner ein ehrlicher Bauer, Namens Sogoro, der das größte Mitgefühl mit seinen Freunden und Standesgenossen empfand und sich entschloß, die von den Vorstehern von 135 Dörfern unterzeichnete Klage- und Bittschrift dem Taikun zu überreichen, was er auch auf öffentlicher Straße ausführte. Der harte Schloßherr Kotsuké no Suké wurde darnach zwar gezwungen, seine grausame Verfahrungsweise gegen die Pächter zu ändern und die drückenden Abgaben wieder zu mindern. Aber er entbrannte gegen den Bauern Sogoro, der ihn durch seine Anklage geschädigt hatte, in furchtbarer Rache. Er ließ ihn ergreifen, machte ihm wegen der Ueberreichung der Petition an den Taikun auf öffentlicher Straße, was in Japan als ein hochverrätherisches, mit strenger Strafe bedrohtes Verbrechen betrachet wurde, den Proceß und ließ ihn mit sammt seiner Frau und seinen Kindern trotz der Fürbitten aller Bauern, Beamten und Wohlgesinnten auf höchst unbarmherzige Weise am Kreuze sterben. Sogoro und die Seinen ertrugen diesen grausamen Tod als Märtyrer für das Volk mit der größten Duldung und mit rührendem Heldenmuthe. Allein nach ihrem Tode erschienen sie dem von seinem Gewissen geplagten Tyrannen und seiner Gemahlin als nächtliche Quälgeister. Die letztere wurde von den Gespenstern so geängstigt, daß sie darüber erkrankte und starb und auch der vornehme Despot

ſelbſt gerieth durch den ihn verfolgenden Spuk in die größte Bedrängniß und Verzweiflung und wurde endlich ſo klein gemacht, daß er von Reue zerknirſcht, anfing, dem Geiſte ſeines Bauern Sogoro Abbitte zu thun. In Folge deſſen nahm die Geſpenſterplage ab. Doch gerieth Kotſuké no Suké in noch anderes und tieferes Unglück. Seiner ihm angeborenen Leidenſchaftlichkeit gemäß tödtete er in einem Zanke am Hofe des Taikun einen andern großen Edelmann, mußte darüber flüchtig werden, wurde des Hochverraths angeklagt und zum Verluſte ſeiner Ehren und Güter verurtheilt. In ſeiner Herzensangſt, in welcher er erkannte, daß all dieſes Unglück ihn nur als eine gerechte Strafe für die grauſame Ermordung Sogoro's, ſeiner Frau und unſchuldigen Kinder getroffen habe, wandte er ſich an den Mikado, das kirchliche und kaiſerliche Oberhaupt Japan's, und bat ihn, den Bauern Sogoro zum Landesheiligen zu erklären. Dies geſchah, Kotſuké no Suké errichtete ſeinem heilig geſprochenen Leibeigenen einen großen Tempel, bei welchem die Leute zur Anbetung herbeiſtrömten, um die Feier ſeines Namens auf alle folgenden Geſchlechter zu überliefern. — Nach dieſer großartigen Sühne wurde dann der nun ganz gedemüthigte Kotſuké no Suké begnadigt und in ſeine Ehren und Güter wieder eingeſetzt. — Die Erzählung von ſeinen Geſchicken, ſo wie von denen des armen edlen Bauern Sogoro, iſt noch bis auf den heutigen Tag eine der populärſten in ganz Japan, wo ſie Jeder kennt. — Die Hauptmomente der Geſchichte, die Verſchwörung der Bauern, die Kreuzigung des Dulders Sogoro und ſeiner mit ihrem Vater muthig in den

Tod gehenden Frau und Kinder, der Gespensterlärm und der Reumuth des bösen Herrn sind in unserer Erzählung rührend und ergreifend, ich möchte fast sagen, meisterhaft erzählt.

---

2. Tajima Schumé.

Der fahrende Ritter Tajima Schumé, ein sonst nicht unedler Charakter, wurde eines Tages vom Teufel in Versuchung geführt, einen reichlich mit blankem Gelde versehenen Reisegenossen, einen Priester, mit dem er zusammentraf, zu berauben und heimlich zu ermorden. Das geraubte Geld gedieh bei ihm und da er damit glücklich speculirte, wurde er ein reicher Mann, den eine splendide Haushaltung und eine zahlreiche scheinbar glückliche Familie umgab. Aber nachdem er Alles, wonach ihm verlangte, erreicht hatte, und wie er seine Habe und die Häupter seiner Lieben überschaute und zählte, fing er an, über die faule Quelle dieses Reichthums nachzusinnen. Auf dem Gipfel des Glücks überfielen ihn Gewissensbisse und der Geist seines gemordeten Reisegefährten erschien ihm zu wiederholten Malen, so daß er darüber in eine heftige, den Seinigen unerklärliche Krankheit verfiel. Er schien am Rande des Grabes zu sein, bis ein Priester, der die Ursache seines Zustandes errieth, und der sein von Reue zerrissenes Gemüth mitleidig erkannte, tröstend an sein Krankenlager trat, ihm des Himmels Gnade verhieß und ihn bewog, seinen Reichthum den Tempeln und

den Armen zuzuwenden und durch ein hinfüro der Mildthätigkeit und dem Gutesthun hingegebenes Leben seine Missethat abzubüßen. — Die Hauptmomente auch dieser Geschichte sind wieder vortrefflich erzählt.

3. Verschiedene Arten von Aberglauben betreffend.

Unter diesem Titel theilt der Herausgeber verschiedene japanische Gespenstergeschichten mit. Er hat dieselben solchen „Geschichtenbüchern" entnommen, wie es deren viele und sehr populäre in Japan giebt, und die immer besonders reich an Erzählungen und Sagen von Geistern zu sein pflegen. Wie bei uns „die weißen" und „schwarzen Damen", so spielen in Japan die gespenstischen Füchse, Katzen, Dachse ꝛc. zuweilen eine große Rolle in der Geschichte alter und vornehmer Familien. Jede der von unserem Verfasser ausgewählten Spukgeschichten hat irgend ein nicht unbedeutendes Interesse.

Die „Vampirkatze von Nabeschima" gewährt eine merkwürdige Parallele zu ähnlichen schreckhaften, von Vampiren handelnden Sagen der Ungarn und Wallachen.

Die Geschichte „von dem Manne, dem von zwei Füchsen der Kopf geschoren wird", ist recht launig und die „von dem dankbaren Fuchse", sehr rührend und bezeugt das zarte Mitgefühl, das die Japaner selbst für die wilden Creaturen haben.

Nicht weniger charakteristisch ist die Geschichte „von dem Gelde des Dachses", die uns in die Hütte eines frommen japanischen Einsiedlers führt und das Leben und Treiben eines solchen so wie sein Verhältniß zu der ihn umgebenden Natur und Wildniß vor Augen bringt.

Die Erzählung „von dem Fürsten und dem Dachse", in welcher ein alter Fürst zu Gunsten seines Sohnes abdankt und ihm die Regierung übergiebt, weil er Anzeichen eines außerordentlichen Scharfsinns an demselben entdeckt zu haben glaubt, ist in ihren Motiven und Fortgange wieder echt japanisch. — Auch alle diese Spukgeschichten sind sehr gut, lebhaft, drastisch, dabei auch kurz und bündig erzählt.

---

4. Predigten.

Die Priester verschiedener Religionsparteien und Secten Japan's halten vor ihren Gemeinden auch zu Zeiten moralisirende und dogmatisirende Predigten, von denen wir bisher nichts Authentisches vernommen haben. Als unser Verfasser einst von der Ankündigung solcher Predigten in einem Tempel Jedo's hörte, begab er sich mit einem Maler und Schnellschreiber an Ort und Stelle, ließ die ganze Gemeinde frommer Japaner abconterfeien und die vor ihnen gehaltene Rede wörtlich aufzeichnen. In dem Abschnitte „japanische Predigten" giebt er uns zunächst einen lebensvollen Abklatsch dessen, was er dort selber sah und hörte.

Aber auch die Japaner selbst haben die Reden vieler ihrer Priester aufgezeichnet, gesammelt und drucken lassen. Eine der besten Sammlungen dieser Art ist der „Kiu-ô-Dôwa", in welchem die Predigten eines Priesters von der sogenannten „Schingakusecte" enthalten sind. Die Anhänger dieser Secte sind Eklektiker, die in ihrem System Alles vereinigt zu haben glauben, was die drei Hauptreligionen Japan's, die altjapanische Schintoreligion, — die Lehre des Confucius — und der aus Indien über China und Korea eingeführte Buddhismus Vortreffliches enthalten. — Die Predigten und Lehren dieser Secte sind daher am besten dazu geeignet, die unter dem japanischen Volke am meisten verbreiteten Glaubenssätze und moralischen Anschauungen zu charakterisiren. Der Herausgeber theilt uns aus jener Sammlung drei Predigten als Proben japanischer Kanzelberedsamkeit mit. Man erkennt in ihnen ein eigenthümliches in Japan zu Stande gekommenes Gemisch buddhistischer und altchinesischer Grundsätze und Meinungen.

Die populäre und zum Theil sehr humoristische Weise des Vortrags erinnert ein wenig an unsere Kanzelredner aus der Schule des Abraham a Santa Clara. — Die Lehren des Confucius und Buddha's werden beständig mit aus dem Leben gegriffenen Beispielen erläutert und mit kleinen eingefügten Erzählungen, Anekdoten und sonstigen ansprechenden Episoden unterhaltender gemacht. — Einige dieser Erzählungen sind in ihrer Art ganz ausgezeichnete Compositionen, z. B. die „von den beiden neugierigen Fröschen", die bei ihren Ausblicken in die Welt und bei der Beurtheilung der Dinge ganz die eigen-

thümliche Stellung ihrer Augen vergessen, wie es auch vorwitzigen Menschen passirt, — und die „von dem dummen Fische Sagajé", der sich in seinem Muschelgehäuse so sicher glaubte und doch so unverhofft mit sammt seinem Gehäuse auf den Markt und auf die Schlachtbank geführt wurde.

Wahrhaft ergreifend ist die „Erzählung von dem verlorenen Sohne" und von der rührenden Liebe der Eltern zu ihm, — und wiederum sehr launig und mit einem trefflichen humoristischen Schlusse versehen ist die Geschichte „von den guten Freunden, welche das Geschrei der Hirsche im Walde belauschen wollen", die, während sie vergebens horchen, über ihre häuslichen Angelegenheiten und Sorgen in Gespräche gerathen und dabei so viel zu bejammern finden, daß ihre Klage laut in den Wald hinausschallt, wodurch am Ende die Hirsche herbeigezogen werden, welche nun dem Geschrei der Menschen still und verwundert zuhören, statt von ihnen belauscht zu werden.

Dieses ganze Capitel wurde schon einmal in dem hübschen Buche „Japan, ein Vortrag von Eufemia von Kudriaffsky" in deutscher Sprache mitgetheilt.

---

5. Das Harakiri.

Das „Harakiri" der Japaner, die unter gewissen Umständen durch die Sitte gebotene Selbstentleibung, ist als eine ganz ungewöhnliche und bei andern Völkern gar nicht vor-

kommende Erscheinung lange unter uns berühmt gewesen und häufig besprochen worden. Aber zum ersten Male erhalten wir hier eine umständliche und eingehende Schilderung von allen den Ceremonien und Feierlichkeiten, mit denen die Japaner das grausliche Bauchaufschneiden ihrer Edelleute umgeben und zum Theil seine Schrecken etwas gemildert haben. Dieselbe ist von einem japanischen Autor und Kenner des Gegenstandes entworfen, dessen „sehr seltene Schrift" Herr Mitford übersetzt hat.

Es ist ein merkwürdiges Stück des japanischen Criminal- oder und seines Prozeßverfahrens. Allen, die bei einer solchen Selbsthinrichtung eine Rolle zu spielen haben: der Hauptperson, die den Act des Leibaufschneidens an sich vorzunehmen hat, oder dem sogenannten „Prinzipal", — seinen Gehülfen, namentlich dem sogenannten „Kaischaku" (Secundanten), — den Zeugen, die dabei zugegen sein müssen, — dem Beamten, der zuvor den Urtheilsspruch verkündet, und auch denen, welche die Decorirung des Orts der Hinrichtung besorgen müssen ꝛc. ꝛc., wird in den verschiedenen Paragraphen dieser Abhandlung genau vorgeschrieben, wie sie zu verfahren haben, — wie und wo sie sich hinstellen oder setzen müssen, — welche Kleidung sie anlegen, welche Worte sie sprechen sollen ꝛc. ꝛc.

Auch von den Variationen der Harakirifeierlichkeiten hören wir etwas. Sie waren zu verschiedenen Zeiten etwas verschieden. Auch wichen sie in gewissen Gegenden des Landes von der allgemeinen Norm ein wenig ab, und waren je nach dem Stande der betreffenden Personen mehr oder minder vollständig oder ceremoniös.

Unser Verfasser mußte in Folge seiner offiziellen Stellung selbst einmal dem Harakiri eines edlen Japaners beiwohnen. In einem Anhange schildert er uns die ergreifenden Scenen, die er ansah, in sehr draftischer Weise. Auch bei solchen Gelegenheiten kommt es in Japan wieder zu Vorfällen und Situationen, die einzig in ihrer Art sind. Ein wohlwollender Mann kann z. B. durch die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Japaner in die Lage versetzt werden, daß der letzte Liebesdienst, den er seinem Freunde leistet, darin besteht, daß er ihm rasch, geschickt und muthig den Kopf abschneidet. Denn das Amt eines Kaischaku, d. h. des Mannes, der den Qualen des Bauchaufschneidens durch Köpfen rasch ein Ende macht, übernimmt nicht selten ein Busenfreund.

6. Ueber verschiedene Gebräuche und Ceremonien der Japaner.

Ein so höfliches und ceremoniöses Volk wie die Japaner kann natürlich nicht ohne Complimentirbücher und ohne einen fleißig ausgearbeiteten Ceremoniencodex sein. Ein solcher ist der sogenannte „Schorei Hikki" (das Verzeichniß der Ceremonien), ein offizielles Handbuch für die Einrichtung und correcte Anordnung aller Arten von Feierlichkeiten. Unser Verfasser hat sich dieses Buch verschafft und uns einige Capitel aus demselben mitgetheilt, nämlich eins „über die Hochzeitsfeier", ein zweites „über die Gebräuche bei der Geburt, Namengebung,

Mündigkeitserklärung" ꝛc. der Kinder, und ein drittes „über die Begräbnißgebräuche". —

Man muß in der That erstaunen über die ängstliche und in das geringste Detail eingehende Sorgfalt, mit welcher in diesem Codex Alles bestimmt und abgewogen wird. Da werden die Gewänder, welche Braut und Bräutigam und ihre Gäste bei der Hochzeit tragen müssen, ihr Zuschnitt und ihre Farbe genau beschrieben, — die Geschenke, die sie sich senden sollen, alle umständlich aufgezählt, sogar auch die richtige Art der Verpackung dieser Geschenke gelehrt. Auch die Gerichte, welche beim Hochzeitsmahle zu erscheinen haben, werden festgesetzt, ebenfalls die Art, wie man sie zubereiten und auftragen muß, — desgleichen die Anzahl von Tassen Weines, die Jeder bald bei diesem, bald bei jenem Tempo des Actes zu trinken, sowie was er dabei zu sprechen hat. Auch erfahren wir, was unbemittelte Leute wohl allenfalls dabei auslassen können, was dagegen bei den Vornehmen die Etiquette durchaus erfordert. Bei der Ausstattung des Brautschatzes hat jeder Gegenstand seinen angemessenen und ihm zukommenden Platz.

Wir Europäer haben in unserer Kindheit hauptsächlich nur zwei festliche und betonte Lebensmomente, erstlich die Taufe und dann die sogenannte „Confirmation". Die Japaner dagegen haben schon *vor* der Geburt für das noch zu hoffende Kind Feierlichkeiten und Ceremonien. So im fünften Monat der Schwangerschaft eine feierliche Gürtelanlegung. Dann kommen die ceremoniösen Umständlichkeiten *bei* der Geburt selbst, darauf gleich am siebenten Tage *nach* der Geburt das

Fest, welches „die Gratulation der siebenten Nacht" heißt, und an welchem das Kind seinen ersten, später noch mehrere Male umgeänderten Namen erhält, — darauf der hundertzwanzigste Tag nach der Geburt, an dem das Kleine von der Mutterbrust entwöhnt, und zu welchem ein eigener Ceremonienmeister, „der Entwöhnungsvater", und die Entwöhnungsmutter" ernannt wird. Vom dritten Lebensjahre an macht sich die Etiquette an verschiedenen bestimmten Tagen Allerlei mit den Haaren des Kindes zu thun. In dem einen Jahre werden die Haare so, in dem andern anders geschoren oder verschnitten. Der wichtigste der Haarschneidetage ist ein mit großer Vorsicht auserwählter Glückstag im fünfzehnten Lebensjahre, an welchem dem Knaben die hübsche kleine Stirnlocke, die er bis dahin trug, weggeschnitten wird. An demselben Tage setzt man ihm denn auch die „Edelmannshaube" auf und er erhält nun seinen Platz unter den Erwachsenen. Es wird für diesen Tag wieder ein eigener Ceremonienmeister, der sogenannte „Haubenvater", erwählt. Die abgeschnittene Stirnlocke wird auf den Hausaltar für immer niedergelegt und nachher Dem, dem sie einst angehörte, bei seinem Tode mit in's Grab gegeben. — Außer den genannten Festtagen der Kindheit giebt es noch andere, z. B. einen im vierten Lebensjahre, an welchem dem Knaben das weite Beinkleid der Samurai angelegt wird. — Ueber alle diese und andere Festtage und Lebensabschnitte, welche die Japaner so sorgfältig in's Auge gefaßt und markirt haben, gehen wir europäischen Barbaren ganz achtlos hinweg. —

Unter Dem, was der japanische Ceremoniencodex über

die Begräbnißgebräuche sagt, möchte ich als besonders eigenthümlich und beachtenswerth folgende Punkte hervorheben: erstlich, daß er die Beerdigung der Eltern als die wichtigste Ceremonie bezeichnet, die ein Mensch während seines ganzen Lebens vorzunehmen hat, — zweitens, daß er das Verbrennen der Leichen als so außerordentlich tadelnswerth und verabscheuungswürdig*) bezeichnet, und entschieden auf Beerdigung besteht, — drittens, daß seine Vorschriften über das Betragen der Theilnehmer bei der Beerdigung vielfach an unsere mittelalterlichen Polizeiverordnungen und Begräbnißsitten erinnern, — und endlich viertens, daß jeder Japaner nach seinem Tode, als wenn er nun ein Heiliger oder bei seiner Verklärung ein ganz anderes Wesen geworden wäre, einen neuen himmlischen Namen empfängt.

Mit dieser Betrachtung über das Lebensende und mit der Schilderung der Begräbnißfeierlichkeiten schließt unser Buch ab.

Auch auf die dem Buche beigefügten Illustrationen möchte ich noch den deutschen Leser aufmerksam machen. Sie rühren von einem japanischen Künstler her und man wird sie nicht weniger charakteristisch finden, wie die Erzählungen selbst.

*) Jedoch wohl nur für die Mehrzahl der Japaner und namentlich für die Vornehmen. Denn bei manchen geringen Classen und Secten Japan's und namentlich bei den japanischen Pariahs, den Etas, ist das Verbrennen der Leichen herkömmlich.

I.

Die Siebenundvierzig Ronins.

Die Siebenundvierzig Ronins.

In der Mitte einer Gruppe alter ehrwürdiger Bäume in Takanawa, einer Vorstadt Jedos, liegt der Berg-Quellen-Tempel Sengakuji verborgen, welcher weit und breit in Japan wegen seiner Gräber berühmt ist, in denen „die siebenundvierzig Ronins"*), die in Japan's Geschichte und Volks-

*) Das Wort „Ronin" bedeutet buchstäblich ein „Wellen-Mann", ein Mensch, der hin- und hergeschleudert wird, wie die Wogen der See. Es wird zur Bezeichnung von Personen edler Herkunft gebraucht, die sich von ihren Lehnsherren entweder freiwillig losgesagt haben, oder von ihnen entlassen wurden, und die darnach im Lande wie eine Art von abenteuerlichen fahrenden Rittern, ohne nachweisbare Subsistenz-Mittel umherschweifen, indem sie zuweilen in den Dienst anderer großer Herren treten, zuweilen auch sich durch Räuberei ernähren, mitunter auch wohl ganz von ihrer Rangstufe herabfallen und sich den bürgerlichen Gewerben und Handwerken widmen. Nicht selten auch ereignet es sich, daß ein Vasall aus politischen Gründen Ronin wird, damit sein Lehnsherr nicht in eine blutige That, die er, der Ronin, plant, verwickelt werde. Endlich auch werden manche Personen Ronins und verlassen ihren Geburtsort für einige Zeit, bis eine böse Geschichte, bei der sie betheiligt waren, wieder vergessen sein möchte, wonach sie dann zu ihrer friedlichen Stellung zurückkehren. Heutzutage ist es auch nicht ungewöhnlich, daß die Vasallen der großen Herren sich für einige Zeit zu Ronins machen und in den offenen Häfen sogar zu sehr niedrigen Verrichtungen in den Dienst der Fremden treten in der Hoffnung, sich etwas von den Sprachen und Wissensschätzen der „Westleute" aneignen zu können. Ich kannte Personen von ziemlich hoher Geburt, die von Wissensdurst bewogen diesen Weg eingeschlagen hatten.

bramen so viel gepriesenen tapferen Männer, deren glorreiche Thaten ich nun erzählen will, begraben liegen.

Auf der linken Seite des Haupthofes dieses Tempels ist eine Kapelle, in welcher unter der vergoldeten Figur des Kwanjin, des Gottes der Barmherzigkeit, die Statuen der siebenundvierzig Männer und ihres vielgeliebten Herrn aufgestellt sind. Dieselben sind aus Holz geschnitzt, die Gesichter gefärbt, und die Kleider reich lackirt. Es sind Kunstwerke von großem Werthe. Positur und Ausdruck der Helden jeder mit seinen Lieblingswaffen angethan, wunderbar lebhaft und sprechend. Einige von ihnen sind ehrwürdige Greise mit grauem dünnen Haar (einer war siebenundsiebzig Jahre alt) andere sind sechzehnjährige Knaben. Nahe bei der Kapelle, zur Seite eines auf einen Hügel führenden Fußpfades sprudelt eine kleine Quelle klaren Wassers. Sie ist eingefaßt und von einem Gebüsch zierlicher Farnkräuter umgeben, über welcher eine Inschrift angebracht ist, die Folgendes besagt: „Dies ist die „Quelle, in welcher der Kopf gewaschen wurde. Niemand darf „hier seine Hände oder Füße waschen." Ein wenig abseits ist eine kleine Bude, in der ein alter Mann durch den Verkauf von Büchern, Bildern und Medaillen, welche die loyalen Thaten der „Siebenundvierzig" verewigen, seinen Lebensunterhalt gewinnt.

Noch etwas höher bergauf findet sich, von einer Gruppe stattlicher Bäume überschattet, eine zierliche Einfassung, welche, wie eine Inschrift verkündet, durch freiwillige Beiträge unterhalten wird. Innerhalb derselben sind rund herum achtund-

vierzig kleine Grabsteine aufgestellt, jeder mit Immergrün bedeckt und bei jedem etwas Wasser und etwas Weihrauch für die entschlafene Seele. Es sind nur siebenundvierzig Ronins gewesen, dagegen sind es achtundvierzig Grabsteine und die Geschichte des achtundvierzigsten ist, wie sich später zeigen wird, sehr charakteristisch für die Begriffe von Ehre bei den Japanern. Dicht an den Gebäuden des Leichenackers steht ein großartigeres Monument, unter welchem der vornehme Herr, dessen Tod seine frommen Anhänger rächten, begraben liegt.

Doch nun zu unserer Geschichte:

Im Anfange des 18. Jahrhunderts lebte ein Daimio mit Namen Asano Takumi no Kami, Schloßherr von Ako in der Provinz von Harima. Damals traf es sich, daß ein kaiserlicher Gesandter von dem Hofe des Mikado zum Schogun*) in Jedo geschickt wurde, und daß man jenen Herrn Takumi no Kami und einen andern Edelmann mit Namen Kamei Sama beauftragte, den Gesandten zu empfangen und

*) Der volle Titel des Taikun war Sei—i—tai—Schogun („der die Barbaren bändigende General-Commandeur"). Der Titel „Tai kun" („Großer Fürst") wurde für ihn zur Zeit der Abschließung der Verträge eingeführt, um den Fremden die Vorstellung einzuflößen, daß er Souverain sei. Die Gesandten des Mikado von Kioto, die dem Schogun den Willen seines Souverains kund thun sollten, mußten von ihm mit kaiserlichen Ehrenbezeugungen empfangen werden, und die Pflicht sie ehrenvoll zu bewirthen, wurde Edelleuten von hohem Range auferlegt. Den Titel Sei—i—tai—Schogun nahm zuerst Minamoto no Yoritomo, im siebenten Monate des Jahres 1192 n. Chr. G., an. —

ihm die Honneurs zu machen, und ein hoher Beamter Namens Kira Kotſuké no Suké, ſollte jene Beiden über das bei ſolchen Gelegenheiten herkömmliche und nothwendige Ceremoniell belehren.

Die beiden Edelleute mußten daher täglich zum Schloſſe gehen, um die Inſtructionen des Kotſuké no Suhé anzuhören. Dieſer Kotſuké no Suké war aber ein äußerſt habgieriger und egoiſtiſcher Menſch, und da er meinte, daß die Geſchenke, welche die beiden Daimios dem durch die Zeit geheiligten Gebrauche gemäß ihm für ſeine Bemühungen dargebracht hatten, zu werthlos und ſeiner unwürdig ſeien, ſo wurde er mit Aerger und Haß gegen ſie erfüllt, gab ſich nicht die gehörige Mühe bei den Belehrungen, machte die beiden Herren vielmehr zum Gegenſtande ſeines Spottes. Der von einem ſtrengen Pflichtgefühl zurückgehaltene Takumi no Kami ertrug die Beleidigungen mit Geduld. Aber Kamei Sama, der ſein Temperament nicht zu zügeln verſtand, fühlte ſich ſehr empfindlich verletzt und entbrannte dermaßen von Rachegefühlen, daß er beſchloß den Kotſuké no Suké um's Leben zu bringen.

Eines Abends nach Verrichtung ſeiner Pflichten im Palaſte des Taikun kehrte Kamei Sama zu ſeinem eigenen Schloſſe zurück, rief ſeine Vertrauten und Räthe*) zu einer geheimen Sitzung zuſammen und ſprach zu ihnen:

*) „Räthe", buchſtäblich „Aelteſte". Die Räthe oder Aelteſten der Daimios theilten ſich in zwei Claſſen: die „Karo" (die eigentlichen „Aelteſten"), ein erbliches Amt, welches die Mitglieder der Nebenlinie der fürſtlichen Familie bekleideten, und die „Yonin" oder Geſchäftsleute, die vom Fürſten wegen ihrer Verdienſte und Talente erwählt und angeſtellt wurden. Dieſe „Räthe" der Daimios ſpielen eine große Rolle in der Geſchichte Japans.

„Kotſuké no Suké hat den Takumi no Kami und mich, während wir bei dem kaiſerlichen Geſandten den Dienſt verrichteten, bitterlich beleidigt. Dies iſt gegen Anſtand und Sitte, und ich fühlte mich ſehr aufgelegt, ihn auf der Stelle niederzuſtoßen. Doch beſann ich mich, daß wenn ich dieſen Racheakt innerhalb der Mauern des Palaſtes ausführte, nicht nur mein eigenes Leben verfallen ſei, ſondern auch meine Familie und alle meine Vaſallen ruinirt ſein würden. Und ſo hielt ich an mich. Aber das Leben eines ſolchen elenden Despoten iſt eine Plage für das ganze Volk und morgen, wenn ich zu Hofe gehe, will ich ihn erſchlagen. Darüber ſteht mein Entſchluß feſt und für alle Gegenvorſtellungen bin ich taub." — Indem er ſo ſprach, wurde ſein Angeſicht ganz bleich und blaß vor Wuth.

Nun war einer von Kamei Sama's Vertrauten ein Mann von ſehr gutem Urtheile, und als der aus dem Benehmen ſeines Herrn ſchloß, daß alle Einrede vergeblich ſein würde, ſprach er: „Eurer Herrlichkeit Worte ſind für mich ein Geſetz; Euer Diener wird demgemäß alle Vorbereitungen treffen. Und morgen, wenn Eure Herrlichkeit zu Hofe geht und dieſer Kotſuké no Suké wieder beleidigend werden ſollte, ſo mag der Tod ſein Loos ſein." —

Seinem Herrn gefiel dieſe Rede und er erwartete mit Ungeduld den Anbruch des Tages, damit er ſchnell zu Hofe käme und an ſeinem Feinde Rache nähme.

Aber der treue, in ſeinem Herzen ſehr bewegte Rathgeber ging unterdeſſen nach Hauſe und überlegte die Aeußerungen

eines Fürsten sorgfältig und ängstlich. Und indem er Alles erwog, kam er auf den Gedanken, daß Kotsuké no Suké, da er den Ruf eines habgierigen Geizhalses habe, sich wohl durch Bestechung gewinnen lassen könne und daß es besser sein möchte, ihm eine Summe, selbst eine sehr große, zu bezahlen, als daß sein Herr mit seinem ganzen Hause in Unglück geriethe. So raffte er denn so viel Geld wie möglich zusammen, übergab es seinem Diener zum Transport, ritt mit ihm noch denselben Abend zu Kotsuké no Suké's Palast und redete zu den Leuten desselben:

„Mein Herr, der jetzt bei dem kaiserlichen Gesandten den Dienst hat, fühlt sich dem Herrn Kotsuké no Suké zu großem Danke verpflichtet, da er sich mit seiner Belehrung über die bei dem Empfange des kaiserlichen Gesandten zu beobachtenden Ceremonien so viele Mühe gegeben hat. Das, was ich hier bringe, ist nur ein geringfügiges Geschenk, welches er durch mich übersendet; aber er hofft, daß Seine Herrlichkeit sich herablassen wird, es anzunehmen, und er empfiehlt sich selbst der Gnade Seiner Herrlichkeit." — Und mit diesen Worten übergab er ein Tausend Unzen Silbers für Kotsuké no Suké selbst, und ein hundert Unzen zur Vertheilung unter seine Leute. —

Als die letzteren das Silber erblickten, glänzten ihre Augen vor Freude und sie drückten ihren Dank mit verschwenderischer Beredsamkeit aus. Indem sie den Rath baten, ein wenig zu warten, gingen sie zu ihrem Herrn und erzählten ihm von dem herrlichen Geschenke, welches mit einer so höflichen Botschaft von Kamei Sama angekommen sei.

Der Brunnen, in welchem die Ronins den Kopf wuſchen.

Der ganz entzückte Kotſuké no Suké lud den Rath in eins ſeiner inneren Gemächer ein und nachdem er ihm gedankt hatte, verſprach er ihm, ſeinen Herrn am folgenden Morgen über alle verſchiedenen Punkte der Etikette ſorgfältig zu belehren. Der Rath, des alten Filzes Luſt wahrnehmend, freute ſich über das Gelingen ſeines Plans und kehrte, nachdem er ſich verabſchiedet hatte, in munterſter Stimmung nach Hauſe zurück. Aber Kamei Sama, der nichts davon ahnte, daß der treue Vaſall ſeinen Feind gewonnen hatte, lag die ganze Nacht wachend da, über ſeiner Rache brütend, und begab ſich am folgenden Morgen bei Tagesanbruch in feierlicher Prozeſſion zu Hofe.

Als Kotſuké no Suké ihm da begegnete, offenbarte derſelbe ein völlig verändertes Benehmen und eine ganz außerordentliche Höflichkeit. „Sie ſind ſchon frühzeitig zu Hofe gekommen, mein Herr Kamei," ſagte er. „Ich kann Ihren Eifer nicht genug rühmen. Ich werde die Ehre haben, heute Ihre Aufmerkſamkeit auf verſchiedene bisher noch nicht berührte Punkte der Etikette zu ziehen. Ich muß Eure Herrlichkeit erſuchen, mein früheres Benehmen zu entſchuldigen, es muß Ihnen recht unhöflich erſchienen ſein. Aber ich habe leider von Natur ein etwas grobkörniges Temperament, und ich bitte Sie, mir Alles verzeihen zu wollen."

Und während er nun fortfuhr, ſich mit Entſchuldigungen ſo zu demüthigen, wurde das Herz Kamei Sama's allmählig erweicht, und er ließ die Abſicht, ihn um's Leben zu bringen, fallen.

Auf dieſe Weiſe wurde Kamei Sama und ſein ganzes Haus durch die kluge Politik ſeines Rathes vor Unheil bewahrt.

Bald darnach kam auch Takumi no Kami, der keinerlei Geſchenk überſandt hatte, im Schloſſe an, und nun warf ſich Kotſuké no Suké's ganze Bosheit auf dieſen. Er überſchüttete ihn mit ſpöttiſchen und beleidigenden Anſpielungen. Doch Takumi no Kami ſchien dies Alles nicht zu bemerken und unterwarf ſich ganz geduldig den Befehlen Kotſuké no Suké's.

Dieſes Betragen war weit entfernt eine gute Wirkung zu haben. Es rief vielmehr Kotſuké no Suké's Hochmuth und Mißachtung noch mehr hervor, bis er zuletzt ganz übermüthig ausrief: „Hier, mein Lord von Takumi! Schauen Sie! das Band meiner Socke hat ſich gelöſt. Seien Sie ſo gut, es für mich wieder feſt zu binden.“

Takumi no Kami, obgleich bei dieſer Beſchimpfung von Zorn erglühend, hielt doch noch an ſich und da ihm einfiel, daß er hier im kaiſerlichen Dienſte und Palaſte und daß Gehorſam ſeine Pflicht ſei, ſo knüpfte er das Band der Socke zu. Darauf aber wandte ſich Kotſuké no Suké verächtlich von ihm ab und rief ganz muthwillig aus: „Ei, Herr Takumi, wie „ungeſchickt und plump Ihr ſeid! Ihr könnt ja nicht einmal „das Band einer Socke feſtknüpfen, wie ſich's gehört. Jeder„mann ſieht wohl, daß Ihr ein Bauer vom Lande ſeid und „nichts von den feinen Sitten der Reſidenz Jedo verſteht.“ — Und mit einem höhniſchen Gelächter verließ er das Vorzimmer um ſich zu einem der inneren Gemächer ſeines Palaſtes zu begeben.

Aber nun war auch die Geduld Takumi no Kami's erschöpft. Diese letzten Schmähworte waren mehr, als er ertragen konnte.

„Halt! einen Augenblick! mein Lord!" schrie er.

„Nun, was wollt Ihr noch?" erwiderte der Andere. Und indem er sich umkehrte, zog Takumi no Kami seinen Dolch und versetzte ihm einen Hieb auf den Kopf. Da aber Kotsuké no Suké durch die dicke Hofmütze, die er trug, geschützt war, so erzeugte der Hieb nur eine Schramme, und mit dieser kann er davon. Takumi no Kami versuchte zwar, indem er ihn verfolgte, noch einen Stoß. Aber er verfehlte ihn und sein Dolch flog in einen hölzernen Pfeiler. In diesem Augenblick trat ein Offizier Namens Kajikawa Josobei, der die Scene mit angesehen hatte, rasch hervor, hielt den rasenden Edelmann sanft zurück und gab dem Kotsuké no Suké Gelegenheit zur Flucht.

Darauf entstand nun im Palaste ein allgemeiner Tumult und eine große Verwirrung. Takumi no Kami wurde arretirt, entwaffnet und in einem Gemache des Palastes unter der Aufsicht der Censoren eingesperrt. Eine große Berathung wurde anberaumt und der Gefangene einem Daimio Namens Tamura Ukijo no Daibo übergeben, der ihn in seinem eigenen Palaste zum großen Kummer seines Weibes und seiner Vasallen unter Schloß und Riegel hielt. Und nach beendigter Berathung erfolgte der Bescheid, daß Takumi no Kami, weil er innerhalb der Mauern der Residenz des Taikun einen andern Mann angegriffen und verwundet habe, Harakiri vornehmen, das heißt sich selbst den Leib aufschneiden und tödten müsse, daß

ferner seine Güter confiscirt und seine Familie degradirt werden solle. Dies war der gesetzmäßige Urtheilsspruch, dem sich Takumi no Kami unterwerfen mußte. Er führte demgemäß das Harakiri aus. Sein Schloß Akô wurde confiscirt und seine entlassenen Vasallen machten sich zu Ronins. Einige traten in den Dienst bei andern Daimios, und Einige wurden Kaufleute oder Handwerker. —

Nun befand sich aber unter diesen Vasallen auch sein vornehmster Rathgeber, ein Mann Namens Oischi Kuranosuké, der mit sechsundvierzig andern treuen Anhängern einen Bund machte in der Absicht, seines Herrn Untergang durch den Tod des boshaften Kotsuké no Suké zu rächen. Dieser Oischi Kuranosuké war zur Zeit des Anfalls nicht zugegen gewesen, sonst würde derselbe wahrscheinlich gar nicht statt gehabt haben. Denn als ein weiser Mann würde er nicht verfehlt haben, den Kotsuké no Suké durch passende Geschenke und Zureden zu versöhnen, während der Rath, der eben damals statt seiner den Dienst hatte, ein Tropf war, keinerlei Vorsichtsmaßregeln ergriff und so den Tod seines Herrn und den Ruin seines Hauses veranlaßte.

So fingen denn nun Oischi Kuranosuké und seine sechsundvierzig Genossen an, ihre Rachepläne gegen Kotsuké no Suké zu schmieden. Aber dieser war durch ein Corps bewaffneter Männer, die ihm von einem Daimio Namens Ujésugi Sama, seinem Schwiegervater, geliehen und gestellt waren, so gut bewacht, daß sie mit Gewalt nichts ausrichten zu können und ihre Zuflucht zur List nehmen zu müssen glaubten. Sie

trennten sich daher in verschiedene Trupps, verkleideten sich, Einige als Zimmerleute und Handwerker, Andere als Kaufleute, und ihr Anführer Kuranosuké ging nach Kioto und baute dort in dem Stadtquartier Jamaschina ein Haus. Hier begann er nun ein wildes Leben zu führen, besuchte Häuser vom schlechtesten Rufe und gab sich der Trunkenheit und aller Art von Ausschweifung und Lustbarkeit hin, als wenn ihm nichts ferner liege, als ernsthafte Rachepläne. Kotsuké no Suké, der wohl argwöhnte, daß Takumi no Kami's ehemalige Vasallen irgend etwas Böses gegen ihn im Sinne haben möchten, sandte insgeheim Späher nach Kioto und ließ sich über Alles, was Kuranosuké that, genauen Bericht erstatten. Dieser war jedoch entschlossen, seinen Feind ganz gründlich zu blenden und einzuschläfern. Er ließ sich eines Tages, da er betrunken aus einer Spelunke heimkehrte, mitten auf die Straße fallen und schlief daselbst ein. Die Vorübergehenden lachten und spotteten über ihn. Einer von ihnen, ein Mann von Satsuma, sah ihn auch im Vorbeigehen und sagte: „Siehe da! ist das nicht „Oischi Kuranosuké, der weise Rath des Takumi no Kami? O „Schande! Er hat nicht das Herz seinen Herrn zu rächen und „giebt sich dem Wein und den Weibern hin! Seht, wie er „schmählich betrunken auf offener Straße daliegt! Ein treuloser „Mensch! ein Narr! und ein Feigling! Unwürdig des Namens „eines edlen Samurai!" *) — Und er trat Kuranosuké mit dem Fuße und spie ihn an.

*) Samurai, ein Mann, der zur Krieger-Kaste gehört und das Recht hat, Waffen zu tragen.

Als Kotſuké no Suké's Späher dies nun Alles nach Jedo berichteten, fühlte er ſich durch ſolche Neuigkeiten beruhigt und vor aller Gefahr ſicher.

Eines Tages kam Kuranoſuké's Weib, die über das wüſte Treiben ihres Mannes ſehr bekümmert war, zu ihm und ſagte: „Mein Herr! Ihr ſagtet mir, daß Eure Ausſchweifungen nur eine Liſt ſeien, um Euern Feind einzuſchläfern. Aber in der That! in der That! dies geht zu weit! Ich bitte Euch, thut Euch doch ein wenig Zwang an!"

„Laß mich in Ruhe!" erwiderte Kuranoſuké. „Ich will Dein Gewinſel nicht anhören. Wenn mein Lebenswandel Dir nicht gefällt, ſo will ich Dich entlaſſen, und Du magſt Deiner Wege gehen! Und ich werde dann eins der hübſchen jungen Mädchen aus einem der öffentlichen Häuſer loskaufen und ſie zur Frau nehmen. Ich bin es überdrüſſig eine ſo alte Frau, wie Du es biſt, im Hauſe zu ſehen. Darum geh nur davon! Je eher, je lieber!"

So ſprechend, brach er in ein wüthendes Gekeife aus und ſein Weib, darob ganz erſchreckt, legte ſich auf's Bitten um Verzeihung und Gnade.

„O mein Herr und Meiſter! Nimm dieſe ſchrecklichen Worte zurück! Ich bin zwanzig Jahre lang Dein treues Weib geweſen und habe Dir drei Kinder geboren. In Krankheit und Sorgen bin ich zu Dir geſtanden. Du kannſt nicht ſo grauſam ſein, mich nun aus Deinem Hauſe zu weiſen. Hab' Erbarmen! Hab' Erbarmen!"

„Laß ab! Nein! Mein Entſchluß iſt gefaßt und Du mußt

nun gehen, und da die Kinder mir ebenfalls im Wege sind, so magst Du auch sie gleich mitnehmen!"

Als sie ihren Gemahl so sprechen hörte, suchte sie in ihrem Kummer ihren ältesten Sohn Oischi Tschikara auf und bat ihn, sich in's Mittel zu legen und den Vater zu besänftigen. Aber nichts konnte diesen von seinem Vorsatze abbringen, und so ging denn sein armes Weib mit ihren beiden jüngeren Kindern davon und eilte zurück zu ihrem Geburtsorte. Nur der älteste Sohn Oischi Tschikara blieb bei seinem Vater.

Die Späher berichteten auch dies Alles ohne Hehl dem Kotsuké no Suké, und da er vernahm, wie Kuranosuké Weib und Kinder zum Hause hinausgeworfen, sich eine Concubine gekauft habe und nun das Leben eines erklärten Wüstlings führe, überließ er sich ganz der festen Ueberzeugung, daß er von den Anhängern Takumi no Kami's nichts mehr zu fürchten habe, da sie offenbare Feiglinge seien, die nicht den Muth besäßen, ihren Herrn zu rächen. So ließ er denn in seiner Wachsamkeit allgemach etwas nach und schickte die Hälfte der Leibgarden, die ihm, wie ich oben erzählte, sein Schwiegervater Ujésugi Sama geliehen hatte, wieder zurück. Keine Ahnung hatte er davon, wie er auf diese Weise in die Falle gerieth, welche ihm Kuranosuké gestellt hatte, der mitten in seiner eifrigen Begierde, seines Herrn Feind zu vernichten, sich nichts daraus machte, diesem Vorhaben Weib und Kinder zu opfern. Ein bewundernswürdiger, ein treuer Mann!

Auf diese Weise fuhr Kuranosuké fort, seinem Gegner Sand in die Augen zu streuen, indem er bei seinem anscheinend

ſchamloſen Lebenswandel beharrte. Unterdeſſen gingen ſeine Mitverſchworenen insgeheim einer nach dem andern nach Jedo, bewirkten es dort, daß ſie in ihren verſchiedenen Charakteren als Arbeitsleute oder als hauſirende Krämer Zugang zu Kotſuké no Suké's Haus bekamen, machten ſich auf dieſe Weiſe mit dem Plane des Baues und der Lage der verſchiedenen Räume und Gemächer bekannt und erforſchten den Charakter der Bewohner, welche unter ihnen brave und loyale Männer ſeien, und welche Feiglinge, und ſandten über dies Alles regelmäßige Berichte an Kuranoſuké.

Als es endlich aus den von Jedo kommenden Nachrichten ganz erſichtlich wurde, daß Kotſuké no Suké nun völlig arglos und ſicher gemacht ſei, da triumphirte Kuranoſuké, daß jetzt der Tag der Rache zur Hand ſei, und nachdem ein Sammelplatz zu einem allgemeinen Rendezvous verabredet war, floh er heimlich von Kioto, indem er die Wachſamkeit der Spione ſeines Gegners täuſchte. Darnach warteten die ſiebenundvierzig Männer, nachdem ſie ihre Pläne und Beſchlüſſe gefaßt hatten, geduldig den rechten Zeitpunkt ab.

Es war nun Winters Mitte, der zwölfte Monat des Jahres und die Kälte war ſtreng. Eines ſpäten Abends, während heftigen Schneefalls, als alle Welt ruhig zu Hauſe war nnd friedfertige Leute auf ihren Matten ausgeſtreckt ſchliefen, da ſahen die Ronins, daß ihnen keine günſtigere Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorſatzes geboten werden könne. So beriethen ſie ſich denn zuſammen, und nachdem ſie ihre ganze Geſellſchaft in zwei Partieen getheilt hatten,

Der Mann aus Satſuma verſpottet den Oiſchi Kuranoſuké.

wurde Jedem sein Posten angewiesen. Ein Haufen, von Oischi Kuranosuké angeführt, sollte das Hauptthor angreifen und der andere Trupp unter dem Befehle seines Sohnes Oischi Tschikara die Hinterthür des Hauses stürmen. Da aber Tschikara erst 16 Jahre alt war, so wurde Joschida angewiesen, ihm als Adjutant zur Hand zu sein. Ferner wurde angeordnet, daß eine auf Befehl Kuranosuké's gerührte Trommel das Zeichen für den gleichzeitigen Angriff sein solle, und daß, wenn Einer von ihnen Kotsuké no Suké erschlagen und ihm den Kopf abgeschnitten habe, derselbe dann seinen Kameraden ein Zeichen geben solle, damit sie alle herbei eilen, den Kopf betrachten und identificiren könnten, um ihn alsdann zu dem Tempel Sengakuji hinüber zu führen und ihn dort als Opfer vor dem Grabmale ihres Herrn niederzulegen. Hiezu verpflichteten sich die Ronins, Alle und Jeder.

Mitternacht wurde als die Stunde zur Ausführung festgesetzt und die siebenundvierzig Kameraden, nachdem sie Alles für den Angriff vorbereitet hatten, setzten sich zu einer letzten Abschiedsmahlzeit zusammen. Denn am folgenden Morgen hatten sie sämmtlich den Tod zu erwarten. Darnach redete Oischi Kuranosuké die Gesellschaft an und sprach:

„Diese Nacht werden wir unsern Feind in seinem Palaste „angreifen. Seine Gesellen werden uns ohne Zweifel Wider„stand leisten und wir werden genöthigt sein, sie zu bekämpfen „und aus dem Wege zu räumen. Aber alte Männer und „Frauen und kleine Kinder zu erschlagen, ist ein trauriges „Ding; daher bitte ich Jeden von Euch, Acht zu haben, daß

„Ihr keine hülflose und vereinzelte Person tödtet." — Alle stimmten dieser Ermahnung bei und blieben dann still bei einander, die Ankunft der Mitternacht erwartend.

Als die bestimmte Stunde da war, brachen die Ronins los. Der Wind heulte wüthend und der fliegende Schnee schlug ihnen in's Gesicht. Aber sie kümmerten sich wenig um Wind und Schnee, als sie, von Leidenschaft und gerechtfertigten Rachegefühlen bewegt, auf ihrem Wege dahin stürmten. Bald erreichten sie Kotsuké no Suké's Palast, theilten sich in zwei Banden, und Tschikara mit dreiundzwanzig Mann marschirte zum Hinterthor herum. Vier Männer gelangten mit Hülfe einer Strickleiter, welche sie an dem Dache der Vorhalle befestigten, in den vordersten Hof, und da sie bemerkten, daß die Hausbewohner in tiefem Schlafe lagen, drangen sie in des Thorwächters Loge, in welcher die Wachen schliefen, und bevor diese sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, banden sie sie mit Stricken. Die bestürzten Leute baten um Gnade und um ihr Leben. Die vier Ronins willigten unter der Bedingung ein, daß ihnen die Schlüssel zum Thore herausgegeben würden. Aber die Andern sagten zitternd, daß die Schlüssel in dem Hause eines ihrer Offiziere gehalten würden, und daß es ihnen unmöglich sei, sie sogleich zu schaffen. Da wurden die Ronins ungeduldig, schlugen mit einem Hammer den dicken Bolzen, der das Thor verschloß, zusammen und die Thüren flogen auf zur Rechten und zur Linken. In demselben Augenblicke hatten auch Tschikara und die Seinen das Hinterthor eingebrochen.

Darauf sandte Oischi Kuranosuké einen Boten zu den benachbarten Häusern und ließ den Leuten Folgendes ankünden: „Wir, die Ronins, die früher Takumi no Kami's Vasallen waren, brechen diese Nacht in den Palast des Kotsuké no Suké ein, um unsern Herrn zu rächen. Da wir weder Nachträuber noch Schelme sind, so werden wir den benachbarten Häusern keinerlei Schaden zufügen. Wir bitten Euch daher, ganz unbesorgt und ruhig zu bleiben!" — Und da Kotsuké no Suké bei seinen Nachbarn wegen seiner Habsucht verhaßt war, so rührten sie sich nicht, ihm Beistand zu leisten.

Noch eine andere Vorsichtsmaßregel wurde getroffen. Damit nicht etwa einer der Leute des Palastes hinausschlüpfen möchte, die Verwandten und Mitglieder der Familie zu Hülfe zu rufen, postirte Kuranosuké zehn seiner Leute mit Bögen bewaffnet auf dem Dache der vier Seiten des Hofes mit dem Befehl, jeden der Insassen, der etwa einen Versuch machen sollte, den Platz zu verlassen, niederzuschießen.

Nachdem er so Alles angeordnet und die Posten vertheilt hatte, schlug Kuranosuké eigenhändig die Trommel und gab das Zeichen zum Angriff.

Zehn von Kotsuké no Suké's Dienstmännern erwachten bei diesem Geräusche und stürzten mit gezogenen Schwertern in das Vorzimmer, ihren Herrn zu vertheidigen. In diesem Augenblick traten auch die Ronins in dasselbe Zimmer, dessen Thür sie erbrochen hatten, und es entbrannte alsbald ein wüthender Kampf zwischen den beiden Parteien, während dessen Tschikara, seine Krieger durch den Garten führend, in das

Hintertheil des Hauses einbrach. Kotsuké no Suké flüchtete, von Todesangst ergriffen, mit Weib und Mägden in ein Cabinet der Veranda; während seine übrigen Dienstmänner, die in den Baracken außerhalb des Hauses schliefen, sich zu seiner Vertheidigung und Rettung anschickten. Aber die Ronins, die bei der Vorderthür hereingekommen waren und den Kampf mit jenen zehn Garden aufgenommen hatten, überwältigten diese und machten sie alle nieder ohne einen der Ihrigen zu verlieren, worauf sie sich bis zu den hinteren Zimmern durchschlugen und mit Tschikara und seinen Männern zusammentrafen. Auf diese Weise waren denn beide Banden wieder vereinigt.

Unterdessen war auch der Rest von Kotsuké no Suké's Mannen hereingekommen, und es entspann sich nun ein allgemeines Gefecht. Kuranosuké, der sich auf einen Feldstuhl gesetzt hatte, gab seine Befehle und dirigirte die Ronins. Sehr bald mußten die Insassen des Palastes wahrnehmen, daß sie ihren Gegnern nicht gewachsen seien, und dachten daher darauf, dem Uyésugi Sama, dem Schwiegervater ihres Herrn, von ihrer Bedrängniß Nachricht zu geben, mit der Bitte, daß er mit allen ihm zu Gebote stehenden Truppen zu Hülfe kommen möchte. Aber ihre Boten wurden von den Bogenschützen, die Kuranosuké auf dem Dache postirt hatte, niedergeschossen. Da in Folge dessen keine Hülfe kam, so setzten sie den Kampf in Verzweiflung fort. Darauf rief Kuranosuké mit lauter Stimme aus: Kotsuké no Suké allein ist

„unser Feind. Laßt Einen hineingehen und ihn lebendig oder „todt herausbringen!"

Nun standen vor Kotsuké no Suké's Privatzimmer drei tapfere Vasallen mit gezogenen Schwertern. Der erste war Kobajaschi Héhatschi, der zweite Waku Handaiju und der dritte war Schimidsu Ikhaku, lauter gute, tüchtige und treue Männer und geübte Fechter. So nachdrücklich hieben diese drei Männer um sich, daß sie die Ronins eine Zeit lang in Schach hielten und sie für einen Augenblick sogar zurückdrängten. Als Oischi Kuranosuké dies sah, knirschte er vor Wuth mit den Zähnen und schrie seinen Leuten zu: „Was! hat nicht Jeder von Euch „geschworen, sein Leben für seinen Herrn in die Schanze zu „schlagen, und nun laßt Ihr Euch von drei Männern zurück„treiben? Feiglinge seid Ihr, nicht werth, daß man mit Euch „rede! Zu sterben im Gefechte für seines Herrn Sache, sollte „der edelste Ehrgeiz eines braven Vasallen sein!" — Dann zu seinem Sohne Tschikara sich wendend, rief er ihm zu: „Hierher, Knabe! Greif diese Kerle an, und wenn sie Dir zu stark sind, stirb!"

Von diesen Worten angefeuert, ergriff Tschikara einen Speer und begann den Kampf mit Waku Handaiju. Aber er konnte sich nicht halten, und allgemach zurückweichend, wurde er von seinem Gegner in den Garten hinausgetrieben, wo er ausglitschte und in einen Teich fiel. Als jedoch Handaiju in den Teich hinabblickte, stieß Tschikara seinem Feinde den Dolch in's Bein und warf ihn um, dann kroch er aus dem Wasser hervor, fiel über ihn her und brachte ihn um's Leben. Unterdessen

hatten die Ronins auch den Kobajaschi Héhatschi und den Schimidsu Ikhaku überwunden und getödtet, und am Ende blieb von allen Kriegern Kotsuké no Suké's nicht ein einziger mehr im Gefecht. Als Tschikara dies sah, drang er mit seinem blutigen Schwerte in eins der Hinterzimmer, um den Kotsuké no Suké selbst aufzusuchen. Aber er fand nur dessen Sohn, einen jungen Herrn mit Namen Kira Sahiojé, welcher ihn mit einer Hellebarde in der Hand angriff, bald aber verwundet entfloh. Da nun alle Männer Kotsuké no Suké's getödtet oder vertrieben waren, so hörte der Kampf auf. Von ihm selbst aber hatte man noch keine Spur entdeckt. —

Deshalb theilte Kuranosuké seine Leute in mehrere kleine Trupps und ließ von ihnen alle Räume des Hauses durchspüren. Aber Alles war umsonst. Nur weinende Weiber und schreiende Kinder waren zu sehen. Da entsank den siebenundvierzig Männern der Muth und sie klagten, daß sie nach allen Mühsalen und Anstrengungen ihren Hauptfeind hätten entschlüpfen lassen, und für einen Augenblick schienen sie drauf und dran zu sein, in ihrer Verzweiflung sofort sich alle das Leben zu nehmen. Doch beschlossen sie noch einen Versuch zu machen. Demgemäß ging Kuranosuké in Kotsuké no Suké's Schlafgemach, betastete die Bettdecke mit seinen Händen und rief dann aus: „So eben fühle ich, daß diese Bettpolster „noch etwas warm sind, und ich glaube daher, daß unser Mann „noch nicht weit weg sein kann. Er ist gewiß noch irgendwo „im Hause versteckt.“ — Hierdurch sehr ermuthigt, begannen die Ronins ihre Nachsuchungen von Neuem. Nun fand sich

in dem erhöhten Theile des Zimmers nahe bei dem Ehrenplatze ein Gemälde an der Wand hängen. Dasselbe rissen sie herunter und entdeckten dann hinter ihm in der Mauer ein großes Loch. Mit einem Speer, den sie hineinsteckten, konnten sie nichts herausfinden. Einer der Ronins aber, Namens Jasama Dschutaro, der hineinstieg, gewahrte, daß auf der andern Seite des Lochs ein kleiner Hof war, in welchem ein Hinterhäuschen für Kohlen und Brennholz stand. Indem er in dieses Häuschen hineinlugte, sah er im Hintergrunde etwas Weißes schimmern, und als er darnach mit seinem Speer stieß, sprangen zwei bewaffnete Männer auf ihn zu und versuchten ihn niederzumachen. Aber er wehrte sie ab, bis einer seiner Kameraden herbeikam, der einen der Männer tödtete und den andern beschäftigte, während Dschutaro weiter vordringend das dunkle Innere des Hauses mit seinem Speer sondirte. Wieder sah er etwas Weißes. Und als er hineinstieß, verrieth ein Schmerzensschrei, daß es ein Mensch sei, der sich nun erhob und mit einem Dolche nach ihm stieß. Dschutaro aber entriß ihm die Waffe, packte ihn beim Kragen und zerrte ihn an's Tageslicht. Dann kam auch der andere Ronin herbei und sie betrachteten den Gefangenen aufmerksam. Sie bemerkten, daß es ein nobel aussehender Mann etwa einige sechzig Jahre alt war, eingehüllt in ein Schlafgewand von weißem Satin, welches Blutflecken zeigte. Die beiden Ronins fragten nach seinem Namen. Er gab keine Antwort. Da sie sich aber überzeugten, daß dies kein Anderer sein könne, als Kotsuké no Suké selbst, so gaben sie das verabredete Signal mit

der Pfeife und alsbald waren ihre Freunde sämmtlich zur Stelle. Oischi Kuranosuké brachte eine brennende Laterne herbei, beleuchtete und prüfte des Mannes Gesichtszüge. Und in der That, es war Kotsuké no Suké. Ganz sicher und außer Zweifel gesetzt wurde dies noch durch eine Narbe, die sich an seiner Stirn zeigte und die von jener Wunde herrührte, welche ihm früher ihr ehemaliger Herr und Meister Takumi no Kami während des oben geschilderten Ueberfalls im Schlosse beigebracht hatte. Da mithin aller Irrthum ausgeschlossen war, so fiel Oischi Kuranosuké auf die Knie, und indem er den alten Herrn sehr respectvoll anredete, sprach er:

„Hoher Herr, wir sind die Dienstmannen des Takumi no Kami. Im vorigen Jahre hatten Eure Herrlichkeit und unser Herr und Meister einen Streit im kaiserlichen Palaste, in Folge dessen unser Herr zum Harakiri verurtheilt und mit sammt seiner Familie degradirt wurde. Wir sind nun diese Nacht hierher gekommen, um ihn zu rächen, wie es die Pflicht treuer und loyaler Vasallen ist. Ich bitte Ew. Herrlichkeit die Gerechtigkeit unseres Vorsatzes anzuerkennen. Und nun ersuchen wir Euch auch, zur Sühne an Euch selbst das Harakiri zu verrichten. Ich werde die Ehre haben, Euch dabei als Secundant beizustehen. Es ist meine Absicht, Euer Herrlichkeit Kopf, nachdem ich ihn mit gebührender Hochachtung in Empfang genommen haben werde, auf dem Grabe unsers Herrn Takumi no Kami als Sühnopfer niederzulegen."

Auf diese Weise behandelten die Ronins den Herrn Kotsuké no Suké in Rücksicht seines hohen Ranges mit der größten

Die Gräber der Ronins.

Höflichkeit. Sie ersuchten ihn zu wiederholten Malen, das Harakiri zu vollführen. Aber er blieb sprachlos feige und zitternd zusammengekauert da sitzen.

Als Kuranosuké endlich sah, daß es ganz vergebens sei, ihn dazu zu bewegen, den freiwilligen und ehrenvollen Tod eines Edelmannes zu sterben, warf er ihn zu Boden und schnitt ihm mit demselben Schwerte den Kopf ab, mit welchem sein Herr Takumi no Kami sich den Tod gegeben hatte. Darauf legten die siebenundvierzig Kameraden, ganz erfüllt und gehoben von Triumphgefühlen, den Kopf ihres Feindes in einen Eimer und dachten an ihren Rückzug. Bevor sie indeß den Palast verließen, löschten sie vorsichtig alle Lichter und Feuer in den Räumen desselben aus, damit nicht etwa durch Zufall eine Feuersbrunst entstehen möchte, durch welche die Nachbarn leiden könnten.

Als sie auf ihrem Wege nach Takanawa, derjenigen Vorstadt Jedo's, in welcher der Tempel Sengakuji steht, hinausmarschirten, brach der Tag an, und die Hausbewohner kamen alle hervor, um die siebenundvierzig Männer zu sehen, welche mit ihren blutigen Waffen und Kleidern einen schrecklichen Anblick gewährten. Jedermann lobte sie und bewunderte ihre Treue und ihren Muth. Sie aber erwarteten jeden Augenblick, daß Kotsuké no Suké's Schwiegervater sie angreifen und ihnen den erbeuteten Kopf abnehmen würde. Sie hielten sich daher in Bereitschaft ihre bloßen Schwerter in der Hand, und erreichten Takanawa ganz unbehelligt. Denn Matsudaira Aki no Kami, einer der achtzehn Haupt-Daimios von

Japan, in dessen Hause Takumi no Kami einst Page gewesen war, hatte mit Freuden von den Begebenheiten der letzten Nacht gehört, und hatte sich gerüstet, um den Ronins, wenn sie angegriffen werden sollten, beizustehen. Kotsuké no-Suké's Schwiegervater konnte daher keinerlei Verfolgung wagen.

Ungefähr um sieben Uhr Morgens kamen die Ronins bei dem Palaste Matsudaira Mutsu no Kami's, des Fürsten von Sendai, an, und dieser Fürst, da er von dem Vorgefallenen hörte, ließ einen seiner Räthe kommen und sagte ihm: „Die „Lehnsleute des Takumi no Kami haben ihres Herrn Feind „erschlagen und ziehen dieses Wegs vorüber. Ich kann ihre „Pflichttreue nicht genug bewundern. Da sie von ihrer nächt„lichen Arbeit ermattet und hungrig sein müssen, so gehe Du „hin, lade sie ein, hereinzukommen, und setze ihnen etwas „Grütze und einen Becher Weins vor."

Demgemäß ging der Rath hinaus und sprach zu Oischi Kuranosuké: „Mein Herr! Ich bin ein Rath des Fürsten von Sendai und mein Herr hat mir geboten, Euch zu bitten, da Ihr nach Allem, was Ihr diese Nacht verrichtet habt, müde sein müßt, zu ihm hereinzukommen und eine bescheidene Erfrischung, so gut wir sie Euch in der Eile bieten können, zu Euch zu nehmen. — Das ist meine Botschaft an Euch von meinem Herrn!"

„Ich danke Ihnen, mein Herr," antwortete Kuranosuké. „Es ist sehr gütig von Seiner Herrlichkeit, daß er sich die Mühe giebt, unserer zu gedenken. Wir wollen sein Anerbieten dankbar annehmen."

Die siebenundvierzig Ronins traten demnach in den Palast ein und ließen sich mit Grütze und Wein speisen, und alle Anhänger und Dienstleute des Fürsten von Sendai kamen herbei und zollten ihnen Lobsprüche.

Darnach wandte sich Kuranosuké an den Rath und sprach: „Mein Herr, wir sind Euch in der That für diese gütige Gastfreundschaft sehr verpflichtet. Da wir aber Eile haben, nach Sengakuji zu kommen, so müssen wir ganz unterthänig von Euch Abschied nehmen.“ Und nachdem sie ihrem Wirthe tausend Dank gesagt hatten, verließen sie den Palast des Fürsten von Sendai und eilten nach Sengakuji, wo ihnen der Abt des Klosters entgegenkam, sie beim Tempelthore empfing und zum Grabe ihres Herrn Takumi no Kami geleitete.

Als sie auf dem Grabe angekommen waren, nahmen sie den Kopf des Kotsuké no Suké hervor, wuschen ihn in der in der Nähe befindlichen Quelle und legten ihn als Sühnopfer auf dem Grabe nieder. Nachdem dieses geschehen war, luden sie die Priester des Tempels ein, herbeizukommen und Gebete zu lesen, während sie Weihrauch spendeten. Zuerst verbrannte Oischi Kuranosuké etwas Weihrauch, dann sein Sohn Oischi Tschikara, und nach ihnen vollbrachten alsdann die andern fünfundvierzig Männer dieselben Opferceremonien. Darauf gab Kuranosuké alles Geld, das er bei sich hatte, an den Abt und sprach:

„Nachdem wir siebenundvierzig Männer Harakiri verrichtet haben werden, bitten wir Euch, uns ehrlich zu begraben. Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf Eure Güte. Dies Geld ist

nur eine Kleinigkeit, die ich anbieten kann. So wie es ist, bitte ich Euch, es zur Celebrirung von Messen für unsere Seelen verwenden zu wollen!"

Und der Abt, den treuen Muth der Männer bewundernd, versicherte mit Thränen in den Augen, daß er ihre Wünsche erfüllen werde. Dann setzten sich die siebenundvierzig Ronins, in ihrem Gemüthe beruhigt, auf den Gräbern nieder und warteten geduldig auf die Anordnungen und Befehle der Obrigkeiten.

Nach einiger Zeit wurden sie vor den obersten Gerichtshof, in welchem die Gouverneure von Jedo und die Staatscensoren sich versammelt hatten, berufen. Und der alsbald über sie gefällte Urtheilsspruch lautete, wie folgt:

„Sintemal Ihr, ohne die Ordnung und Würde dieser Stadt zu respectiren und ohne die Regierung dieses Landes zu fürchten, Euch verschworet, Euern Gegner um's Leben zu bringen, und sintemal Ihr mit Gewalt nächtlicher Weile in das Haus von Kira Kotsuké no Suké eingebrochen seid und ihn ermordet habt, so lautet der Urtheilsspruch dieses Hofes dahin, daß Ihr für dieses freche Beginnen Harakiri vollbringen sollt." —

Nachdem dieses Urtheil verkündet war, wurden die siebenundvierzig Ronins in vier Rotten abgetheilt und verschiedenen Daimios zur Gefangenhaltung übergeben, und Polizeibeamte wurden zu den Palästen der Daimios gesandt, in deren Gegenwart die Ronins Harakiri vollbringen sollten.

Da sie von Anfang herein sich bewußt gewesen waren, daß die ganze Sache nicht anders enden könne, so gingen

ſie entſchloſſen dem Tode entgegen und ergaben ſich ihm, wie es Edelleuten geziemt. Ihre Leiber wurden zum Tempel von Sengakuji gebracht und vor dem Grabmale ihres Herrn Takumi no Kami begraben. Und nachdem der Ruf von dem Allen ſich auswärts verbreitet hatte, da kamen die Leute in Haufen herbei, um auf den Gräbern der pflichttreuen Männer zu beten. —

Unter denen, die ſo zum Beten kamen, war auch ein Mann von Satſuma, der ſich vor dem Grabe Oiſchi Kuranoſuké's niederwarf und ſagte: „Als ich Dich damals auf der Straße von „Jamaſchina in Kioto betrunken liegen ſah, wußte ich nichts „davon, daß Du einen rechtmäßigen Racheplan zu Gunſten „Deines Herrn im Kopfe hatteſt, und weil ich mir einbildete, „daß Du ein ſittenloſer Menſch ſeieſt, trat ich Dich mit Füßen „und ſpie Dir in's Angeſicht. Jetzt aber bin ich gekommen, „Dich um Verzeihung zu bitten und Dir für jene Beleidigung „Genugthuung zu geben. — Empfange ſie!" — Mit dieſen Worten warf er ſich abermals vor dem Grabe hin, zog ſeinen Dolch aus dem Gürtel, ſtieß ihn ſich in den Leib und gab ſeinen Geiſt auf. Und der Hauptprieſter des Tempels, Mitleiden mit dem Manne empfindend, begrub ihn ebenfalls zur Seite der Ronins. Sein Grab iſt noch heutzutage neben denen der ſiebenundvierzig Kameraden zu ſehen.

Das iſt das Ende der Geſchichte der ſiebenundvierzig Ronins.

Dies iſt ein furchtbares Gemälde von wildem Heroismus, den man nicht umhin kann zu bewundern. In den Gemüthern

der Japaner ist dies Gefühl der Bewunderung sehr tief und entschieden, und „die siebenundvierzig Ronins" empfangen daher bei ihnen fast göttliche Ehren. Fromme Hände bedecken noch heutiges Tages ihre Gräber mit grünen Zweigen und verbrennen auf ihnen Weihrauch. Die Kleider und Waffen, welche die Siebenundvierzig trugen, werden sorgfältig in einem feuerfesten Magazine neben dem Tempel aufbewahrt und daselbst jährlich dem bewundernden Volke ausgestellt, das sie mit einer Verehrung anschaut, die wohl nicht viel geringer ist, als die, welche in Europa den Reliquien von Aachen und Trier gewidmet wird. Einmal in sechzig Jahren heimsen die Mönche von Sengakuji eine ganz bedeutende Ernte für ihren Tempel ein, indem sie dann eine Kirmis oder ein Erinnerungsfest abhalten, zu welchem die Leute beinahe zwei Monate lang herbeiströmen.

Ein silberner Schlüssel verschaffte einmal auch mir und einem Freunde die Erlaubniß zu einer Privatinspection der Reliquien. Wir wurden in einen hintern Raum des weitläufigen Tempels eingelassen und blickten von da aus in einen der kleinen Miniaturgärten hinein, der mit Felsenpartien und zwerghaften Bäumen nach japanischer Weise zierlich geschmückt war. Dahin wurden die sorgfältig etikettirten und mit Inhaltsanzeigen versehenen Kasten, welche die kostbaren Gegenstände enthielten, hinausgebracht und von dem Hauptpriester für uns geöffnet. Es war ein ganz kurioser Mischmasch von alten Kleiderresten und Stücken von Metall und Holz. Selbstgemachte Kettenrüstungen von Lederlappen und mit darauf

befestigten Eisenstücken versehen, bezeugten die Vorsicht, mit welcher die Ronins sich für den Kampf bereitet hatten. Ein öffentlicher Ankauf von Waffen würde Aufsehen gemacht haben. Sie verfertigten ihre Rüstung daher eigenhändig. Alte von Motten zerfressene Ueberröcke, Brocken von Helmen, drei Pfeifen, ein Schreibzeug, das schon zur Zeit der Tragödie antik gewesen sein muß und nun ganz in Stücke zerfällt, Beinkleider, einst von schönen reichen Seidenbrokatstoffen, jetzt zerfetzt; ein Stück von einem alten Panzerhandschuh, Helmbüsche, Ordenszeichen, Schwertgriffe, Lanzenspitzen und Dolche, die letzteren alle verrostet und mit gewissen besonders dunkel gefärbten Flecken, als ob die unheilvollen Blutstropfen nie verwischt werden sollten. Das Alles wurde uns mit großer Ehrerbietung gezeigt. Unter dem ganzen confusen Plunder befanden sich auch mehrere Dokumente, gelb von Alter und ziemlich zerrieben und durchlöchert bei den Falten. Eins derselben war ein Plan von Kotsuké no Suké's Haus, welchen einer der Ronins von dem Architekten des Hauses, mit dessen Tochter er vermählt gewesen, erhalten hatte. Drei der Manuscripte schienen mir so merkwürdig, daß ich mir zu ihrer Copirung Erlaubniß erbat.

Das erste war ein Recipisse, welches die Vasallen von Kotsuké no Suké's Sohn ausgestellt hatten für den richtigen Empfang des Kopfes des Vaters ihres Herrn, den die Priester auf ihre Bitte der Familie zurückgaben. Dasselbe lautete so:

„Memorandum":

„Item ein Kopf."

„Item ein Packet Papiere."

„Daß die obigen Artikel richtig empfangen sind, wird hiemit bescheinigt."

„Gezeichnet | Sajaba Magobei. (Loc. sigill.)
| Saito Kunai. (Loc. sigill.)

„An die für das Geschäft deputirten Priester des Tempels Sengakuji:

„Seiner Ehrwürden Sekischi."

„Seiner Ehrwürden Itschidon."

Die zweite Schrift war ein Dokument, in welchem die siebenundvierzig Männer ihr Betragen und ihr Verfahren offen darlegten und rechtfertigten. Eine Copie dieses Schriftstücks wurde bei jedem Körper der Siebenundvierzig vorgefunden. Es lautete wie folgt:

„Im vorigen Jahre, im dritten Monate, wurde Takumi no Kami bei Gelegenheit seiner Dienste, die er auf Befehl dem kaiserlichen Gesandten leistete, durch Umstände veranlaßt und gezwungen, den Herrn Kotsuké no Suké im Schlosse anzugreifen und zu verwunden, in der Absicht, eine ihm angethane Ehrenkränkung zu rächen. Nachdem er dies, ohne die Würde und Heiligkeit des Platzes zu berücksichtigen, und mit Mißachtung aller Regeln des Anstandes ausgeführt hatte, wurde er zum Harakiri verurtheilt. Sein Vermögen und sein Schloß Akofielen an den Staat und wurden von seinen Vasallen an die vom Schogun zur Annahme verordneten Deputirten abgeliefert. Darnach verstreuten sich seine Dienstleute in alle Welt. Zur Zeit des Streites verhinderten die dabei gegenwärtigen hohen

Beamten den Takumi no Kami an der Ausführung der Absicht, seinen Feind, den Herrn Kothuké no Suké, zu tödten. Und so starb denn Takumi no Kami ohne sich gerächt zu haben. Diesen Gedanken konnten seine Dienstleute nicht ertragen. Es ist Männern unmöglich, mit dem Feinde ihres Vaters oder Lehnsherrn unter demselben Himmel zu bleiben. Aus diesem Grunde haben wir uns vermessen, einer Person von so hohem Range den Krieg zu erklären. Heute wollen wir Kotsuké no Suké angreifen, und den Racheakt, der von unserm todten Herrn angefangen wurde, vollenden. Wenn irgend eine achtbare Person nach unserm Tode unsere Leiber finden sollte, so wird sie achtungsvoll ersucht, dies Dokument zu öffnen und zu lesen.

Im 15. Jahre von Genroku, im 12. Monate.

Gezeichnet Oischi Kuranosuké, Vasall des Takumi no Kami, und sechsundvierzig Andere.*)"

Das dritte Manuscript war eine Denkschrift, welche die siebenundvierzig Ronins auf dem Grabe ihres Lehnsherrn zugleich mit dem Kopfe des Kotsuké no Suké deponirten. Es lautete:

„Im 15. Jahre von Genroku, im 12. Monat und am 15. Tage sind wir hierher gekommen, um Huldigung zu thun,

*) Es ist herkömmlich, daß ein Japaner, wenn er einen Gewaltstreich im Schilde führt, dessen Ziel nach seiner Meinung die Mittel und Wege rechtfertigt, ein Dokument bei sich zu führen, in welchem er, wie es in dem oben übersetzten geschehen ist, die Motive zu seiner That darlegt, damit sein Charakter nach seinem Tode unbefleckt dastehe.

Alles zusammen siebenundvierzig Männer von Oischi Kuranosuké herab bis zu dem gemeinen Fußsoldaten Terasaka Kitschijémon, sämmtlich freudig entschlossen unser Leben in dieser Sache hinzugeben. Wir kündigen dies achtungsvollst dem hochgeehrten Geiste unsers todten Herrn und Meisters an. Am 14. Tage des dritten Monats des letzten Jahres gefiel es unserm ehrenwerthen Meister, den Herrn Kotsuké no Suké anzugreifen, aus welchen Gründen und Motiven wissen wir nicht. Unser geehrter Herr nahm sich selbst das Leben, aber Kotsuké no Suké lebte. Obwohl wir fürchten, daß nach dem vom Gouvernement erlassenen Dekrete diese unsere Verschwörung dem Geiste unseres geehrten Herrn mißfällig sein wird, so konnten wir, die wir Dein Brod gegessen haben, doch nicht ohne zu erröthen den Vers recitiren: „Du sollst nicht leben unter demselben Himmel und nicht betreten dieselbe Erde mit dem Feinde Deines Vaters oder Deines Herrn".*) Auch konnten wir nicht daran denken, die Hölle zu verlassen und uns Dir im Paradiese zu präsentiren, bevor wir nicht die Rache, die Du angefangen hast, durchgeführt hätten. Jeder Tag, den wir zögernd verlebten, erschien uns wie drei Herbste. In der That wir haben den Schnee wohl einen oder zwei Tage lang getreten und dabei nur einmal etwas genossen. Die Alten und Schwachen, die Kranken und die von Schmerz Geplagten,

*) Dies ist ei
seinem Buche: ,'
graphen, in we
Rachelibung auf
'erken des Confucius. Dr. Legge hat in
Confucius" einen interessanten Para-
und Vorschriften dieses Weisen über

Alle ſind munter herbeigekommen, um ihr Leben für Dich in die Schanze zu ſchlagen. Die Leute mochten über uns wie über Grashüpfer, welche der Stärke ihrer Waffen vertrauen, lachen, und auch unſern ehrenwerthen Herrn beſpötteln; aber wir vermochten unſern Rachegefühlen keinen Halt zu gebieten. Nachdem wir in der letzten Nacht unſern Entſchluß gefaßt und ausgeführt haben, eskortirten wir den Kopf des Herrn Kotſuké no Suké hierher zu Deinem Grabe. Dieſen Dolch, auf welchen unſer verehrter Herr im letzten Jahre ſo großen Werth ſetzte*), und den er unſerer Sorgfalt anvertraute, bringen wir nun zurück. Wenn Dein edler Geiſt jetzt über dieſem Grabe gegenwärtig iſt, ſo bitten wir Dich, als ein Zeichen dieſen Dolch zu ergreifen, und mit ihm zum zweiten Male das Haupt Deines Feindes zu treffen, damit aller Haß für immer aus dem Herzen ausgerottet werde. Dies iſt die ehrerbietige Erklärung von ſiebenundvierzig Männern."

Schließlich mag ich noch eine Anekdote erzählen, um die große Verehrung, welche die Japaner den Gräbern der ſiebenundvierzig Ronins widmen, in helles Licht zu ſtellen:

Im Monat September des Jahres 1868 kam ein Mann herbei, um vor dem Grabe des Oiſchi Tſchikara zu beten. Nachdem er ſeine Gebete beendigt hatte, vollführte er mit ruhiger Faſſung Harakiri. Da aber die Bauchwunde, die er ſich beigebracht hatte, nicht tödtlich war, ſo machte er durch

*) Der Dolch, mit welchem Takumi no Kami ſich ſelbſt tödtete, und nachher Oiſchi Kuranoſuké dem Kotſuké no Suké den Kopf abſchnitt.

einen raſchen Kehlſchnitt ſeinem Leben ein Ende. In ſeinen Kleidern wurde ein Papier gefunden, auf welchem geſchrieben ſtand, daß der Todte, da er Ronin geworden ſei und keinen Lebensunterhalt habe finden können, eine Bittſchrift eingereicht habe, um in den Clan des Fürſten von Tſchoſchiu eintreten zu dürfen, den er für den nobelſten Clan im Reiche hielt. Da ſeine Bitte abgeſchlagen worden, ſo ſei ihm nichts Anderes übrig geblieben, als zu ſterben, denn ein vagabondirender Ronin zu bleiben, wäre ihm zuwider, und er wollte keinem andern Herrn dienen, als dem Fürſten von Tſchoſchiu. Welchen paſſenderen Platz konnte er für die Beendigung ſeines Lebens finden, als den Gräbergarten dieſer Siebenundvierzig? — Dies ereignete ſich ungefähr zweihundert Schritt von meinem Hauſe, und als ich den Fleck eine oder zwei Stunden nachher ſah, war der Boden noch ganz mit Blut beſpritzt und zeigte friſche Spuren von dem Todeskampfe und den letzten Zuckungen des Mannes.

II.

Gompatschi und Komurassaki.

Auf dieſe Weiſe
Haus durch die kluge
Bald darnach
Geſchenk überſandt
Kotſuké no Suké's
ihn mit ſpöttiſcher
kumi no Kami ſ
warf ſich ganz
Dieſes Be
zu haben. E
und Mißachtu
müthig aus
das Band
es für mic
Taku
Zorn erg
er hier
ſeine
auf
ab
„ur
„d
„

II.

Gompatschi und Komurasaki.

Die Liebesgeschichte des Gompatschi und der Komurassaki.

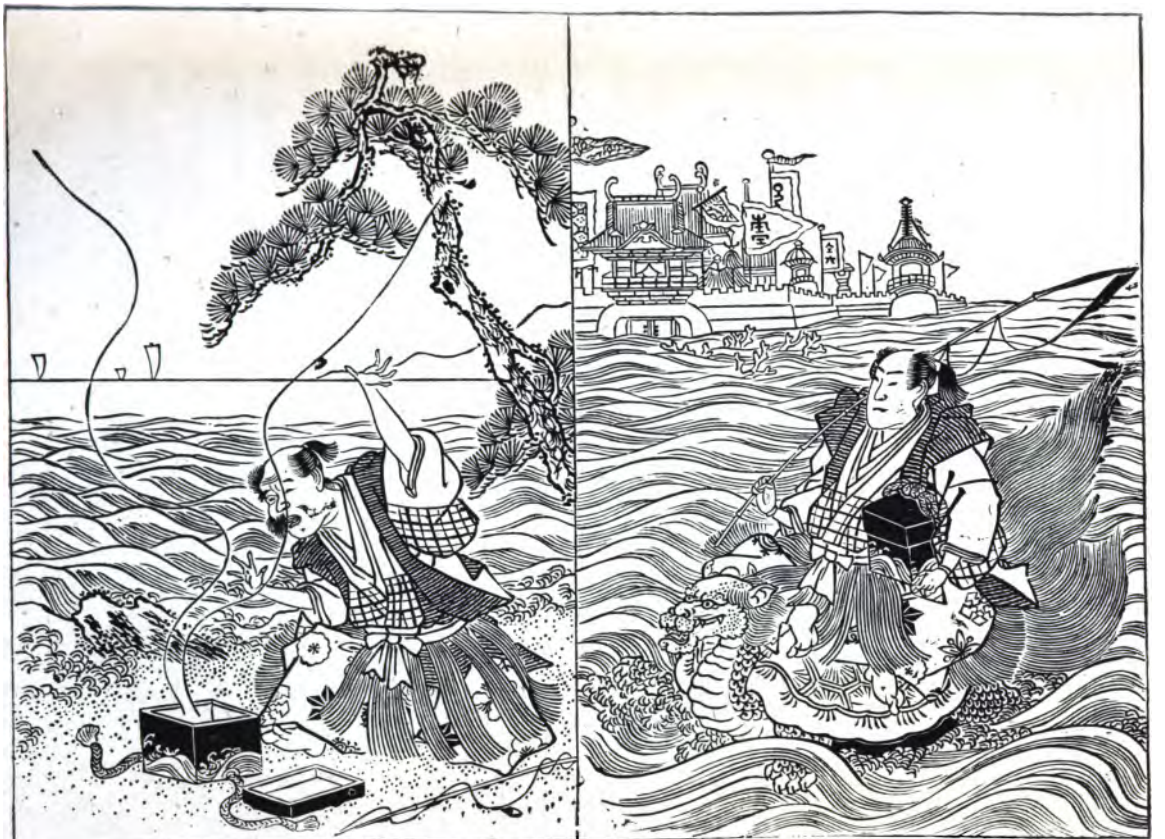
Zwei Meilen, etwas mehr oder weniger, weit von Jedo, und ziemlich abseits von dem Getümmel und Lärm der großen Stadt, liegt das Dorf Meguro. Wenn man ganz aus der Stadt hinaus ist, so ist der Weg, der dahin führt, auf beiden Seiten von Gehölzen umgeben, die an äußerst mannigfaltigem Wechsel der Belaubung ungemein reich sind und zuweilen von freundlichen Dörfern und Weilern unterbrochen werden.

Wenn man sich dem genannten Dorfe Meguro nähert, wird es rund umher immer ländlicher und die Reize der Landschaft mehren sich. Schattige Feldwege, eingefaßt von frischen Hecken, die so üppig sind, wie die besten in England, führen hinab zu einem Thale voll von Reisfeldern, welche von dem Smaragdgrün der jungen Pflanzen schimmern. Zur Rechten und zur Linken erheben sich kleine Anhöhen von phantastischen Umrissen, mit einer Fülle von Kryptomerien, Fichten und andern Coniferen gekrönt und eingerahmt von einem Dickicht gefiederter Bambus, deren schlanke und dünne Stämme sich graziös in der leichten Sommerbrise schaukeln.

Ueberall, wo ein Fleckchen noch hübscher und schattiger ist als die andern, erblickt man das Portal einer Kapelle, welche

die fromme Einfalt des Landvolks dem Inari Sama, dem Patron des Ackerbaus, oder einer andern Schutzgottheit der Gegend errichtet hat. Beim östlichen Auslaß des Thales begrenzt die dunkle See den Horizont, während im Westen entfernte Berge bläuen. Im Vordergrunde, vor dem Hause eines Pächters, das mit seinem sammetweichen und braunen Strohdach ganz gemüthlich drein schaut, purzelt in wilden Sprüngen ein Haufe derber, halbnackter und von der Sonne gegerbter kleiner Buben und Mädchen umher, alle taub gegen die scheltende Stimme der alten Großmama, welche spinnend und das Haus überwachend da sitzt, während ihr Sohn und sein Weib abwesend und bei irgend einer Feldarbeit beschäftigt sind. Dicht vor unsern Füßen murmelt ein Bach klaren Wassers, in welchem eine Gruppe von Landleuten ihr Gemüse waschen, das sie alsbald auf die Schultern nehmen und abführen wollen, um es in einer der Vorstädte Jedo's zu verauktioniren.

Einen ganz besonderen Reiz gewährt dieser Scene die wundervolle Klarheit der Atmosphäre, die so transparent ist, daß sogar die Umrisse der entferntesten Gegenstände kaum etwas von ihrer Deutlichkeit verlieren, während die geringsten Details des nahen Vordergrundes sich mit einem ganz scharfen und kühnen Relief präsentiren, jetzt hell beleuchtet von den Strahlen einer vertikalen Sonne, dann wieder verdunkelt unter dem fliegenden Schatten, den die unter dem Himmelsgewölbe dahin segelnden lockeren Wolken auf sie werfen. Vergebens würden die geschicktesten Maler sich abmühen, unter einem solchen



Dem Prieſter Dſchikaku erſcheint der göttliche Jakuſchi Niurai, auf einem Dinten-Fiſche reitend.

Himmel die Lichter und Schatten nachzuahmen, welche über die hohen Wälder flimmernd und wechselvoll dahin ziehen, sei es im Herbste, wo die gelben und braunrothen Tinten der Laubbäume mit dem Hochroth der Ahorn sich mischen, sei es im Frühling, wenn Pflaumen- und Kirschbäume und wilde Camelia-riesen, funfzig Fuß hoch, ganz mit Blüthen bedeckt sind.

Alles, was das Auge erblickt, ist bezaubernd, aber es herrscht ein befremdliches Stillschweigen in diesen japanischen Hainen, das nur selten von dem Gesange eines Vogels unterbrochen wird. In der That ich kenne nur einen Sänger, dessen Weise etwas Musik in sich hat, den Vogel „Uguisu", der von einigen Enthusiasten die Nachtigall Japan's genannt wird, nichts besser aber als ein König im Königreiche der Blinden ist. Die Seltenheit der wilden Geschöpfe aller Art ist für die in Japan Reisenden ein stehendes Wunder. Der Jagdliebhaber muß viele saure Meilen durchmachen, um zu einem Schusse auf ein wildes Schwein, oder ein Reh oder einen Fasan zu gelangen, und der Pflug des Bauern und die Falle des Wilddiebs, die innerhalb und außerhalb der gesetzlichen Saison am Werk ist, drohen alle wilde Creatur ganz auszurotten, es sei denn daß die Regierung, wie sie einmal im Frühling des Jahres 1869 zu thun dachte, die europäischen Jagdgesetze annehmen und in Kraft setzen sollte. Aber die japanischen Behörden sind sehr lau und lässig in dieser Angelegenheit. Ein bischen Falkenjagd auf einem kleinen Ententeiche genügt der Leidenschaft eines modernen japanischen Sportsmann, der sich überzeugt hält, daß das wilde Geflügel,

mögen Jagdgesetze da sein oder nicht, im Winter doch immer ankommen wird. Die Zeiten sind längst vorbei, wo Seine Hoheit der Schogun mit einem mächtigen Gefolge auszureiten pflegte zu den wilden Partien des Berges Fusi, in ihnen sein Feldlager aufzuschlagen, und auf Eber und Rehe und Wölfe Jagd zu machen in dem Glauben, daß er dadurch einen männlichen und kriegerischen Geist unter seinem Volke wach halte und fördere.

Es giebt nur eine sehr ernstliche und sehr häßliche Beeinträchtigung des Genusses der Schönheit der Landschaft Japan's, wenigstens in der Nähe der Städte, und das sind die fast unerträglichen Beleidigungen, die dort beständig dem Sinne des Geruchs zu Theil werden. Alles, was die Abzugskanäle der Stadt beschäftigen sollte, wird auf dem Rücken der Menschen und Pferde hinausgetragen, um auf den Feldern ausgebreitet zu werden. Da mußt Du stets, das Taschentuch in der Hand, wandern, um das Uebel, das beständig von allen Seiten auf Dich eindringt, abzuwehren. Doch davon könnte man noch Manches sagen. Ich verspare dies und auch das, was ich über die japanischen Bauern, ihre Lebensweise und ihr Verhältniß zu ihrem Grundherrn zu bemerken habe, für ein anderes Capitel. Jetzt wollen wir uns nur mit dem schon genannten hübschen Dorfe Meguro beschäftigen.

Im Hintergrunde einer kleinen Gasse, ganz nahe beim Eingange zum Dorfe, steht eine alte Schintokapelle*) von hoch-

*) „Schinto" heißt bekanntlich die Religionsform, welcher Japan vor der Einführung des Buddhismus und der Lehre des Confucius huldigte.

stämmigen Kryptomerien umgeben. Die Bäume bei einer Schintokapelle stehen immer unter dem besonderen Schutze der Gottheit, welcher der Altar geweiht ist, und mit diesen heiligen Bäumen steht eine Art von Aberglauben in Verbindung, der an jene Wachspuppen erinnert, durch deren Vermittlung die Zauberer des Mittelalters in Europa und auch die des alten Griechenlands, wie Theokrit uns erzählt, die Feinde ihrer Schützlinge tödten zu können vermeinten. Die Japaner nennen das „Uschi no toki mairi" oder „zur Stunde des Ochsen beten gehen"*), und die Sache wird von eifersüchtigen Frauenzimmern geübt, die sich an ihren treulosen Liebhabern rächen wollen.

Wenn alle Welt schläft um 2 Uhr des Morgens, diejenige Stunde, für die der Ochse das Symbol ist, erhebt sich das rachlustige Weib. Sie legt ein weißes Kleid und hohe Sandalen oder Holzschuhe an. Sie setzt sich einen metallenen Dreifuß mit drei angezündeten Lichtern auf den Kopf. Um ihren Hals hängt sie einen Spiegel, der auf ihren Busen herabfällt. In ihrer linken Hand trägt sie eine kleine Strohfigur, das Bildniß

*) Die Chinesen und die sie nachahmenden Japaner theilen die 24 Stunden des Tages in 12 Perioden, die alle ihre Zeichen haben, wie die Abtheilungen des Thierkreises:

Die Stunden von Mitternacht bis 2 Uhr Morgens haben das Zeichen der Katze. Von 2 bis 4 Uhr Morgens herrscht der Ochse. Von 4 bis 6 Uhr der Tiger, — von 6 bis 8 Uhr der Hase, — von 8 bis 10 Uhr der Drache, — von 10 bis 12 Uhr die Schlange, — von 12 bis 2 Uhr Nachmittags das Pferd, von 2 bis 4 Uhr der Widder, — von 4 bis 6 Uhr der Affe, — von 6 bis 8 Uhr der Hahn, — von 8 bis 10 das Schwein, — von 10 Uhr Abends bis Mitternacht der Fuchs.

des Liebhabers, der sie betrog, und in der Rechten hält sie einen Hammer und einige Nägel. Mit diesen befestigt sie die Strohfigur an einen der heiligen Bäume, welche die Kapelle umgeben. Da betet sie zu den Göttern um den Tod des Verräthers, indem sie zugleich gelobt, daß wenn ihr Gebet erhört wird, sie die Nägel, welche den heiligen Bäumen und der in ihnen hausenden Gottheit wehe thun, wieder herausziehen will. Mehrere Nächte hinter einander kommt sie zu der Kapelle, und in jeder Nacht schlägt sie einige neue Nägel hinein in der Ueberzeugung, daß jeder Nagel das Leben ihres Liebhabers verkürzen wird, denn der Gott wird ihn sicherlich, um seinen Baum zu retten, sterben lassen.

Meguro ist einer der vielen Orte bei Jedo, zu welchem die guten Einwohner der Stadt sowohl solcher religiöser oder abergläubischer Gebräuche wegen als auch zu geselligen Zwecken und zu Vergnügungspartien herauskommen. Daher findest Du denn mitten zwischen den alten Tempeln und Kapellen auch viele hübsche Theehäuser und vor der Thür eines jeden derselben eine „Demoiselle Zucker", „Blume", „Seepferd", „Welle" oder „Chrysanthemum", die Dich freundlich bittet, einzutreten und auszuruhen. Auffallend schön nach unsern Begriffen sind diese Theedämchen nicht. Aber sie haben doch ihre Reize und diese liegen in ihrer gefälligen und artigen Weise und ihren zierlichen Manieren. Das Theehausmädchen, die der Wirthschaft als Lockvogel dient, ist ganz perfekt in den Künsten der Coquetterie. In allen Ehren sei dies von ihr gesagt, denn sie darf nicht verwechselt werden mit jener hin-

fälligen Schönheit des Joschiwara von Jedo, und mit der ausgelassenen Schwesterschaft in den den Europäern und ihren verderblichen Einflüssen geöffneten Hafenplätzen. Denn so betrübt es ist, so wahr ist es doch auch, daß wir Europäer im ganzen weiten Osten auf die Sitten der Eingebornen sehr nachtheilig einwirken.

In einem der Theehäuser wird ein ganz lebhafter Handel mit dem Verkaufe hölzener Täfelchen getrieben, die 6 Zoll im Quadrat haben und die mit dem Bilde eines blaßrothen Dintenfisches auf blauem Grunde geschmückt sind. Es sind das Votivtafeln, bestimmt im gegenüberliegenden Tempel des Jakuschi Niurai, des Aeskulaps der Buddhisten, aufgehängt zu werden, von welchem folgende Legende erzählt wird:

In alter Zeit lebte einmal ein Priester Namens Jikaku, der im Alter von vierzig Jahren, im Herbste des zehnten Jahres der Periode, welche „Tentschi" heißt (833 nach Christi Geburt), an einer sehr schmerzhaften Augenkrankheit litt, die ihn schon seit drei Jahren immer zunehmend geplagt hatte. Um von diesem bösen Uebel befreit zu werden, schnitzte er ein Bildniß des Jakuschi Niurai, an den er seine Gebete zu richten pflegte. Fünf Jahre darnach kam er nach China, und nahm daher diese Figur, seinen Schutzgeist, mit, und an einem einsamen Orte, „Kairetsu" genannt, beschützte ihn sein Heiligenbild vor Räubern, wilden Thieren und andern Calamitäten. Daselbst verbrachte er seine Zeit mit dem Studium der heiligen Gesetze, sowohl der offenbarten, als auch der verborgenen, und nach neun Jahren schiffte er sich wieder ein, um nach Japan

zurückzukehren. Als er auf hoher See war, erhob sich ein Sturm, und ein Meerungeheuer erschien und versuchte das Schiff zum Sinken zu bringen, zerbrach das Steuerruder und den Mast. Da nun das nächste Ufer einem Lande angehörte, welches blos von Teufeln bewohnt war, so schien es eben so gefährlich, weiter zu segeln, als an's Land zu gehen. In dieser Noth betete der fromme Mann zu seinem Schutzheiligen, dessen Bildniß er mit sich führte, und siehe da während seines Gebetes erschien Jakuschi Niurai selbst in der Mitte des Schiffs und sprach zu ihm:

„Wahrlich! Du bist weit gereist, damit die heiligen Gesetze zur Errettung vieler Seelen kund und offenbar werden möchten. Nimm daher mein Bildniß, das Du im Busen bei Dir führst, und wirf es in's Meer, auf daß der Wind sich lege, und daß Du behütet werdest vor den Wogen und vor jenem Lande der bösen Geister."

Die Befehle der Heiligen müssen pünktlich befolgt werden; und so nahm denn der Priester mit Thränen in den Augen sein heiliges Bildniß hervor und warf es in's Meer. Darauf ließ der Wind nach und die Wogen wurden gestillt und das Schiff fuhr glatt dahin, als wenn es von unsichtbaren Händen gezogen würde, bis es in einem sichern Hafen anlegte.

Im zehnten Monat desselben Jahres ging der Priester, im Vertrauen auf seinen heiligen Patron, wiederum unter Segel und erreichte einen kleinen Hafen der Insel Tsukuschi*)

*) „Tsukuschi" ist der alte Name der großen japanischen Insel, die jetzt „Kiuschiu" heißt.

ohne Unfall. Drei Jahre lang betete er, daß das Bildniß, welches er in's Meer geworfen hatte, ihm zurückgegeben werden möchte, bis ihm endlich in einer Nacht im Traume angedeutet wurde, daß Jakuschi Niurai selbst ihm erscheinen werde. In Folge dieses Traumes ging er zu der Provinz von Hisen und landete an der Küste von Hirato, woselbst ihm inmitten eines strahlenden Lichtes das Bildniß, welches er geschnitzt hatte, auf einem Dintenfische reitend zwei Mal erschien. Auf diese Weise wurde das heilige Bild der Welt wieder gegeben.

Zum Gedächtniß seiner Heilung von dem Augenübel und seiner Errettung aus den Gefahren der See, und damit diese Dinge allen Nachkommen bekannt werden und bleiben möchten, stiftete nun der Priester den Gottesdienst des Taku Jakuschi Niurai („Jakuschi Niurai vom Dintenfisch") und kam nach Meguro, woselbst er den Tempel des Fudo Sama, *) einer andern Buddhistischen Gottheit, baute. Zu selbiger Zeit wüthete eine Blatternepidemie in dem Dorfe so arg, daß die Menschen zuweilen auf der Straße plötzlich niederfielen und starben, und der heilige Mann flehte zu Fudo Sama, daß er der Pest Einhalt thun möge. Darauf erschien ihm der Gott und sprach:

„Der heilige Jakuschi Niurai vom Dintenfisch, dessen Bildniß Du führst, verlangt in diesem Dorfe seinen Platz zu haben, und will dann der Pest steuern. Du sollst ihm daher hier einen Tempel errichten, damit nicht nur diese Blattern-

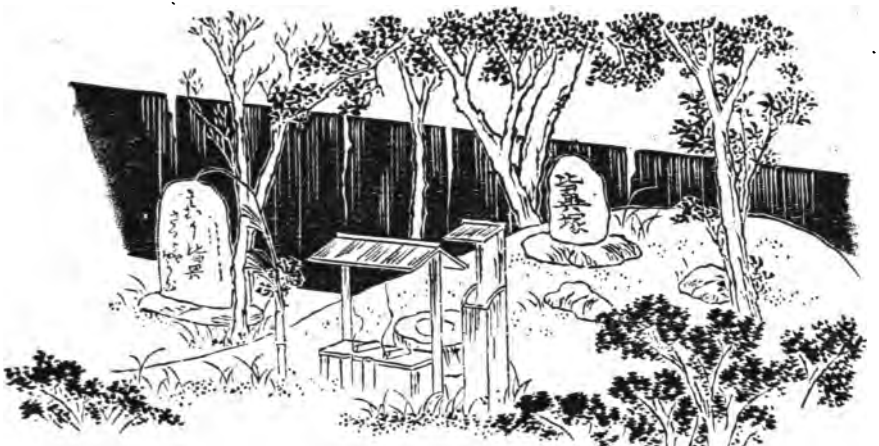
*) Fudo heißt buchstäblich „der Bewegungslose", d. h. Buddha im Zustande des Nirwana.

krankheit, sondern auch andere Epidemien für zukünftige Geschlechter durch seine Kraft geheilt werden mögen."

Als der Priester dies hörte, vergoß er Thränen der Dankbarkeit, und schnitzte dann aus einem Stücke des feinsten Holzes eine große Figur seines Schutzheiligen Jakuschi Niurai vom Dintenfisch und in das Innere dieser großen Figur legte er ein kleines Bildniß, und stellte beide zusammen in dem Tempel auf, zu welchem die Leute noch heutzutage in Haufen herbeikommen, um von ihren Krankheiten geheilt zu werden.

Das ist die Geschichte von dem Mirakel, welche ich einem kleinen schecht gedruckten Pamphlet, das die Priester des Tempels verkaufen, entnommen und hier übersetzt habe. Ich bemerke noch, daß sämmtliche Dekorationen dieses Tempels sogar auch die bronzene Laterne, die in der Mitte des Tempelhofes hängt, die Form eines Dintenfisches, des heiligen Emblems des Platzes, haben.

Einen hübscheren Ruheplatz, um einen heißen Tag still und angenehm hinzubringen, könnte Niemand sich wünschen, als diese schattige Baumgrotte, die der kleine Hügel mit dem Tempel des Fudo Sama trägt. Zwei Fontänen klarsten Wassers springen aus dem Felsen hervor und fallen in ein von einem Gitter umrahmtes Bassin, in welches, wie daran geschrieben steht, „kein Frauenzimmer eintreten darf." — Wenn Du Glück hast, magst Du Dich hier abkühlen bei der Beobachtung irgend eines nackten Frommen, der die Ceremonie, welche „Suigijo" genannt wird, vollführt. Es heißt das so viel als: „unter dem Wasserfall beten, damit durch den gereinigten Leib



比翼塚

Das Grab der Schijoku.

„auch die Seele gereinigt werden möge.“ Im Winter diese Ceremonie durchzumachen, erfordert nicht wenig Entschlossenheit. Doch habe ich es mit angesehen, daß ein frommer Büßer an einem bitterlich kalten Tage des Januars sich eine Viertelstunde lang diesem Martyrium unterwarf.

Eine nicht geringe Geduldsprobe ist auch im Sommer der religiöse Gebrauch, welcher „Hijakudo“, d. h. „hundert-Mal“ genannt wird. Derselbe besteht darin, daß der Büßer zwischen zwei Stellen des heiligen Bezirks hundert Mal vorwärts und rückwärts schreitet, indem er zugleich ein gewisses Gebet repetirt. Die Rechnung wird dabei entweder an den Fingern geführt oder mit Stohhalmen, von denen jedes Mal einer am Ziele niedergelegt wird. Der für diese Ceremonie bestimmte Platz des Tempels befindet sich zwischen einer grotesken Bronzefigur des „Tengu Sama“ („des Himmelshundes“), des Popanzes der Kinder, eines gräßlichen Ungethüms mit einer colossalen Nase, die zu reiben Segen bringt, wenn man den Finger hinterdrein an die eigene Nase legt, — und zwischen einer braunen Kiste, welche auf dem Deckel in großen Hautrelief-buchstaben die Worte „Hijaku Do“ trägt, und gewöhnlich ganz mit Strohhalmen angefüllt ist. Ein guter Buddhist zu sein, ist in der That keine Sinecure, denn man macht sich die Götter nicht für nichts und wieder nichts geneigt. Gebet und Fasten, Kasteiung des Fleisches, Verzichtleistung auf Wein, auf Lieblingsspeisen und Frauen sind die einzigen Empfehlungen zum Weiterkommen und Glück, zur Förderung in der Beamtenlaufbahn, zum Gewinn im Handel, zur Heilung und Rettung aus

Krankheit, oder zu einem glücklichen Ehebündniß mit einem geliebten Mädchen. Der bloße Glaube ohne Werke ist dazu nicht hinreichend. Eine Votivtafel, deren Werth dem Werthe der erbetenen Gunst einigermaßen entspricht, oder eine Summe Geldes zur Ausbesserung des Altars oder Tempels ist durchaus nöthig, um die Gunst der Götter zu gewinnen.

Mittellose Personen pflegen wohl ihre langen Haare abzuschneiden und den Schopf als Opfer darzubringen. In einem „Horinuschi" genannten sehr berühmten Tempel etwa 8 oder 9 Meilen von Jedo befindet sich ein Strick von circa $2^1/_2$ Zoll im Durchmesser und 6 Faden lang, welches ganz von solchen den Göttern geopferten Haarschöpfen angefertigt ist. Es liegt da aufgerollt, schmutzig, von Motten zerfressen und vernachlässigt, am Ende eines langen Schoppen, der mit Votivtafeln und Bildern angefüllt ist, zur Seite einer plumpen japanischen Feuerspritze.

Da alles Tödten lebendiger Creaturen dem Buddha mißfällig ist, so gewinnen in der Umgebung seiner Tempel die alten Weiber und Kinder ihren Lebensunterhalt durch den Verkauf von Sperlingen, kleinen Aalen, Karpfen, Schildkröten und andern Thierchen, welche die frommen Käufer zu Ehren der Gottheit in Freiheit setzen. Daher fliegt, kriecht und läuft denn in dem einer solchen Gottheit gewidmeten Territorium allerlei Gethier herum. Hühner, Tauben und andere Vögel, ganz zahm, herrenlos und ungestört, hocken auf allen vorspringenden Gebälken, Erkern, Friesen, Pfeilern und Ecksteinen.

Aber von allen religiösen Gebräuchen der Japaner, von

denen ich Kunde bekam, scheint mir keiner so sonderbar, als der des Anspeiens der Götterbilder, insbesondere der beiden großen grün und rothgefärbten Statuen des „Ni — o", welche, gleich Gog und Magog Embleme der Stärke, als Wächter vor den vornehmsten Buddhatempeln stehen. Die Figuren sind durch ein eisernes Netzwerk geschützt und durch dieses speien die Frommen, immer betend, kleine Papierfetzen, die sie zuvor zusammengekaut haben, hinein. Wenn das ausgespieene Papierkügelchen an den Statuen kleben bleibt, so ist das ein günstiges Omen; fällt es ab, so ist es ein Zeichen, daß das Gebet nicht erhört wurde. Beinahe jede Statue im ganzen Lande, auch das Innere der großen Glocke auf dem Begräbnißgrunde der Taikuns, sind mit diesen Papierkügelchen, welche vom Munde der Frommen ausgespieen wurden, bedeckt. *)

Und so komme ich denn mit allen diesen Diskursen über japanische Cermonien, Tempel und Theehäuser endlich allgemach bei dem eigentlichen Ziele unserer Pilgerfahrt an: nämlich bei zwei alten Steinen, welche in ganz zerfallenem Zustande auf einem sehr alten verwilderten Begräbnißplatze stehen, von Allen vergessen, außer von denen, die es lieben, alte Geschichten wieder an's Licht zu ziehen. Der Schlüssel zu diesem Platze wird von einer alten gespensterhaften Dame verwahrt, die selbst vom Zahn der Zeit beinahe ebenso zerfressen und vermodert aussieht,

*) Es versteht sich, daß die obenerwähnten Gebräuche und Ceremonien nur ein Ausfluß des groben Aberglaubens sind, mit welchem Unwissenheit den reinen und vielfach so schönen Buddhismus verhüllt und entstellt hat.

wie das Grab, das sie bewacht. — Gehorsam meinem Rufe, und einer Belohnung entgegensehend, die zehn Mal größer ausfallen wird, als die, welche sie von ihren Landsleuten zu erwarten hat, humpelt sie hervor, öffnet das Thor und zeigt auf den Stein, der die Inschrift trägt: „Dies ist das Grab „der Schijokus". — Schijokus sind fabelhafte Vögel, welche einen mysteriösen Dualismus in demselben Leibe darstellen. Denn man sagt, daß sie einer in dem andern leben. Sie sind das Emblem ehelicher Liebe und Treue.

Ueber diesem Steine steht noch ein anderer, auf dem eine längere Legende zu lesen ist, welche so lautet:

„In den alten Tagen des Genroku schmachtete sie sich abhärmend um die Schönheit ihres Geliebten, der so anmuthig anzuschauen war, wie die Blumen; und jetzt ist unter dem Moose dieses Grabsteines Alles von ihr vergangen außer ihrem Namen. Mitten in den Wechseln der unbeständigen Welt vergeht dieses Grab unter Thau und Regen; nach und nach zerfällt es unter seinem eigenen Staube, nur seine Umrisse sind geblieben. Fremdling! gewähre ein Almosen, zur Aufrechthaltung dieses Monuments, und wir wollen nicht Mühe und Arbeit scheuen, um dir dabei von ganzem Herzen beizustehen. Indem wir es aus seinem Verfall für nachkommende Generationen von Neuem aufrichten, laß uns den folgenden Vers darauf schreiben: „Diese beiden Vögel, die schön waren wie Kirschblü„then, starben vor ihrer Zeit gleich Blumen, die der Wind „abriß, bevor sie Frucht ansetzen konnten".

Unter dem ersten Steine liegt der Staub Gompatschi's,

eines Räubers und Bravos, vermischt mit der Asche seiner treuen Geliebten Komurassaki, die mit ihm zusammen hier in's Grab gelegt wurde. Ihre Bekümmernisse und ihre Standhaftigkeit haben den Platz geheiligt, und fromme Leute kommen noch jetzt, um Weihrauch zu verbrennen und Blumen auf das Grab zu streuen. Wie sehr sie ihn liebte, selbst bis in den Tod, mag der Leser aus folgender alten Erzählung entnehmen:

Ungefähr vor zweihundertunddreißig Jahren lebte im Dienste des Daimio der Provinz Inaba ein junger Mann mit Namen Schirai Gompatschi, der schon im Alter von kaum sechzehn Jahren sowohl wegen der Anmuth seiner Person, als auch wegen seiner Tapferkeit und seiner Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen sich einen Namen gemacht hatte. Nun trug es sich eines Tages zu, daß sein Hund mit einem andern Hunde, welcher einem seiner Geschlechtsgenossen gehörte, sich biß, und daß die Herren der Hunde, beide sehr leidenschaftliche und ehrgeizige Jünglinge, darüber in Streit geriethen, wessen Hund bei der Beißerei die Oberhand behalten habe. Von Worten kamen sie dabei zu Thaten und Schlägen und Gompatschi erschlug seinen Rivalen. In Folge davon war er genöthigt, seine Provinz zu verlassen. Er flüchtete sich nach Jedo. —

Und dies war der Anfang der Wanderungen und Abentheuer Gompatschi's.

Eines Abends trat er ganz abgemattet und fußlahm in ein Haus am Wege, das er für einen Gasthof hielt, verlangte einige Erfrischungen und ein Bett, und legte sich schlafen, ganz unbekannt mit der Gefahr, die ihn hier bedrohte. Denn zu-

fälliger Weise war dieser „Gasthof" nichts Anderes als das Versammlungshaus einer Bande von Räubern, denen er ganz unvermuthet in die Klauen gefallen war. Allerdings war Gompatschi's Börse nur spärlich versehen. Aber sein Schwert und sein Dolch waren wohl dreihundert Unzen Silbers werth, und auf diese hatten die Räuber, die zehn an der Zahl waren, schon ihre begierigen Blicke geworfen, und bereits bei sich beschlossen, ihren Besitzer umzubringen und der kostbaren Gegenstände zu berauben. Er, müde wie er war, schlief ganz ruhig in eingebildeter Sicherheit, ohne etwas Böses zu ahnen, ein.

In der Mitte der Nacht wurde er aus seinem tiefen Schlafe durch ein Geräusch geweckt, das von einer durch die Thür des Gemachs hereinschlüpfenden Person herrührte. Er raffte sich rasch empor und erblickte ein reizendes junges Mädchen von dem Alter von fünfzehn Jahren, die sich, indem sie ihm abwehrende Zeichen machte und bedeutete, er solle sich nicht bewegen, zur Seite seines Bettes niederließ und leise flüsternd zu ihm sprach:

„Mein junger Herr, der Besitzer dieses Hauses ist der Hauptmann einer gefährlichen Bande von Räubern, die sich verschworen haben, Euch diese Nacht Eurer schönen Kleider und Eures kostbaren Schwertes wegen zu ermorden. Was mich selbst betrifft, so bin ich die Tochter eines reichen Kaufmannes in Mikawa. Im vorigen Jahre kamen die Räuber zu unserm Hause, brachen ein, entführten meines Vaters Schätze und auch mich. Ich bitte Euch, Herr, nehmt mich mit Euch,

und laßt uns zusammen entfliehen von diesem entsetzlichen Orte."

Sie vergoß Thränen, indem sie dies sprach, und Gompatschi war anfänglich zu sehr erstaunt, um gleich antworten zu können. Da er aber ein Jüngling von hohem Sinne und muthigem Geiste war, und dazu ein äußerst gewandter und wohl geübter Fechter, gewann er sehr bald seine Fassung wieder, und war entschlossen, die Räuber aus dem Wege zu räumen und das Mädchen aus ihren Händen zu befreien. So antwortete er denn:

„Da Ihr so sprecht, will ich diese Schelme tödten und Euch noch diese Nacht retten. Nur müßt Ihr sogleich, wenn ich den Kampf beginne, aus dem Hause hinaus eilen, damit Ihr selber keine Gefahr lauft. Verbergt Euch, bis ich wieder bei Euch bin."

Nachdem dies verabredet war, verließ ihn das Mädchen und ging ihres Weges. Er aber blieb liegen, hielt seinen Athem an und wachte. Und als die Räuber einer nach dem andern sachte in's Zimmer schlüpften, in welchem sie ihn in tiefem Schlafe glaubten, machte er gleich den ersten, der hereinkroch, nieder und streckte ihn todt zu seinen Füßen hin. Als nun die andern dies sahen, fingen sie in der Dunkelheit an, mit ihren Schwertern um sich zu hauen. Aber Gompatschi in seiner Verzweiflung bemeisterte sie zuletzt alle und erschlug sie. Nachdem er auf diese Weise sich von seinen Feinden befreit hatte, ging er hinaus und rief dem Mädchen. Diese kam schnell an seine Seite und reiste nun hoch erfreut mit

ihm nach Mikawa, wo ihr Vater wohnte. In Mikawa führte er sie zu dem Hause der Eltern und erzählte diesen, wie ihre Tochter, da er unter die Räuber gerathen, in der Stunde der Gefahr zu ihm gekommen sei und ihn mitleidsvoll gerettet, und wie alsdann er zur Erwiderung sie aus ihrer Sklaverei befreit habe.

Als die alten Leute ihre verlorene Tochter sich zurückgegeben sahen, wurden sie von großer Freude erfüllt, und vergossen Thränen in der Mitte ihres Glücks, und in ihrer Dankbarkeit drängten sie Gompatschi bei ihnen zu bleiben, unterhielten ihn gastfreundlich und bereiteten ihm Festlichkeiten. Ihre Tochter, die wegen seiner Schönheit und ritterlichen Tapferkeit ihr Herz an ihn verloren hatte, verbrachte ihre Tage mit Gedanken an ihn — und an ihn allein. Der junge Mann aber war, trotz aller Güte des alten Kaufmanns, der ihn zum Sohne annehmen wollte, und Alles that, um ihn zur Einwilligung zu überreden, darauf versessen, nach Jedo zu gehen und als Offizier in dem Haushalte eines noblen Lord Dienste zu nehmen. Er widerstand den Bitten des Vaters und dem sanften Zureden der Tochter und rüstete sich zur Abfahrt. Als der alte Kaufmann sah, daß er von seinem Vorsatze nicht abzubringen sei, gab er ihm ein Abschiedsgeschenk von 200 Unzen Silbers und sagte ihm ganz traurig Lebewohl.

Aber ach! wie groß erst war der Kummer des Mädchen, welches dasaß, ihres Geliebten Abreise beklagend und ihr Herz ausseufzend. Er, der die ganze Zeit weniger an Liebe als an Ehrgeiz dachte, kam zu ihr, tröstete sie und sprach: „Trockne

Gompatschi wird von Komurassaki in der Räuberhöhle aufgeweckt.

Deine Thränen, liebes Herz, und weine nicht mehr. Denn ich werde bald zurückkehren. Bleibe Du unterdessen mir nur getreu und ergeben und pflege Deine Eltern in kindlicher Liebe!"

Sie wischte ihre Thränen ab und lächelte wieder, da sie ihn versprechen hörte, daß er bald zu ihr zurückkehren wolle. Und Gompatschi ging seines Weges, und kam schnell genug in die Nähe von Jedo.

Doch seine Gefahren waren noch lange nicht am Ende. Denn als er spät Abends bei einem Orte Namens Suzugamori in der Nachbarschaft von Jedo ankam, traf er auf sechs Straßenräuber, die ihn angriffen, in der Erwartung, kurzen Prozeß mit ihm zu machen und ihn zu plündern. Durchaus nicht erschreckt, zog Gompatschi sein Schwert und machte zweien von den sechsen den Garaus. Da er aber von seiner langen Reise etwas ermattet war, so wurde es ihm doch nicht leicht und der Kampf wurde gefährlich für ihn, als ein Tschonin, ein bürgerlicher Quartiermeister*), der in seiner Sänfte vorbeipassirte, die Rauferei erblickte, von seinem Sessel herabsprang und mit gezogenem Dolche zu seiner Rettung herbeieilte. Die Beiden vereint schlugen alsdann die Räuber in die Flucht.

Nun zeigte sich, daß der Mann, der so zu rechter Zeit

*) Die japanischen Städte sind in Bezirke abgetheilt, und jeder Handwerker und Krämer steht unter der Autorität des Hauptmanns des Quartiers, in welchem er wohnt. Das Wort „Tschonin" oder „bürgerlicher Quartiermeister" wird gewöhnlich im Gegensatze zu dem Worte „Samurai" gebraucht, welches einen Mann anzeigt, der zu der adlichen Kriegerkasse gehört.

zum Beistande Gompatschi's gekommen war, Niemand anders war, als Tschobei von Bandsuin, der Hauptmann der „Otokodaté's" oder der freundlichen Gesellschaft der Bürgersleute von Jedo, ein in den Annalen der Stadt berühmter Mann, dessen Leben, Thaten und Abenteuer bis zu dem heutigen Tage besprochen werden.

Als die Straßenräuber verschwunden waren, sagte Gompatschi, indem er sich zu seinem Befreier wandte:

„Ich weiß nicht, wer Ihr seid, mein Herr, aber ich bin Euch für die Rettung meines Lebens großen Dank schuldig."

Und wie er so fortfuhr, seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, erwiderte Tschobei:

„Ich bin nur ein einfacher bürgerlicher Quartiermeister, ein geringer Mann in meiner Weise, mein Herr, und wenn die Räuber sich aus dem Staube machten, so geschah dies mehr durch die Gunst des Schicksals als durch irgend ein Verdienst von meiner Seite. Aber ich bin über die Art und Weise, wie Ihr den Kampf aufnahmt, ganz mit Bewunderung erfüllt. Ihr, mein Herr, habt einen Muth und eine Geschicklichkeit entwickelt, die weit über Euer Alter hinausgeht."

„In der That," sagte der junge Mann, vor Freuden darüber, daß er sich so gelobt hörte, lächelnd, „ich bin noch jung und unerfahren, und ganz beschämt über meine stümperhafte Art und Weise zu fechten."

„Mag ich Euch nun fragen, wohin Eure Reise geht?"

„Ja das ist beinahe mehr als ich selbst weiß, denn ich bin ein Ronin, und habe kein bestimmtes Ziel in Sicht."

„Das ist schlimm," sagte Tschobei, welcher Mitleid mit dem jungen Manne empfand. „Aber wenn Ihr meine Kühnheit, Euch einen solchen Vorschlag zu thun, entschuldigen wollt, so möchte ich, obwohl nur ein Bürgersmann, Euch mein Haus zur Disposition stellen, bis Ihr ein Euer würdiges Amt gefunden habt."

Gompatschi nahm das Anerbieten dieses neuen, aber aufrichtigen Freundes mit großem Danke an, und so führte ihn Tschobei in sein Haus, wo er ihn für mehrere Monate einquartirte und gastfreundlich bewirthete. Aber nun gerieth Gompatschi, da er müßig war und für nichts zu sorgen hatte, in seiner Ausgelassenheit auf böse Wege und fing an ein unordentliches Leben zu führen, indem er nur darauf dachte, seine Einfälle und Leidenschaften zu befriedigen. Er besuchte das Joschiwara, dasjenige Quartier der Stadt, in welchem die Theehäuser und die anderen Rendezvous der wilden Jugend beisammen sind, und wo sein hübsches Angesicht und seine anmuthige Gestalt Aufsehen erregten, und ihn bald zum großen Liebling aller Schönen der Nachbarschaft machten.

Zu derselben Zeit fing auch alle Welt an, die Reize der „Komurassaki", oder der „Kleinen Purpurblüthe" laut zu preisen. Es war das ein junges Mädchen, das erst ganz neuerdings im Joschiwara erschienen war und das an Schönheit und sonstigen Vorzügen alle ihre Nebenbuhlerinnen überstrahlte. Auch Gompatschi hörte so viel von dem Ruhme dieser gepriesenen Dame, daß er beschloß, zu dem Hause mit dem Zeichen „die drei Meeresküsten", in welchem sie wohnte, hinzugehen

und sich selbst davon zu überzeugen, ob sie denn alles Gute, was die Leute von ihr sagten, verdiene. Demgemäß machte er sich eines Tages auf den Weg, und als er bei „den drei Meeresküsten" angelangt war, erkundigte er sich nach „Komurassaki", und nachdem man ihm das Zimmer gewiesen hatte, in welchem sie saß, ging er auf sie zu. Aber — als seine Blicke den ihrigen begegneten, fuhren Beide mit einem Aufschrei des Entsetzens und des Erstaunens zurück. Denn diese „Komurassaki", die berühmte Schönheit des Joschiwara, erwies sich als dasselbe liebliche Mädchen, welches Gompatschi mehrere Monate zuvor aus der Räuberhöhle gerettet und zu ihren Eltern in Mikawa zurückgeführt hatte. Damals hatte er sie inmitten von Glück und Fülle verlassen, das Lieblingskind reicher Eltern, mit der er Eide der Liebe und Treue gewechselt hatte, und nun begegneten sie sich an diesem verrufenen Orte von Jedo. — Welcher Wechsel! Welcher Contrast! Wie waren denn das Glück und die Reichthümer so schnell verflogen und die Gelübde so ganz zu Lügen geworden!

„Was ist das?" schrie Gompatschi, nachdem er sich von seiner Bestürzung ein wenig erholt hatte. „Wie geht es zu, daß ich Dich hier im Joschiwara finde? Ich bitte Dich, erkläre mir das schnell. Denn hier liegt ein Geheimniß zu Grunde, welches ich nicht verstehe!"

Aber Komurassaki, die so ganz unerwartet mit ihrem Geliebten zusammen getroffen war, für den ihr Herz geschmachtet hatte, war zwischen Entzücken, Betrübniß und Scham getheilt, und antwortete, in Thränen gebadet:

„Ach! meine Geschichte ist eine sehr traurige und ich könnte viel darüber sagen. Als Du uns im verflossenen Jahre verließest, kamen bald Unglücksfälle und Jammer über unser Haus. Und als meine alten Eltern in tiefste Armuth geriethen, da wußte ich nicht, wie ich ihnen beistehen und sie ernähren sollte. Und so verkaufte ich meinen elenden Leib an den Eigenthümer dieses Hauses und übersandte das Geld meinem Vater und meiner Mutter. Aber nichtsdestoweniger sind sie in Kummer und Elend verstorben. — Ach! lebt denn in der weiten Welt ein Geschöpf, das so unglückselig ist, wie ich es bin! — Da ich Dich nun aber wieder gefunden habe, Dich, der Du so stark bist, o! so hilf mir, die ich so schwach bin. Du errettetest mich schon einmal. Verlaß mich, ich flehe Dich an, nun auch diesmal nicht!" — Und indem sie diesen kläglichen Bericht abstattete, strömten Thränen aus ihren Augen.

„Ja wahrlich! das ist eine trauriges Geschick!" antwortete Gompatschi, der sich von der Erzählung tief ergriffen fühlte. „Das muß ein wunderbarer Strom von bösen Ereignissen gewesen sein, der auf Dein Haus, welches ich vor einiger Zeit noch so blühend sah, so niederschlagendes Unglück brachte. Allerdings bin ich nicht reich genug, um Dich aus Deiner Sklaverei loszukaufen. Aber jedenfalls will ich dafür sorgen, daß Du ferner nicht gequält werdest. Fahre fort, mich zu lieben und mir zu vertrauen!" — Als sie ihn so freundlich sprechen hörte, fühlte sie sich getröstet und weinte nicht mehr, sondern schüttete ihm ihr ganzes Herz aus und vergaß ihre Sorgen in der seligen Freude, ihn wieder zu besitzen.

Als es für sie Zeit war, sich zu trennen, umarmte er sie noch einmal zärtlich und kehrte zu Tschobei's Hause zurück. Er konnte das Bild Komurassaki's nicht aus seiner Seele verbannen und den ganzen Tag über dachte er nur an sie allein. Und so ging er denn täglich in das Joschiwara, sie zu sehen und sie zu sprechen, und wenn einmal irgend etwas ihn abhielt, so wurde sie, den gewohnten Besuch schmerzlich vermissend, gleich ängstlich und schrieb an ihn, die Ursache seines Ausbleibens zu erkunden. Indem er diese Lebensweise eine Zeit lang fortführte, schmolz endlich seine Baarschaft ein und da er ein Ronin war, ohne feste Anstellung, so besaß er keine Mittel, seine Börse wieder zu füllen. Er scheute sich, ohne Geld in „den drei Meeresküsten" zu erscheinen, und da ergriff ihn ein ganz böser Geist. Er ging bei Nacht aus, ermordete einen Mann, beraubte ihn seines Geldes und brachte dies zum Joschiwara.

Vom Bösen zum Schlimmeren ist ein leichter Schritt, und der Tiger, der einmal Blut gekostet hat, ist gefährlich. — Ganz bethört und verblendet von seiner leidenschaftlichen Liebe, fuhr Gompatschi fort zu morden und zu rauben, so daß, während sein äußerer Mensch stets schön anzuschauen war, sein Herz in ihm doch wie ein häßlicher Teufel wurde. Zuletzt konnte sein Freund Tschobei seinen Anblick nicht länger ertragen, und wies ihn aus seinem Hause, und da Tugend sowohl als Laster doch immer am Ende ihren Lohn erhalten, so kamen Gompatschi's in der Nacht verübte Verbrechen an den Tag. Die Behörden sandten Späher aus, und er wurde auf der That ertappt und arretirt. Seine Verbrechen wurden ihm vollständig bewiesen.

Man führte ihn nach dem Richtplatz von Susugamori, der sogenannten „Glockengrotte", und enthauptete ihn daselbst wie einen gemeinen Verbrecher.

Darauf nach dem Tode Gompatschi's wachte Tschobei's alte Freundschaft für ihn wieder auf, und der fromme und wohlwollende Mann kam und verschaffte sich seinen Körper und seinen Kopf, und beerdigte beide in Meguro, auf dem Grund und Boden des Tempels, der „Boronji" heißt.

Als Komurassaki die Leute im Joschiwara von dem Ende ihres Geliebten sprechen hörte, kannte ihr Schmerz keine Grenzen. Sie entfloh insgeheim von „den drei Meeresküsten", ging nach Meguro und warf sich auf das frische Grab. Lange betete sie und bitterlich weinte sie über dem Grabe desjenigen, den sie bei allen seinen Fehlern so sehr geliebt hatte, und dann, einen Dolch aus ihrem Gürtel ziehend, stieß sie sich denselben in die Brust und starb. — Die Priester des Tempels, die bald erfuhren, was geschehen war, verwunderten sich sehr über die bis zum Tode treue Liebe des schönen Mädchen, und mitleidsvoll legten sie sie an der Seite Gompatschi's in dasselbe Grab. Und über dem Grabe errichteten sie einen Stein mit der Inschrift: „das Grabmal der Schijokus", die ich schon oben erklärte. Und noch heutzutage besuchen die Leute von Jedo diesen Platz und preisen die Schönheit Gompatschi's und die kindliche Frömmigkeit und Treue der Komurassaki.

Nun bitte ich die Leser, mit mir noch einen Augenblick auf dem alten Begräbnißplatze zu verweilen. Das japanische Wort,

welches ich so eben mit „treue Liebe" übersetzt habe, bedeutet eigentlich buchstäblich „Keuschheit". Als Komurassaki sich selbst hingab und verkaufte, um ihre ruinirten Eltern unterstützen zu können, verletzte sie nach ihren Begriffen die Vorschriften der Tugend nicht. Sie glaubte im Gegentheil keinen größeren Beweis kindlicher Liebe geben zu können, und weit entfernt Vorwürfe von ihrem Volke auf sich zu ziehen, war vielmehr ihr Selbstaufopferung in den Augen der Japaner großen Lobes werth. Diese Denkweise hat bei den Europäern zu Mißverständnissen Anlaß gegeben und keine Phase japanischen Lebens ist so falsch ausgelegt worden, wie diese. Man hat es ausgesprochen und auch in Büchern gedruckt, daß ein achtungswerther Vater in Japan es für keine Schande zu halten pflege, seine Tochter zu verkaufen, — daß Männer von hoher Stellung und Herkunft sich oft in solchen Häusern, wie „die drei Meeresküsten" Frauen zur Ehe wählen, und daß das Betragen eines jungen Mädchen bis zur Zeit ihrer Verheirathung eine ganz indifferente Sache ist.

Nichts kann ungerechter und unwahrer sein. Nur die allerniedrigsten und ärmsten Leute verkaufen wohl ihre Kinder, um sie Aufwärterinnen, Bänkelsängerinnen, Theemädchen ꝛc. werden zu lassen. Es ereignet sich allerdings zuweilen auch, daß sogar die Tochter eines Samurai oder Edelmannes in einem übelberüchtigten Hause gefunden wird. Aber ein solcher Fall kann sich nur beim Tode oder bei gänzlicher Verarmung der Eltern ereignen, und offizielle Nachforschungen, die man über diesen Punkt anstellte, haben bewiesen, daß so etwas immer

eine große Ausnahme ist, daß die Anwesenheit einer jungen Dame in einem solchen Hause jedesmal ein allgemeines Aufsehen erregt, und daß die feine Erziehung und Talente derselben dann einen großen Glanz über das Haus verbreiten. Haben denn nicht auch bei uns in Europa Herren von Erziehung leichtsinnige Mädchen zur Frau genommen? Machen nicht auch dort Damen aus der Demimonde ganz gute Partien? — Ich behaupte sogar, daß solche Mesalliancen in Japan viel seltener sind als bei uns. Unter den niedrigsten Ständen mögen dergleichen Heirathen mitunter vorkommen; denn nicht selten kann ein Frauenzimmer aus ihrem schimpflichen Gewerbe eine ansehnliche und verlockende Mitgift beilegen. Aber unter dem Landadel Japan's sind diese Verbindungen unbekannt.

Dennoch aber wird ein Mädchen nicht für ehrlos gehalten, wenn sie sich zum Vortheil ihrer alten Eltern einem Leben hingiebt, das auch in Japan für so elend und schmachvoll gehalten wird, daß es für einen Edelmann zum Gesetz geworden ist, wenn er ein Haus von üblem Rufe betritt, Schwert und Dolch vor der Thür zu lassen, und zwar aus zwei Gründen, erstlich um blutige Streitigkeiten zu verhüten, und zweitens, weil es bekannt ist, das die armen Frauenzimmer im Hause die Schmach ihrer Existenz so tief empfinden, daß sie derselben ein Ende machen würden, wenn sie eine Waffe in die Hand bekommen könnten.

Es ist bemerkenswerth, daß in allen Residenzstädten der Daimios mit Ausnahme einiger, die zugleich Seehäfen sind, öffentliche Prostitution streng verboten ist, obgleich man be-

hauptet, daß die Sittlichkeit durch ein solches Verbot mehr leidet als gewinnt.

Das Mißverständniß, welches in Bezug auf diesen Gegenstand existirt, mag daraus erklärt werden, daß fremde Berichterstatter, indem sie ihr Urtheil auf die Verderbtheit der den Europäern eröffneten Hafenplätze gründeten, nicht angestanden haben, die japanischen Frauen überhaupt für unkeusch zu erklären. Mit demselben Rechte könnte ein Japaner, der über England schriebe, von dem Straßenpublikum von Portsmouth oder Plymouth einen Schluß auf die Frauen, Schwestern und Töchter jener Autoren machen. — In mancher Hinsicht ist die Kluft zwischen Tugend und Laster in Japan noch größer als in England. Die Courtisane des Ostens ist auf einen bestimmten Bezirk der Stadt angewiesen, und an einem besonderen prunkhaften Costume erkennbar, so wie auch an einem gewissen Kopfschmuck, der in einem Walde von Haarnadeln aus Schildpatt besteht, welche wie eine strahlende Glorie oder ein Heiligenschein rund um ihren Kopf herum in's Haar gesteckt sind, — eine Glorie der Schande, die eine ehrliche Frau nicht für ihr Leben tragen würde. Daß das Laster auf öffentlicher Straße die Tugend antastet, daß Tugendhafte die Moden nachahmen, welche von den Sittenlosen erfunden wurden, und daß jene die Schmucksachen und Möbeln, welche aus dem Nachlasse dieser herrührten, an sich kaufen, das sind Dinge, die der Osten gar nicht kennt. —

Auch die unter den niedrigen Ständen Japan's bestehende Gewohnheit, in öffentlichen Badehäusern sich ohne Unterschied

der Geschlechter zu baden, hat zur Verbreitung sehr falscher Ansichten über die Keuschheit der japanischen Frauen Anlaß gegeben. Jeder europäische Reisende hat diese Sitte überaus anstößig gefunden und jeder Schriftsteller über Japan hat daraus ein Thema für einige pikante Schilderungen und beißende Kritiken gemacht. Aber nur die Japaner, welche so arm sind, daß sie bei sich zu Hause keine Bäder einrichten können, gehen am Schlusse ihres Tagewerks zu den öffentlichen Badehäusern, um sich, bevor sie zu ihrer Abendmahlzeit niedersitzen, ein wenig zu erfrischen. Da sie von Kindheit auf an die dort sich darbietenden Scenen gewöhnt sind, so finden sie in ihnen nichts Anstößiges. Sie denken dabei höchstens: „hony soit qui mal y pense." Ich bin überzeugt, daß dieses öffentliche Baden weit weniger Immoralität erzeugt, als das gemeinschaftliche Hausen und Schlafen aller Alter und Geschlechter in den sogenannten „Lodginghouses" unserer großen englischen Städte, und in den schmutzigen Höhlen, in denen manche unserer Arbeitsleute ihr Leben hinbringen müssen.

Als ich einmal mit einem japanischen Edelmann über diesen Gegenstand sprach und ihm bemerkte, daß wir ein gemeinsames Baden von Männern und Frauen für äußerst unschicklich hielten, zuckte er die Achseln und antwortete: „Ja die Leute im Westen*) haben eine äußerst kitzliche Empfindsamkeit." Vor einiger Zeit untersagten die japanischen Behörden mit Rücksicht auf die Vorurtheile der Fremden in dem offenen Hafen von

*) „The Western" (die Westlichen) in Japan herkömmliche Benennung der Europäer.

Jokohama das gemeinsame Baden der Männer und Frauen, und dies war vielleicht der erste Schritt zur völligen Abschaffung des anstößigen Gebrauchs. Daß Frauen sich in Jedo auf öffentlicher Straße in ihren Badewannen zeigen, habe ich wohl in von Europäern geschriebenen Büchern gelesen, aber während eines Aufenthalts von $3\frac{1}{2}$ Jahren in dieser Stadt, die ich häufig in allen ihren Quartieren hin und her durchstreifte, habe ich selbst nie so etwas gesehen. Ich glaube, daß man es nur in ganz abgelegenen Gegenden des Landes bei gewissen heißen Gesundbrunnen erleben kann.

Die beste Antwort, die man auf einen allgemeinen Vorwurf der Unsittlichkeit der japanischen Frauen während der Periode ihrer Eheloſigkeit geben kann, liegt in einer Hinweisung auf die Thatsache, daß jeder Hausherr, wenn er es irgend vermag, die Mädchen seiner Familie in strenger Absonderung hält und scharf überwacht. Die Tochter der Armuth allerdings muß aus dem Hause hinaus und Arbeit suchen. Aber keinem Manne wird es gestattet, sich der Tochter eines Edelmannes zu nähern. Und sie wird belehrt, daß der kleine Dolch den sie in ihrem Gürtel führt, nicht blos ein Zeichen ihres Ranges, sondern daß er auch zum Gebrauche bestimmt ist, für den Fall, daß ihr eine Beleidigung widerfahren sollte. Vor nicht langer Zeit wurde in dem Hause eines der vornehmsten Edelleute von Jedo eine sehr lehrreiche Tragödie aufgeführt. Eine von Mylady's Kammerzofen, die selbst ein Fräulein von adlicher Herkunft war, hatte die Aufmerksamkeit eines der Dienstleute des Palastes auf sich gezogen und eine leidenschaft-

liche Liebe in ihm erweckt. Für längere Zeit verhinderten ihn die strengen Regeln des Dekorums, denen Beide im Hause unterworfen waren, ihr seine Gefühle zu offenbaren. Aber zuletzt wußte er doch zu ihr zu kommen und vergaß sich in ihrer Gegenwart so weit, daß sie ihren Dolch zog und sich vertheidigte. Die Waffe flog ihm tief in's Auge. Er wurde ohnmächtig abgeführt und starb bald darauf. Die Erklärung des Mädchens, daß der gestorbene junge Mann einen Versuch gemacht hätte, sie zu beleidigen, wurde als eine hinreichende Rechtfertigung ihrer That angenommen, und anstatt getadelt zu werden, wurde sie vielmehr allgemein gelobt und hoch erhoben wegen ihres keuschen und muthigen Sinnes. Da diese Begebenheit innerhalb der vier Mauern des Palastes eines der mächtigsten Edelleute statt gehabt hatte, so wurde keine öffentliche Untersuchung des Falles angestellt, über welche die Autoritäten des Palastes selbst hinreichend competent waren. Für die Wahrheit dieser Geschichte verbürgten sich mir zwei oder drei Personen, deren Aufrichtigkeit ich nicht bezweifeln darf, und die selbst bei der Sache betheiligt gewesen waren. Jedenfalls ist sie ganz in Harmonie mit der Anschauungsweise der Japaner, und sicherlich ist es auch richtiger, daß Lucretia den Tarquin tödtet, als sich selbst.

Je besser man das japanische Volk beurtheilen und verstehen lernen wird, desto mehr wird man gewahren, daß man ihm mit den heftigen und absprechenden Angriffen, welche man auf den Charakter ihrer Frauen gemacht hat, großes Unrecht that. Die meisten Autoren stimmen übrigens darin überein,

daß ihre Matronen in der Regel vorwurfsfrei sind. Wenn nun auch die Sitten ihrer Mädchen rein sind, was sie ja infolge der erwähnten häuslichen Einrichtungen und Verhältnisse fast nothgedrungen sein müssen, was wird dann aus allen den Lastern und Ausschweifungen, deren man sie anklagt? Zeugen diese Vorwürfe nicht vielmehr gegen die Anschwärzer, welche japanische Frauen wohl nur in den in Jokohama sich herum treibenden Mädchen studirt haben?

Da ich so viel gesagt habe, so will ich nun von dem berühmten Joschiwara*) von Jedo, dessen in dieser Erzählung mehrere Male Erwähnung geschah, einige Nachricht geben.

Am Ende des 16. Jahrhunderts wohnten die Courtisanen von Jedo in drei besonderen Quartieren. Diese waren: die Straße Kojimatschi, in welcher diejenigen Frauenzimmer wohnten, die von Kioto kamen, — die Kamakurastraße, — und ein Ort gegenüber der großen Brücke, an welchen beiden letzteren Plätzen die Mädchen wohnten, die von Suruga gebracht wurden. Außer den genannten kamen noch Weiber von Fuschimi und von Nara, die hie und da zerstreut in der Stadt herum wohnten. Dies scheint bei einem gewissen Reformator der Sitten, Namens Schoji Injémon, Anstoß erregt zu haben. Derselbe richtete im Jahre 1612 an die Regierung eine Denk-

*) Den Namen „Joschiwara", welcher jetzt im Allgemeinen für die ehemaligen „Blumendistrikte" gebraucht wird, leiten Einige von der Stadt Joschiwara her, weil von ihr die Mehrzahl der Schönheiten des Joschiwara in Jedo herstammen soll. Ich werde gleich eine Ableitung erwähnen, die mir wahrscheinlicher zu sein scheint.

schrift, in welcher er petitionirte, daß die in verschiedenen Theilen der Stadt lebenden Personen alle in dem „Blumenquartiere" vereinigt werden möchten. Seine Bitte wurde im Jahre 1617 bewilligt und er erwählte einen Platz, genannt „Fukijatscho", der wegen der dort wachsenden großen Menge von Schilf „Joschiwara" oder das „Schilfmoor" genannt wurde, ein Name, welcher jetzt vermittelst eines Wortspiels auf „Jaschi" mit zwei chinesischen Charakteren geschrieben wird, die soviel bedeuten als „das glückliche" oder „gute Moor". Der Platz wurde in 4 Straßen abgetheilt, genannt: die Jedostraße, — die zweite Jedostraße, — die Kiotostraße — und die zweite Kiotostraße.

Im achten Monat das Jahres 1655, als Jedo anfing, an Umfang und Bedeutung zuzunehmen, wurde das „Joschiwara" an den Fleck versetzt, den es nun am nördlichen Ende der Stadt einnimmt. Und die Straßen in diesem Quartiere wurden nach den Ortschaften benannt', aus welchen ursprünglich die Mehrzahl der Bewohnerinnen gekommen waren, wie „die Sakaistraße", die „Fuschimistraße" 2c.

Der offizielle „Führer zum Joschiwara für das Jahr 1869" zählt 153 Häuser auf, welche 3,289 Courtisanen aller Classen enthalten, von der „Oiran" oder „stolzen Schönheit" an, welche in strahlenden Gold- und Silberbrokat gekleidet, mit geschminktem Angesicht und vergoldeten Lippen und mit nach der Mode geschwärzten Zähnen die ganze jeunesse dorée von Jedo zu ihren Füßen hat, herab bis zu der niedrigen „Schinso" oder dem „Weibe mit weißen Zähnen", welche ihr Leben in den gemeinen Badestuben fristet. Diese Zahlen

repräsentiren jedoch nicht die gesammte Prostitution von Jedo; das Joschiwara ist der hauptsächlichste, aber nicht der einzige Aufenthaltsort dieser Frauenzimmer. In Fukagawa ist noch ein anderer „Blumendistrickt" nach denselben Principien wie Joschiwara eingerichtet, während in Schinagawa, Schinjiku, Itabaschi, Senji und Kadsukappara die Hotels Frauenzimmer enthalten, welche „Aufwärterinnen" heißen, in der That aber Courtisanen sind. Es giebt in der Stadt auch Frauen, „Dschigoku-Onna" oder „Höllenweiber" genannt, die, ohne in den Listen, der Courtisanen eingetragen zu sein, in ihren eigenen Häusern leben und ihr Gewerbe in der Stille treiben. Im Ganzen, glaube ich aber, ist die Summe der Prostituirten in Jedo im Verhältniß zu der Größe der Stadt auffallend klein.

Es giebt im Joschiwara 394 Theehäuser, welche häufig zu Rendezvous benutzt werden und bei solchen Gelegenheiten nicht von den Besuchern, sondern von den Eigenthümern der Bordells bezahlt werden. Man pflegt in diesen Theehäusern auch Diners und Trinkgelage zu geben, für welche Festivitäten die Dienste der „Taikomotschis" oder Possenreißer, unter denen es 39 Hauptcelebritäten giebt, und die der Sängerinnen und Tänzerinnen in Anspruch genommen werden. Der „Führer zum Joschiwara" giebt eine Liste von 55 berühmten Sängerinnen, neben einer Menge geringerer Sterne. Diese Mädchen müssen aber nicht mit den Courtisanen verwechselt werden. Ihr Betragen wird von ihren Meistern sehr streng überwacht, und da sie immer paarweise oder in größeren Trupps ausgehen, so controliren sie sich unter einander. Ohne Zweifel jedoch fin-

bet der goldene Regen trotz aller Vorsichtsmaßregeln zuweilen seinen Weg zu dem Schooße einer Danaë, und der begünstigte Liebhaber einer faschionablen Sängerin oder Tänzerin zu sein wird wohl als schmückende Feder an der Mütze eines jungen japanischen Roués betrachtet. Der Lohn, den man Sängerinnen für eine Unterhaltung von zwei Stunden bezahlt, beträgt einen Schilling und vier Pence; für sechs Stunden wird die Belohnung vervierfacht, und es ist Gebrauch, den Mädchen noch ein „Hana" oder Geschenk für sie selbst zu dem regelmäßigen Solde, der an den Herrn ihrer Truppe geht, zugeben. —

Courtisanen, Tänzerinnen und Sängerinnen werden von den Contrahenten gekauft, entweder als Kinder, wo sie dann für ihren Beruf erst erzogen werden, oder als Erwachsene, wenn ihre Talente und Reize sie als begehrenswerth erscheinen lassen. Das Engagement wird nie für das ganze Leben gemacht; denn, wenn einmal ihre Jugendblüthe dahin wäre, würden die armen Creaturen ihren Meistern nur zur Last fallen. Eine Courtisane wird gewöhnlich nur gekauft, bis sie ihr siebenundzwanzigstes Jahr erreicht hat, wonach sie dann wieder sich selber angehört. Die Sängerinnen bleiben länger angeschirrt. Aber auch sie arbeiten selten über das dreißigste Lebensjahr hinaus. Denn die japanischen Frauen altern wie die Italienerinnen schnell, und haben nicht die Zwischenstation zwischen Jugend und hohem Alter, welche sich nur in den Ländern zu finden scheint, die auch ein Zwielicht haben.

Die Kinder, welche zu Sängerinnen erzogen werden sollen, kauft man gewöhnlich schon, wenn sie fünf oder sechs Jahre

alt sind, und für das Kind, das etwas Gutes verheißt, werden 35 bis 50 Schilling bezahlt. Der Käufer übernimmt die Erziehung auf seine Kosten und hält das kleine Wesen wie sein eigenes Kind. Die Eltern unterzeichnen ein Dokument, in welchem sie ihn in Fällen von Krankheit oder sonstigem Unglück von aller Verantwortung freisprechen; aber sie wissen, daß ihr Kind gut behandelt und wohl versorgt werden wird, wofür ihnen das eigene Interesse des Käufers garantirt. Mädchen von 15 oder mehr Jahren, deren Talente hinreichend ausgebildet sind, um sie zur Mitgliedschaft einer Sängergesellschaft geeignet erscheinen zu lassen, bekommen einen zehnmal höheren Preis; denn bei ihnen ist kein Risiko, und die Kosten der Erziehung fallen weg.

Die kleinen Kinder, die für die Prostitution im Alter von fünf oder sechs Jahreu gekauft werden, erhalten ungefähr denselben Preis wie die, welche zu Sängerinnen bestimmt sind. Während ihres Noviziats verwendet man sie zur Bedienung der „Oiran" oder faschionablen Courtisanen, als „Kamuras" oder „weibliche Pagen". Es sind meistens Töchter herabgekommener Personen, oder verlassene Waisenkinder, die kein anderes Mittel zum Lebensunterhalt besitzen. Manche verkaufen ihre Reize aus kindlicher Frömmigkeit, um ihre nothleidenden Eltern zu unterstützen. Andere auch sind verheirathete Frauenzimmer, die in das Joschiwara eintraten, um die Bedürfnisse ihrer Ehemänner zu befriedigen. Und einen kleinen Theil bilden die Mädchen, welche von ihren treulosen Liebhabern verführt, verlassen und auch wohl verkauft wurden.

Die rechte Tageszeit, um das Joschiwara in seiner Glorie

zu sehen, ist gleich nach Sonnenuntergang, wenn die Lampen angezündet werden. Das ist die Stunde, in welcher die Frauenzimmer, die während der letzten Stunden beschäftigt waren, ihre Lippen zu vergolden, ihre Augenbrauen schwarz und ihren Nacken und Busen schneeweiß zu färben, indem sie dabei in Uebereinstimmung mit einer der strengsten Regeln der kosmetischen Wissenschaft der Japaner sorgfältig da, wo der Kopf sich mit dem Nacken verbindet, drei braune Halskragenstreifen anbringen, — aus ihren Hinterzimmern nach vorn kommen, und ihre Sitze neben einander einnehmen, in einer Art von länglichem Käfig, dessen hölzerne Barriere sich nach der Straße hin öffnet. Da sitzen sie Stunden lang, prachtvoll aufgeputzt in ihren Kleidern von Seide und Gold und Silberstickerei, ganz stumm und bewegungslos wie Wachsfiguren, bis sie die Aufmerksamkeit eines der Vorübergehenden, die sich nun auf dem Platze zu drängen anfangen, auf sich gezogen haben. In Jokohama sind die Frauenzimmer des Joschiwara allerdings laut und lärmend mit ihren an die Besucher gerichteten Einladungen, wobei sie häufig die Monotonie ihrer eigenen Sprache durch irgend einen Kraftausdruck der Liebe, den sie von britischen oder amerikanischen Seeleuten aufgeschnappt haben, zu würzen suchen. Aber in dem Blumenbezirke von Jedo und überall, wo die alten japanischen Sitten herrschend geblieben sind, waltet das strengste Dekorum. Obgleich die Erscheinung des Lasters immer häßlich genug ist, so hat es dort doch das Verdienst, daß es Niemandem sich aufdrängt. Die Reinen werden dort nie durch Berührung mit den Unreinen befleckt.

Wer in's Joschiwara geht, weiß sehr gut, was er dort finden wird, aber der tugendhafte Mann mag lange leben, ohne daß das Laster ihm gegen seinen Willen zu nahe tritt. Auch hierin contrastiren wiederum die offenen Häfen unvortheilhaft mit den Orten des Innern. Jokohama ist am Abend ein eben so wiederwärtiger Ort, wie Haymarket in London.*)

Eine Courtisane oder Sängerin nimmt beim Antritt ihrer Profession einen „nom de guerre" an, unter welchem sie so lange bekannt ist, bis ihr Engagement zu Ende geht. Einige dieser Namen sind so hübsch und eigenthümlich, daß ich aus dem „Joschiwara Saiken" (dem Nachweisebuch des Joschiwara), welchem ich alle die obigen Notizen entnommen habe, einige Beispiele hersetzen will: „Kleine Tanne", „kleiner Schmetterling", „Pracht der Blumen", „der Juwelenstrom", „der goldene Berg", „die Perlharfe", „der Storch, der tausend Jahre lebt", „Blumendorf", „das Meeresufer", „der kleine Drache", „der kleine Purpur", „Silberchrysanthemum", „Wasserfall", „Kirschenwald" — diese und eine zahllose Menge anderer phantastischer Erfindungen sind das Einzige, was man bei dem widerwärtigen Platze etwa noch hübsch und poetisch nennen mag.

*) Wer sich für diesen Zweig der socialen Wissenschaft interessirt, findet viele gute Belehrungen über Prostitution in Japan in dem Buche, welches von Dr. Newton, einem Philanthropisten, der in den letzten zwei Jahren mit der Begründung eines Hospitals eifrig beschäftigt war, in Jokohama publicirt worden ist. Trotz aller Opposition, welche Vorurtheil und Unwissenheit ihm machten, sind Dr. Newton's Bemühungen doch schließlich mit Erfolg gekrönt worden.

III.

Kasuma's Rache.

Kasuma's Rache.

Das Sprichwort sagt, daß wer vom Schwerte lebt, auch durch das Schwert umkommen soll. In Japan, woselbst eine zahlreiche Classe von Bewaffneten existirt, über welche die Behörden wenig oder keine Controle haben, sind Parteiwirren und Clantumulte, die mit Blutvergießen und Mord endigen, tägliche Vorkommnisse, und man hat bemerkt, daß das moderne Jedo oder Kioto am besten mit Edinburgh in alten Zeiten, wo die Clanleute in der Nacht durch die Straßen tobten und untereinander von beleidigenden Worten rasch zu tödtlichen Schlägen kamen, verglichen werden könne.

Hieraus erklärt es sich, warum der „Samurai" oder japanische Edelmann von Allem, was er sein nennt, am meisten sein Schwert schätzt, welches sein beständiger Begleiter, sein Genosse und Freund bei Angriff und Vertheidigung ist. Der Preis eines von einem berühmten Künstler angefertigten Schwertes steht in Japan häufig hoch. Ein japanischer Edelmann gürtet zuweilen ein Schwert um, dessen noch rohe Klinge ohne den Schmuck 600 bis 1000 „rijos" d. h. 200 bis 300 Pfund Sterling werth ist und dessen Montirung und Ausschmückung, reich an zierlicher Metallarbeit, noch eben so viel kostet. Diese

Kasuma's Rache.

Das Sprichwort sagt, daß wer vom Schwerte lebt, auch durch das Schwert umkommen soll. In Japan, woselbst eine zahlreiche Classe von Bewaffneten existirt, über welche die Behörden wenig oder keine Controle haben, sind Parteiwirren und Clantumulte, die mit Blutvergießen und Mord endigen, tägliche Vorkommnisse, und man hat bemerkt, daß das moderne Jedo oder Kioto am besten mit Edinburgh in alten Zeiten, wo die Clanleute in der Nacht durch die Straßen tobten und untereinander von beleidigenden Worten rasch zu tödtlichen Schlägen kamen, verglichen werden könne.

Hieraus erklärt es sich, warum der „Samurai" oder japanische Edelmann von Allem, was er sein nennt, am meisten sein Schwert schätzt, welches sein beständiger Begleiter, sein Genosse und Freund bei Angriff und Vertheidigung ist. Der Preis eines von einem berühmten Künstler angefertigten Schwertes steht in Japan häufig hoch. Ein japanischer Edelmann gürtet zuweilen ein Schwert um, dessen noch rohe Klinge ohne den Schmuck 600 bis 1000 „rijos" d. h. 200 bis 300 Pfund Sterling werth ist und dessen Montirung und Ausschmückung, reich an zierlicher Metallarbeit, noch eben so viel kostet. Diese

Schwerter gehen als Erbstücke von Hand zu Hand, vom Vater auf den Sohn und werden so zu sagen ein Theil und Glied der Person Dessen, der sie trägt. Jyéjasu, der Stammvater der letzten Dynastie der Schogune publicirte in seinem Buche, welches den Titel „das Vermächtniß"*) führt, einen Codex von Regeln, den er als Richtschnur für seine Nachfolger in der Regierung und für ihre Rathgeber abgefaßt hatte. Er sagt darin: „das Schwert, welches der Samurai anlegt, ist seine lebendige Seele. Im Fall er es vergißt, soll er gestraft werden, wie es festgesetzt ist. Das darf man nicht übersehen!"

Das Geschäft eines Schwertfegers ist ein sehr ehrenvolles Gewerbe, dessen Mitglieder Männer von edler Abkunft sind. Es ist bemerkenswerth, daß in einem Lande, in welchem das Handwerk im Allgemeinen als eines Edelmannes unwürdig betrachtet wird, dies die einzige Ausnahme von der Regel ist. Die Traditionen und Vorschriften der Schwertfegerkunst sind mannigfaltig und sehr interessant. Es ist ein Gebrauch, den die an den alten Sitten festhaltenden Schwertfeger noch jetzt beobachten, daß sie in dem entscheidendsten Momente des Schmiedens der Waffe, nämlich wenn die Stahlschneide an den Körper der eisernen Klinge angeschweißt werden soll, ein Gewand und eine Kopfbedeckung anlegen, wie sie die „Kugés" oder Hofleute des Mikado tragen, dabei auch die Thüren ihres Ateliers verschlossen halten, und in geheimer und ungestörter Ruhe arbeiten, wobei das in dem Raume herrschende Halb-

*) „The Legacy of Jyéyasu, translated by F. Loudon. Jokohama 1868."

Japaniſche Schwertfeger.

dunkel das Mysteriöse der Operation erhöht. Zuweilen wird die Feierlichkeit der Verrichtung noch auf andere Weise vermehrt. Ein mit Quasten behangener Strick von Stroh, eben so wie man ihn vor den Altären der Kamis, oder einheimischen Götter hängen sieht, wird zwischen den Bambuspfeilern der Schmiede befestigt, welche auf diese Weise für die Gelegenheit in eine heilige Kapelle verwandelt zu sein scheint.

Ich wohnte einmal in Osaka einem gewissen Kusano Joschiaka, einem Schwertfeger, gegenüber, einem sehr intelligenten und liebenswürdigen Herrn, der in der ganzen Nachbarschaft wegen seiner Gutherzigkeit und seines wohlthätigen Sinnes beliebt war. Seine Ansicht war, daß ihm, da er zu einem Berufe herangebildet sei, der mit Tod und Leben zu thun habe, auch die Pflicht obliege, ein so unheilbringendes Geschäft wieder dadurch zu sühnen, daß er andere Leiden der Menschheit zu mindern trachte, und er führte diesen Grundsatz so eifrig durch, daß er selbst dabei ganz arm blieb. Kein Bettler oder alter Invalide wurde vor seiner Thür abgewiesen, ohne irgend einen handgreiflichen Beweis seiner Mildthätigkeit zu erhalten, sei es ein Stück Geld oder etwas Genießbares. Seine skrupulöse Ehrlichkeit war nicht geringer als seine Großmuth. Während andere Schmiedemeister die böse Gewohnheit haben, durch Nachahmung der Marken und Stempel alter berühmter Künstler bedeutende Geldsummen zu ernten, konnte er sich rühmen, daß er nie eine Waffe auf den Markt gebracht habe, welche nicht seinen eigenen Stempel gehabt hätte. Von seinem Vater und seinen Vorfahren hatte er sein Gewerbe ererbt, das er wiederum

auf seinen Sohn zu übertragen wünschte. Derselbe war ein ehrlicher, kräftiger, emsig arbeitender junger Mann, dessen Hammer und Ambos man von Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergange lärmen hören konnte.

Die scharfe Schneide der japanischen Schwerter wird allgemein gerühmt. Man sagt, daß die besten Klingen in der Hand eines geschickten Fechters durch die todten Leiber von drei Männern, die man übereinander legte, mit einem Schlage hindurchfahren. Die Schwerter der Schoguns pflegte man so an den Körpern hingerichteter Verbrecher zu prüfen. Es gehörte zu den Pflichten des öffentlichen Scharfrichters, diese Prüfung vorzunehmen, und dabei vertauschte er wohl mitunter für ein „Nasenpülverchen", d. h. ein Geschenkchen von zwei „Bus" (etwa 3 Schilling)) die Waffen eines Privatindividuums mit denen seines Herrn. Hunde und Bettler, welche hülflos am Wege liegen, dienen zuweilen dazu, die Schärfe der Schwerter eines unbarmherzigen Bösewichts zu erproben, und die Scharfrichter ernten manche Sporteln von denen, welche es anzusehen wünschen, wie rasch ihre eigenen Klingen einen Kopf herunter bringen.

Die Staatsmänner, die ein Gesetz zu Stande bringen könnten, welches den Leuten das Tragen dieser tödtlichen Waffen verböte, würden sich um ihr Land hoch verdient machen. Aber dies zu versuchen möchte ein schwieriges und noch dazu gefährliches Unternehmen sein. Ich würde für das Leben eines Gesetzgebers, der dies versuchen sollte, nicht viel geben. Die Hand jedes Raufboldes im Reiche würde sich gegen ihn erheben.

— Eines Tages, als wir hierüber und über andere verwandte Themas converſirten, ſchrieb ein Mann von fortgeſchrittenen und liberalen Anſichten ſeine Meinung more japonico in einem Verſe nieder, der ungefähr ſo lautete: „Ich wollte, daß alle Schwerter und Dolche des Landes auf einem Platz geſammelt, und von dem ſo erlangten Metall ein großes Schwert gemacht würde, welches, die einzige noch gebliebene Klinge, das einzige Schwert im Gürtel von Großjapan ſein ſollte."

Die Geſchichte, welche wir nun hier mittheilen wollen, iſt in mehr als einer Hinſicht die Geſchichte eines japaniſchen Schwertes.

Vor etwa 250 Jahren war Ikéda Kunaiſchoju Beherrſcher der Provinz „Inaba". Unter ſeinen Vaſallen waren zwei Edelleute mit Namen „Watanabé Jukijé" und „Kawai Mataſajémon", die untereinander durch die ſtarken Bande treuer Freundſchaft verbunden waren und ſich einander häufig in ihren Häuſern beſuchten. Eines Tages ſaß Jukijé in dem Hauſe Mataſajémon's, freundſchaftlich mit ihm converſirend, als zufällig ſeine Blicke auf ein Schwert fielen, welches auf einem Bort des Zimmers lag. Bei dem Anblick fuhr er zuſammen und ſprach zu ſeinem Freunde:

„Bitte, ſage mir, wie kamſt Du zu dieſem Schwerte?"

„Das will ich Dir erzählen. Du erinnerſt Dich, daß Mylord Ikéda den Tokugawa Jjéjaſu in das Gefecht bei Nagakubé begleitete. Nun es war eben in dieſem Kampfe bei Nagakubé, wo ich das Schwert fand und zu mir nahm." —

„Mein Vater," sagte Jukijé, „war auch dabei und wurde in der Schlacht getödtet. Und dieses Schwert, welches viele Generationen hindurch ein Erbstück in unserer Familie gewesen ist, ging damals verloren. Da es in meinen Augen einen unschätzbaren Werth hat, so möchte ich wünschen, daß Du, wenn es für Dich nicht so wichtig ist, die große Güte hättest, es mir zurückzugeben."

„Das ist etwas ganz Leichtes, und nichts mehr, als was ein Freund für den andern thun sollte. — Bitte nimm es!"

Hierauf nahm Jukijé das Schwert dankbar zu sich und nachdem er es zu Hause gebracht, legte er es sorgfältig bei Seite.

Im Anfange des folgenden Jahres erkrankte Matasajémon und starb, und Jukijé, der über den Tod seines theuern Freundes bitterlich trauerte und zugleich die Gunst, die er von ihm in der Angelegenheit von seines Vaters Schwert erlangt hatte, gern erwidern wollte, überschüttete des Verstorbenen Sohn, einen jungen Mann von 22 Jahren Namens Matagoro, mit Wohlthaten.

Nun war aber dieser Matagoro ganz anders als sein edler Vater, ein Bursche von sehr niedriger und gemeiner Gesinnung, der schon oft über das von seinem Vater dem Jukijé abgetretene kostbare Schwert gemurrt und sogar öffentlich sich darüber beklagt hatte, daß Jukijé doch nie ein entsprechendes Gegengeschenk gemacht habe. Auf diese Weise kam Jukijé bei den Leuten des Palastes seines Herrn in den Ruf eines knickrigen und unfreigebigen Menschen.

Jukijé aber hatte auch seiner Seits einen Sohn, genannt Kasuma, einen Jüngling von 16 Jahren, der bei dem Fürsten als Ehrenpage in Diensten stand. Als der nun eines Abends sich mit einem seiner Mitpagen unterredete, bemerkte dieser:

„Matagoro klagt aller Welt, daß Dein Vater ein kostbares Schwert von ihm empfangen habe, ohne je ein gleich werthvolles Gegengeschenk zu machen. Und die Leute reden jetzt darüber Allerlei."

„Es ist wahr," erwiderte der Andere, „mein Vater empfing das Schwert von Matagoro's Vater als ein Zeichen seiner Freundschaft und Geneigtheit, und da er meinte, daß es verletzend sein würde, ein Geldgeschenk dafür zu überreichen, so trachtete er diesen Freundschaftsdienst durch allerlei Freundlichkeiten gegen seinen Sohn Matagoro zu vergelten. Aber Matagoro, denke ich, will wohl Geld haben."

Als Kasuma's Hofdienst zu Ende war, kehrte er heim, kam zu seines Vaters Zimmer und erzählte ihm von dem im Palaste ausgesprengten Gerüchte, indem er ihn zugleich bat, dem Matagoro eine erkleckliche Geldsumme zu übersenden. Jukijé überlegte die Sache für einen Augenblick und sprach dann:

„Du, mein Sohn, bist noch zu jung, um zu verstehen, was in einem solchen Falle das Angemessene ist. Matagoro's Vater und ich waren sehr intime Freunde, und da ich überlegte, wie er mir ohne Widerstreben das Schwert meiner Vorfahren zurückgegeben hatte, und da ich bei seinem Tode wünschte, seine Güte zu erwidern, so leistete ich seinem Sohne Matagoro nicht

unwichtige Dienste. Es würde leicht sein, durch Uebersendung eines Geldgeschenks der ganzen Sache ein Ende zu machen. Aber ich will jetzt lieber auf das Schwert völlig verzichten und es zurückgeben, als diesem gemeinen Burschen noch länger verpflichtet zu bleiben, der die Gesetze nicht kennt, welche den Umgang und die Handlungsweise von ehrenwerthen Edelleuten reguliren." —

So brachte denn Jukijé in seinem Aerger das Schwert zu Matagoro's Hause und sprach zu ihm:

„Ich komme diesen Abend zu Dir in keiner andern Absicht als der, Dir das Schwert, welches Dein Vater mir gab, zurückzubringen," und damit legte er das Schwert vor Matagoro hin.

„Unter Männern von edler Herkunft," setzte Jukijé spöttisch lächelnd hinzu, „ist es herkömmlich, daß sie die ihnen dargebrachten Geschenke zunächst durch gütige Gesinnung, und darnach durch passende aus freiem Herzen kommende Gegengeschenke erwidern. Aber es ist wohl überflüssig, Leuten wie Du, der Du die Grundsätze des guten Benehmens gar nicht zu kennen scheinst, von solchen Sachen zu reden, und so gebe ich Dir denn das Schwert zurück! Hier hast Du es!"

Als Jukijé dem Matagoro solche Bitterkeiten sagte, gerieth dieser in heftigen Zorn, und er würde, ein Böswicht wie er war, seinen Gast auf der Stelle niedergemacht haben. Aber er hatte Furcht vor ihm, denn, obgleich Jukijé schon ein alter Mann war, besaß er doch noch immer große Kraft und Gewandtheit in Handhabung der Waffen und daher hielt der

schüchterne Matagoro an sich, und beschloß etwas zu warten und ihm unversehens beizukommen.

Jukijé, der nichts von Verrätherei ahnte, brach auf, um nach Hause zu gehen, und Matagoro kam unter dem Vorwande, ihn zur Thür begleiten zu wollen, hinterdrein, zog sein Schwert und versetzte ihm von hinten einen Hieb in die Schulter. Der alte Herr zog nun auch sein Schwert und wandte sich zur Vertheidigung um. Aber da er schon eine schwere Wunde weg hatte, so fiel er bei dem starken Blutverluste in Ohnmacht und Matagoro brachte ihn nun völlig um's Leben.

Matagoro's Mutter kam bei dem Schwertergeklirr erschreckt heraus, und als sie sah, was geschehen war, sprach sie ganz entsetzt zu ihrem Sohne:

„Du leidenschaftlicher Mensch! Was hast Du gethan? Du bist ein Mörder! Und nun ist auch Dein Leben verfallen! Welche Unthat ist dies!"

„Ich habe ihn nun einmal todt gemacht. Es läßt sich dabei nichts mehr ändern. Komm, Mutter, laß uns zusammen von diesem Hause fliehen, bevor die That ruchbar wird."

„Ich will Dir folgen. Du aber gehe hin und suche den Herrn Abé Schirogoro auf, den Chef der Hatamotos*), der

*) Das Wort Hatamoto heißt buchstäblich: „Unter der Fahne". Die Hatamotos waren Männer, welche sich, wie ihr Name andeutet, in Kriegszeiten unter den Fahnen des Schogun oder Taikun schaarten. Ihre Anzahl belief sich auf 80,000. Als Jiéjasu die Provinz Mikawa verließ und zum Taikun erhoben wurde, da geschah es zum ersten Male, daß die Vasallen, welche er in den Adelstand erhob, und denen er Lehngüter mit einer jährlichen Revenue von 1000 bis 10,000 Kokus Reis ertheilte, zuerst „Hatamotos"

mein Pflegekind gewesen ist. Es ist für Dich am besten, zu ihm zu flüchten und unter seinem Schutze verborgen zu bleiben."

Mit diesen Worten überredete die alte Frau ihren Sohn, seine Rettung zu bewerkstelligen, und entließ ihn nach dem Palaste von Schirogoro.

Nun traf es sich, daß gerade zu dieser Zeit die Hatamotos unter sich einen Bund geschlossen hatten gegen die mächtigen Daimios, und Abé Schirogo war mit zwei andern Edelleuten, Namens Kondo Noborinosuké und Midsuno Dschurosajémon, an die Spitze dieser Verschwörung getreten. Es ist selbstverständlich, daß seine Truppen sich häufig aus sehr verwilderten

---

genannt wurden. Für diese Landbewilligungen hatte jeder Hatamoto in Kriegszeiten ein seinen Revenuen entsprechendes Contingent von Soldaten zu stellen. Für jedes Tausend Kokus von Reis wurden 5 Mann gefordert. Diejenigen Hatamotos, deren Einkünfte unter ein Tausend Kokus blieben, substituirten eine Geldquote. In Friedenszeiten wurden die geringeren Aemter mit Hatamotos besetzt, während die höheren Stellen von den „Fudais", den Feudaldaimios, eingenommen wurden. Vor sieben Jahren führte man, die Gewohnheit der fremden Nationen nachahmend, eine stehende Armee ein und dazu hatten denn die Hatamotos sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten ihre Quoten von Geld oder Rekruten zu liefern. Als im Jahre 1868 der Schogun auf den Rang eines einfachen Daimio herabgesetzt wurde, fiel seine Revenue von 8 Millionen Kokus mit Ausnahme von 700,000 Kokus an den Staat. Der Titel „Hatamoto" existirt jetzt nicht mehr, und die, welche noch vor Kurzem diesen Rang inne hatten, sind nun ruinirt und verstreut. Sie, die vielleicht die stolzeste und übermüthigste Classe der japanischen Bevölkerung waren, sind heutzutage den Drangsalen der äußersten Armuth ausgesetzt. Einige sind Handwerker geworden, mit dem Erbgütchen ihrer Familie als ihr Grundcapital. Andere schweifen durch's Land als Ronins, indeß es einer kleinen Minderheit gestattet ward, der Familie ihres gesunkenen

Matagoro tödtet Jukijé.

Leuten rekrutirten, die keine Mittel hatten, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und die er aufnahm und gütig behandelte, ohne sie über ihre Antecedentien zu befragen. Noch viel weniger that er dies, als er von dem Sohne seiner eigenen Pflegemutter um ein Asyl angegangen wurde. Ganz willig nahm er ihn daher unter seinen Schutz und gewährte ihm Sicherheit gegen alle Gefahr. Er berief eine Versammlung der vornehmsten Hatamotos und stellte ihnen Matagoro vor, indem er sprach:

„Dieser Mann ist ein Vasall von Ikéda Kunaischoju, welcher Veranlassung gefunden hat zum Hasse gegen einen Mann Namens Watanabé Jukijé, und der sich dann, nachdem

---

Herrn und Meisters zu folgen, deren gegenwärtiger Chef als „der Fürst von Tokugawa" bekannt ist. Das ist das Schicksal jener Achtzig Tausend.

Der „Reiskoku", nach welchem alle Revenuen berechnet werden, hat einen wechselnden Werth. Er ist mindestens ein Pfund Sterling werth, zuweilen beinahe dreimal so viel. Da die Salaire der Beamten in Reis bezahlt werden, so folgt, daß es eine große und zahlreiche Classe im Lande giebt, die dabei interessirt sind, daß dieses Hauptnahrungsmittel in gutem Preise bleibe. Daher ist es gekommen, daß der vorgeschlagene Freihandel in Reis so großen Widerstand fand, sogar in Zeiten der Theurung. Und eben daher auch die vielen „Reiskrawalle" in Japan.

Die Beträge, auf welche die früher von den Hauptdaimios gehaltenen Ländereien veranschlagt wurden, und die nun von ihnen in patriotischer Weise dem Mikado übergeben sind, klingen ganz fabelhaft. Der Fürst von Kaga hatte allein eine Einnahme von einer Million zweimal hunderttausend Kokus. Und doch befanden sich diese großen Grundbesitzer, wenigstens in der letzten Zeit, in verwickelten Vermögensverhältnissen. Sie hatten viele tausend Leute zu füttern und wurden zur Linken und Rechten mit Geldstrafen belegt. Dazu hat sie ihre Manie, fremdländische Schiffe und Kriegsmunition anzukaufen, und das oft zu enormen Preisen — in schwere Schulden gestürzt.

er ihn erschlagen, sich unter meinen Schutz geflüchtet hat. Dieses Mannes Mutter nährte mich an ihrer Brust, als ich ein Kind war, und — sei es mit Recht oder mit Unrecht! — ich will sein Freund und Beschützer sein und bleiben. Wenn daher Ikéda Kunaischoju zu mir senden und seine Auslieferung verlangen sollte, so hoffe ich, daß Ihr alle zusammen mir beistehen werdet, ihn zu vertheidigen."

„Ja! das wollen wir mit Freuden!" antwortete Kondo Noborinosuké. „Wir haben lange genug Ursache gehabt, uns über den Hochmuth zu beklagen, mit welchem die Daimios uns behandelt haben. Laß den Ikéda Kunaischojo seine Leute nur hersenden! Wir wollen ihm die Macht der Hatamotos zeigen!"

Alle andern Hatamotos fielen einstimmig dieser Erklärung bei und rüsteten sich zum bewaffneten Widerstande, im Falle der Lord Kunaischoju die Herausgabe Matagoro's verlangen sollte. Der Letztere blieb als ein willkommener Gast in dem Hause des Abé Schirogoro. —

Doch kehren wir nun zu Watanabé Kasuma zurück! Als er sah, daß, wie die Nacht heran kam, sein Vater nicht heimkehrte, wurde er besorgt und ging endlich zu dem Hause Matagoro's, um ihn zu suchen. Als er zu seinem Entsetzen fand, daß er ermordet sei, fiel er nieder auf seinen Körper und umarmte ihn weinend und schluchzend. Plötzlich ging ihm der Gedanke durch den Kopf, daß dies sicherlich keines andern Menschen Werk sein könne, als Matagoro's, und hiemit brach er wüthend in das Haus ein, seines Vaters Mörder auf der Stelle zu strafen. Aber Matagoro war bereits entflohen, und

Kasuma fand nur die alte Mutter, die sich vorbereitete, ihrem Sohne zum Hause des Abé Schirogoro zu folgen. Er legte die alte Frau in Banden und durchsuchte das ganze Haus nach ihrem Sohne. Da er aber sah, daß seine Nachsuchungen fruchtlos seien, so führte er die Muteer mit sich, übergab sie einem der Aeltesten des Clans, und brachte zugleich den Matagoro als den Mörder seines Vaters zur Anzeige.

Als die Sache vor den Fürsten kam, wurde er sehr zornig und befahl, daß die alte Frau gebunden bleiben und in's Gefängniß geworfen werden sollte, bis der Aufenthalt ihres Sohnes entdeckt worden sei. Dann beerdigte Kasuma seines Vaters Leiche mit großer Pracht und die Wittwe und der verwaiste Sohn legten tiefe Trauer an über seinen Verlust.

Es wurde nun unter den Leuten des Abé Schirogoro bald bekannt, daß die Mutter Matagoro's für das Verbrechen ihres Sohnes gefangen gehalten werde, und sie entwarfen sofort einen Plan zu ihrer Befreiung. Sie sandten zu dem Palaste des Lords Kunaischoju einen Boten, der, als er dem Rathe des Fürsten vorgestellt wurde, sagte:

„Wir haben gehört, daß es in Folge des Mordes von Jukijé Eurer Herrlichkeit gefallen hat, die Mutter des Matagoro in's Gefängniß zu werfen. Unser Herr Schirogoro hat den Verbrecher arretirt und will ihn Euch ausliefern. Aber die Mutter hat nichts Böses gethan, daher wir bitten, daß sie aus einer grausamen Gefangenschaft entlassen werden möge. Sie war die Pflegemutter unseres Herrn und er möchte sich für ihr Leben verwenden. Solltet Ihr hierein willigen, so

wollen wir unserer Seits den Mörder aufgeben und ihn vor dem Thore des Schlosses unseres Herrn Euch überliefern."

Der Rath wiederholte dem Fürsten die Botschaft, und dieser, ungemein froh, daß er schon morgen im Stande sein sollte, dem Kasuma Genugthuung zu verschaffen, gab sogleich seine Einwilligung und der Bote kehrte über das Gelingen seines Projects triumphirend zurück. Am folgenden Tage befahl der Fürst, daß die Mutter Matagoro's in eine Sänfte gesetzt und zu des Hatamoto's Wohnung unter der Aufsicht eines Offiziers Namens Lasawo Danjémon geführt werden sollte. Als dieser Offizier vor der Thür des Hauses Abé Schirogoro's ankam, sagte er:

„Ich bin beauftragt, Euch die Mutter Matagoro's zu übergeben, und zugleich autorisirt, zum Austausch ihren Sohn aus Euren Händen zu empfangen."

„Den wollen wir Euch sogleich herausgeben. Da aber Mutter und Sohn sich jetzt auf ewig Lebewohl sagen sollen, so bitten wir Euch, uns und ihnen nur ein wenig Zeit zu lassen."

Hiermit führten die Vasallen Schirogoro's die alte Frau in das Haus ihres Herrn, und Sasawo Danjémon wartete vor dem Thore — sehr lange! — bis er zuletzt ungeduldig wurde und die Leute drinnen zur Eile aufforderte.

„Wir sind Euch sehr verpflichtet," antworteten diese, „für die Güte, uns die Mutter gebracht zu haben. Da aber der Sohn eben jetzt verhindert ist, mit Euch zu gehen, so thätet Ihr am besten, so schnell wie möglich nach Hause zu eilen.

Wir fürchten, wir haben Euch schon allzulange aufgehalten." Und so verspotteten sie den, den sie überlistet hatten.

Als der Offizier Danjémon gewahrte, daß er nicht nur um die alte Frau betrogen worden sei, sondern noch dazu zur Zielscheibe des Spottes gemacht werde, ergriff ihn ein wüthender Zorn. Er wäre gern gleich in das Haus eingebrochen, Matagoro und seine Mutter mit Gewalt herauszuholen. Da er jedoch einen Blick in den Hof that, bemerkte er, daß derselbe ganz mit Hatamotos, welche entblößte Schwerter und andere Waffen führten, angefüllt war. Da er nicht Lust hatte, einen aussichtslosen Kampf zu unternehmen, und doch zugleich wohl einsah, daß, nachdem er sich so hatte betrügen lassen, er vor seinem Herrn nicht mit Ehren bestehen könne, so eilte Sasawo Danjémon, von dem Gefühle seiner Schande überwältigt, zu dem Begräbnißplatze seiner Vorfahren und entleibte sich vor ihren Grabsteinen.

Als der Fürst vernahm, wie sein Bote behandelt worden, wurde er sehr erbittert, und seine Räthe um sich versammelnd, beschloß er, obwohl er krank und leidend war, alle seine Vasallen zusammenzurufen und Abé Schirogoro anzugreifen. Auch die andern Hauptdaimios ergriffen, als die Sache ruchbar wurde, seine Partei und beschlossen die Hatamotos für ihre Frechheit zu züchtigen. Aber diese thaten auch ihrerseits alles Mögliche, um den Daimios Widerstand zu leisten. So wurde Jedo ganz mit Tumult und kriegerischem Lärm erfüllt, und der aufrührerische und gefährliche Zustand der Stadt erweckte dem Gouvernement große Besorgniß. Man dachte auf

energische Maßregeln zur Wiederherstellung des Friedens. Die Hatamotos niederzuhalten war zwar nicht so schwierig, da sie direkt unter den Befehlen des Schoguns standen, aber wie die großen Daimios im Zaum gehalten werden könnten, das war eine schwer zu lösende Frage. Ein Mitglied des „Gorobschiu"*) indeß, Namens Matsudaira Idsu no Kami, ein sehr intelligenter Mann, kam auf eine Idee, durch welche der Zweck erreicht werden zu können schien.

Es befand sich zu jener Zeit im Dienste des Schogun ein Arzt, Namens Nakarai Tsusen, der den Palast des Lords Kumaischoju häufig zu besuchen pflegte, und der diesen seit längerer Zeit bei den Krankheiten, die ihn plagten, behandelt hatte. Diesen Arzt ließ Idsu no Kami insgeheim auf sein Zimmer kommen, fing mit ihm ein Gespräch an, ließ plötzlich mitten in der Unterhaltung seine Stimme sinken und sagte ihm flüsternd:

„Höre, Tsusen. Du hast von den Händen des Schogun schon viele und große Gunst empfangen. Das Gouvernement befindet sich jetzt in einer Klemme. Bist Du willens, um es zu retten, Dein Leben zu wagen?"

„Ja, mein Herr, meine Vorfahren haben ganze Generationen hindurch ihr Eigenthum durch die Gnade des Schoguns besessen. Ich bin bereit, noch diese Nacht für meinen Fürsten das Leben hinzugeben, wie ein treuer Vasall es immer sein sollte."

*) „Gorobschiu", buchstäblich: „Versammlung der kaiserlichen Aeltesten". Es ist der oberste Rath der Minister des Schogun.

„Gut, dann laß Dir Folgendes sagen: Die großen Daimios und die Hatamotos sind über diese Angelegenheit des Matagoro aneinander gerathen und jetzt scheint es, daß es zum Blutvergießen kommen soll. Das ganze Land ist in Aufregung, und wenn wir den Tumult nicht stillen können, wird sowohl über die Landleute, als auch über die Städter viel Elend kommen. Die Hatamotos können wir wohl leicht bändigen, aber es wird schwierig sein, die großen Daimios zu beruhigen. Wenn Du willens bist, bei der Ausführung einer Kriegslist, die ich im Sinne habe, Dein Leben in die Schanze zu schlagen, so wird dem Lande Frieden zurückgegeben werden. Aber Deine Loyalität wird Dein Tod sein!"

„Ich bin entschlossen, in diesem Dienst mein Leben zu opfern."

„Nun denn, Folgendes ist mein Plan. Du hast den Lord Kunaischoju in seiner Krankheit behandelt. Morgen mußt Du zu ihm gehen und Gift in seine Medicin mischen. Wenn wir Den aus dem Wege schaffen können, so wird die Aufregung aufhören. — Das ist der Dienst, den ich von Dir verlange."

Tsusen gelobte, die That zu vollbringen, und als er am folgenden Tage hinging, Kunaischoju zu besuchen, nahm er vergiftete Medicin mit sich. Die Hälfte des Trankes nahm er selbst zu sich*), und machte den Fürsten dadurch so sicher, daß er die andere Hälfte verschluckte. Nachdem Tsusen dies mit

*) Ein japanischer Arzt, der eine Person von hohem Range behandelt, muß in der Regel die Hälfte der von ihm vorgeschriebenen Arznei selbst zu sich nehmen.

angesehen hatte, eilte er stracks davon, und als er nach Hause getragen wurde, ergriff ihn schon in seiner Sänfte der Todeskampf, und er gab Blut speiend seinen Geist auf.

Der Lord Kunaischoju starb in derselben Weise unter großen Schmerzen, und in der allgemeinen Bestürzung und Confusion, welche bei seinem Tode und bei der großartigen Begräbnißfeierlichkeit, die ihm folgte und bei welcher sich Alle betheiligten, wurden die mit den Hatamotos schwebenden Streitigkeiten einstweilen eingestellt und der Kampf verschoben.

Unterdessen berief der Vorsitzer des Gorodschiu Herr Idsu no Kami die drei Anführer der Hatamotos und redete sie so an:

„Die geheimen Zettelungen und das hochverrätherische und aufrührerische Betragen von Euch dreien, das Eurer Stellung als Hatamotos so schlecht ansteht, haben den Unwillen meines Herrn, des Schogun, dergestalt erregt, daß es ihm gefallen hat, anzuordnen, daß Ihr in einem Tempel gefangen gesetzt werdet und daß Euer Vermögen Euren nächsten Erben übergeben werde."

Demgemäß wurden die drei Hatamotos, nachdem man ihnen noch eine strenge Ermahnung gegeben hatte, in den Tempel genannt Kanjedschi eingesperrt, und die übrigen Hatamotos, durch dieses Exempel erschreckt, zerstreuten sich. — Und was die großen Daimios betrifft, so war für sie jetzt, nach dem Tode des Lords Kunaischoju und nach der Beruhigung der Hatamotos kein Feind zur Bekämpfung mehr vorhanden und auf diese Weise wurde der Aufruhr gedämpft und der Frieden wieder hergestellt.

Danjémon's Tod.

Nur noch ein Funke glimmte unter der Asche. Nämlich die Privatrache, welche Kasuma an Matagoro, dem Mörder seines Vaters, zu nehmen gedachte.

Da Matagoro seinen Patron und Beschützer verloren hatte, nahm er seine Mutter zu sich und stellte sich unter den Schutz eines alten Herrn, Namens Sakurai Dschiusajémon. Derselbe war ein berühmter Lehrer der Fechtkunst und genoß sowohl eines großen Rufs als auch eines bedeutenden Vermögens. Er nahm den Matagoro zu sich und nachdem er auch dreißig Ronins, lauter entschlossene Burschen und alle in der Fechtkunst wohl erfahren, um sich versammelt und sie als Leibwache engagirt hatte, flohen diese allesammt zu einem entlegenen Orte, Sagara genannt.

Während dies Alles vor sich ging, brütete Watanabé Kasuma beständig über seines Vaters Tod, und wie er sich an dessen Mörder rächen könne. Als nun, wie gesagt, Lord Kunaischoju plötzlich aus der Welt gegangen war, begab er sich zu demjenigen Fürsten, der jenem nachfolgte, bat ihn um Urlaub und machte sich auf den Weg, seines Vaters Feind aufzusuchen. Nun war Kasuma's ältere Schwester verheirathet mit einem Manne, Namens Araki Matajémon, der damals in Japan für einen der besten Fechter galt. Da Kasuma nur 16 Jahre alt war, entschloß sich Matajémon, indem er als Schwiegersohn seine nahe Verwandtschaft mit dem ermordeten Manne in Betracht zog, den Jüngling als Beschützer zu begleiten und ihm bei der Aufsuchung des Matagoro beizustehen. Auch zwei von Matajémon's Anhängern, nämlich Ischidomé Busuké und

Ikesojé Magohatschi entschlossen sich, auf alle Fälle ihrem Herrn zu folgen. Letzterer, als er von ihrer Absicht hörte, dankte ihnen, wies aber das Anerbieten zurück, indem er ihnen vorstellte, daß, da er im Begriff sei, sich bei einer Vendetta zu betheiligen, in welcher sein Leben beständig in Gefahr schweben würde, es ein ewiger Kummer für ihn sein würde, wenn Einer von ihnen in dieser Sache eine Wunde empfangen sollte. Er müßte sie daher bitten, ihr Vorhaben aufzugeben. Aber sie antworteten:

„Meister, das ist hart und grausam gesprochen. Beständig haben wir bisher nur Güte und Gunst von Dir genossen, aber jetzt, da Du auf die Verfolgung dieses Mörders ausgehst, und wir dabei bereit sind, unser Leben dankbar für Deine Dienste zu wagen, willst Du uns abweisen? Wir haben gehört, daß Matagoro nicht weniger als sechsunddreißig Freunde um sich hat. So tapfer Du auch streiten magst, wirst Du bei der überlegenen Anzahl Deiner Feinde doch in Gefahr schweben. Wenn es Dir aber dennoch gefällt, auf Deiner Weigerung zu bestehen, und uns diese Schmach anzuthun, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als auf der Stelle Harakiri an uns vorzunehmen, und wir sind dazu entschlossen."

Als Matajémon und Kasuma Solches vernahmen, verwunderten sie sich über diese treuen und tapferen Männer und wurden zu Thränen gerührt. Matajémon sprach darauf:

„Die Hingebung und Güte von Euch beiden braven Burschen ist ohne Gleichen. Gut denn! Ich will Euren Beistand dankbar annehmen!"

Darnach folgten die beiden Männer, die ihren Wunsch erreicht hatten, ganz munter ihrem Meister, und die Vier setzten zusammen aus auf ihre Fahrt zur Aufsuchung Matagoro's, dessen Versteck sie noch gar nicht kannten.

Unterdessen hatte Matagoro mit dem alten Herrn Sakurai Dschasajémon und seinen dreißig Ronins den Weg nach Osaka eingeschlagen. Aber obgleich ihr Haufe groß und stark war, reisten sie doch ganz vorsichtig und insgeheim. Sie hielten dies für nöthig, weil des alten Mannes jüngerer Bruder, Sakurai Dschinsuké, von Profession ein Fechtmeister, ein Preisgefecht mit Matajémon, Kasuma's Schwager, gehabt hatte, und in demselben schimpflich unterlegen war. Sie hatten daher große Furcht vor Matajémon und fühlten, daß, da er nun Kasuma's Partei ergriffen und sich zu seinem Patron erklärt hatte, es ihnen trotz ihrer Mehrzahl übel ergehen könne. Deshalb setzten sie ihren Weg, wie gesagt, mit großer Vorsicht fort und schlugen, in Osaka angekommen, ihr Quartier in einem Stadttheile genannt Ikutama auf, wo sie sich vor Kasuma und Matajémon verborgen hielten.

Letzterer traf bei seiner Verfolgung auch sehr bald in Osaka ein und sparte keine Mühe, den Matagoro auszuspüren. Eines Abends in der Dämmerung, als er in dem Stadtviertel, in welchem sich sein Feind befand, umherwanderte, bemerkte er einen Mann, der, wie eines Edelmannes Diener gekleidet, in eine Garküche eintrat und ein Abendessen von Buchweizengrütze für sechsunddreißig Personen bestellte. Er faßte ihn scharf in's Auge und als er in ihm den Diener des Sakurai

Dschusajémon erkannte, verbarg er sich in einem dunklen Orte, lauschte und hörte den Burschen Folgendes sagen:

„Mein Meister, Sakurai Dschusajémon, ist im Begriff, morgen nach Sagara aufzubrechen, um den Göttern für seine Wiedergenesung von einer Krankheit, an der er lange gelitten hat, zu danken, und deshalb haben wir große Eile."

Mit diesen Worten ging der Diener rasch davon. Matajémon aber trat in den Laden, verlangte eine Portion Grütze, und zog, indem er sie verspeiste, einige Erkundigungen über den Mann ein, der eben eine so große Portion Buchweizengrütze bestellt habe. Der Küchenmeister erwiderte ihm, daß derselbe Mitglied einer Gesellschaft von sechsunddreißig Herren sei, die sich in dem und dem Gasthofe einquartirt hätten.

Als Matajémon auf diese Weise Alles, was er zu wissen wünschte, ausfindig gemacht hatte, ging er nach Hause und erzählte es dem Kasuma, der bei der Aussicht, am nächsten Morgen seinen Racheplan ausführen zu können, hoch erfreut war. Noch denselben Abend sandte Matajémon einen seiner beiden Getreuen als Späher zu dem bezeichneten Gasthofe, um auszuspüren, zu welcher Stunde Matagoro am nächsten Tage aussetzen wolle, und dieser erfuhr von dem Diener des Gasthofes, daß die Gesellschaft mit Tagesanbruch nach Sagara gehen und daß sie in Isé Halt machen wollte, um am Altar der Terscho Daibschin, der Sonnengöttin und der Ahnfrau der Mikados, zu beten.

Matajémon traf darnach seine Anstalten und brach noch vor Tagesanbruch mit Kasuma und seinen beiden Freunden

auf. Jenseits Ujéno in der Provinz von Iga, der Residenzstadt des Daimios Todo Idsumi no Kami findet sich ein weiter und einsamer Sumpf und, dies war der Ort, welchen sie sich zum Angriff auf den Feind ausersahen. Auf dem Fleck angekommen, trat Matajémon in ein am Wege liegendes Theehaus und setzte eine Bittschrift an den Commandanten des Schlosses auf, in welcher er um Erlaubniß bat, seine Vendetta innerhalb des Bezirks ausführen zu dürfen. *) Darauf wandte er sich an Kasuma und sagte:

„Wenn wir mit Matagoro zusammentreffen und den Kampf beginnen, dann falle Du den Mörder Deines Vaters und ihn allein an und erschlage ihn. Ich will indessen seine Ronins beschäftigten." — Dann zu seinen beiden Leuten gewandt, sagte er: „Was Euch Beiden betrifft, so haltet Euch fest zu Kasuma und sollten die Ronins es versuchen, dem

*) In dem oben citirten Buche: „Das Vermächtniß des Jiéjasu", heißt es wie folgt: „In Beziehung auf die Rache, die Jemand wegen eines seinem Herrn oder seinem Vater angethanen Unrechts üben will, wird es von dem Weisen und Tugendhaften (Confucius) zugestanden und erlaubt, daß Du und der Beleidiger unter demselben Gewölbe des Himmels nicht zusammen leben könnt."

„Eine Person, welche auf solche Rache sinnt, soll ihren Plan schriftlich beim Criminalgerichte eingeben; und obwohl der Ausführung ihres Planes innerhalb des hierführ festgesetzten Zeitraums kein Hinderniß in den Weg gelegt werden soll, so ist es doch verboten, daß die Bestrafung eines Feindes von Lärm und Auflauf begleitet sei."

„Personen, die es versäumen, von ihrem Racheplan Anzeige zu machen, sind gleich Wölfen, und ihre Bestrafung oder Begnadigung soll von den Umständen des Falles abhängen."

Matagoro zu helfen, so wird es Eure Pflicht sein, sie daran zu hindern und Kasuma Beistand zu leisten."

Nachdem so Jedem sein Posten angewiesen und seine Pflichten im Detail vorgeschrieben waren, warteten sie im Verborgenen auf die Ankunft des Feindes. Während sie im Theehause sich ausruhten, kam der Commandant des Schlosses an, fragte nach Matajémon und sagte:

„Ich habe die Ehre der Commandant der Residenzstadt Todo Idsumi no Kami's zu sein. Mein Herr, der von Eurer Absicht, Euren Feind innerhalb des Bezirks seiner Citadelle in Folge einer berechtigten Rache zu tödten, giebt seine Einwilligung; und als einen Beweis seiner Bewunderung für Eure Treue und Tapferkeit hat er Euch ein Detachement Infanterie, hundert Mann stark, gesandt, den Bezirk zu bewachen, so daß im Falle einige von den sechsundbreißig Mann einen Versuch machen sollten, zu entkommen, Ihr ganz unbesorgt sein könnt. Denn Flucht wird unmöglich sein."

Nachdem Matajémon und Kasuma seiner Lordschaft für das huldvolle Anerbieten ihren Dank ausgesprochen hatten, verabschiedete sich der Commandant und ging heim. Darauf erspähten sie den Zug in der Ferne.

An der Spitze marschirte Sakurai Dschusajémon und sein jüngerer Bruder Dschinsuké; und ihnen folgten Kawai Matagoro und Takénutsi Gentan. Diese vier Männer, welche die vordersten und bravsten der Bande der Ronins waren, ritten auf Packpferden, während die übrigen in geschlossenen Gliedern zu Fuß marschirten.

Als sie näher kamen, schritt Kasuma, der sehr ungeduldig war, seinen Vater zu rächen, ihnen entgegen und rief mit lauter Stimme aus:

„Hier stehe ich Kasuma, der Sohn Jukijé's, den Du, Matagoro, verrätherischer Weise erdolcht hast, und bin entschlossen, meines Vaters Tod an Dir zu rächen. Komm denn heraus, kämpfe mit mir und laß uns sehen, wer von uns Beiden der bessere Mann ist."

Und ehe die Ronins sich von ihrem Staunen erholt hatten, sagte Matajémon:

„Ich, Araki Matajémon, der Schwiegersohn Jukijé's bin hierher gekommen, um Kasuma bei der Verrichtung seiner Rache beizustehen. Leben oder Tod! Ihr müßt stehen und fechten!"

Als die sechsunddreißig Männer den Namen Matajémon's vernahmen, erschraken sie nicht wenig. Sakurai Dschusajémon ermahnte sie Stand zu halten und sprang vom Pferde. Matajémon aber war mit einem Satze und mit gezogenem Schwerte herbei, hieb auf ihn ein und spaltete ihn von der Schulter bis auf die Warze seiner Brust, so daß er todt zur Seite herabfiel. Sakurai Dschinsuké, der seinen Bruder vor seinen Augen getödtet sah, entbrannte vor Wuth und schoß einen Pfeil auf Matajémon ab. Dieser aber schnitt mit seinem Dolche den Schaft des Pfeils, als er heranflog, in zwei Stücke und Dschinsuké, darüber erstaunt, warf seinen Bogen weg und griff Matajémon an, der nun, sein Schwert in der Rechten und seinen Dolch in der Linken, mit Verzweiflung focht. Die

andern Ronins verſuchten, dem Dſchinſuké Hülfe zu bringen, und im Gewirr des Kampfes wurde Kaſuma, der dem Matagoro auf den Leib gerückt war, von Matajémon getrennt, indeß des Letzteren beide Geſellen, Buſuké und Magohatſchi, eingedenk der Befehle ihres Meiſters, fünf Ronins tödteten, die den Kaſuma angegriffen, dabei aber ſchon einige böſe Wunden empfangen hatten. Unterdeſſen hieb Matajémon, der bereits ſieben von den Ronins niedergemacht hatte, und der, je mehr er bedrängt wurde, deſto wüthender um ſich ſchlug, noch drei von ihnen zuſammen und die Andern wagten ihm nicht nahe zu kommen.

In dieſem Augenblicke kam ein gewiſſer Kano Toſajémon herbei, ein Vaſall des Lords der Reſidenzſtadt und ein alter Freund Matajémon's, der, als er hörte, daß Matajémon an dieſem Tage daran ſei, ſeinen Schwiegervater zu rächen, ſeinen Speer ergriffen und ſich auf den Weg gemacht hatte, um ihm wegen des alten Wohlwollens zwiſchen ihnen beizuſtehen und als ſein Secundant zu agiren. Er ſprach:

„Herr Matajémon, da ich von dem gefahrvollen Abentheuer hörte, das Ihr zu beſtehen habt, ſo bin ich herausgekommen, als Euer Secundant.“

Als Matajémon dies vernahm, war er ſehr erfreut und focht mit erneuter Anſtrengung ſeiner Kraft. Darauf trat einer der Ronins, Namens Takénutſchi Gentan, ein ſehr tapferer Mann, indem er ſich von dem Haufen ſeiner Genoſſen trennte, heran, um dem Matajémon einen Zweikampf anzubieten und dadurch dem Matagoro, der von Kaſuma hart bedrängt wurde,

Luft zu verschaffen. Busuké machte einen Versuch, dies zu verhindern, fiel aber mit vielen Wunden bedeckt zusammen. Seinen Freund Magohatschi, der ihn fallen sah, ergriff große Furcht. Denn sollte nun dem Kasuma etwas geschehen, wie groß wäre dann seine Verantwortung gegen seinen Herrn Matajémon gewesen? So griff er denn trotz seiner vielen Wunden auch den Takénutschi Gentan an und gerieth dabei, von den klaffenden Wunden, die er empfangen hatte, gelähmt, in Todesgefahr. Da rief der Mann, der zum Schlusse herbeigekommen war, Matajémon zu secundiren, laut aus:

„Seht da, Herr Matajémon, Euer Gesell, der mit Gentan ficht, ist in großer Gefahr. Geht hin zu seiner Rettung und secundirt dem Herrn Kasuma. Ich will die Anderen besorgen!"

„Vielen Dank Euch, mein Herr. Ich eile dem Kasuma zu secundiren."

So kam denn Matajémon, dem Kasuma zu helfen, während sein Secundant und die Infanteriesoldaten die noch lebenden Ronins zurückhielten, die schon abgemattet durch ihren Kampf mit Matajémon zu weiterer Anstrengung unfähig waren.

Kasuma setzte unterdessen den Kampf mit Matagoro fort, und der Ausgang des Conflicts war noch immer zweifelhaft. Takénutschi Gentan wurde in seinem Versuche, Matagoro zu retten, vom Magohatschi beschäftigt und im Zaum gehalten, welcher Letztere, von seinen Wunden geschwächt und durch das Blut geblendet, das ihm von einem Schnitt vor dem Kopf in die Augen strömte, sich schon verloren glaubte, als Matajémon herbeikam und rief:

„Muth! Muth! Magohatschi! Ich bin es Matajémon, der Dir zu Hülfe kommt, Du bist arg zugerichtet! Geh bei Seite und erhole Dich!"

Darauf gab Magohatschi, der bis dahin von seiner Besorgniß für Kasuma's Heil aufrecht erhalten war, nach und fiel in Folge des Blutverlustes in Ohnmacht. Matajémon aber überwältigte und erstach den Gentan; und selbst dann, obgleich er aus zwei Wunden blutete, war er nicht erschöpft, sondern näherte sich dem Kasuma und sagte:

„Muth! Kasuma, die Ronins sind sämmtlich aus dem Felde geschlagen, und es ist blos noch Matagoro, Deines Vaters Mörder, übrig. Kämpfe und siege!"

Der Jüngling, auf diese Weise ermuntert, verdoppelte seine Anstrengungen; Matagoro hingegen erschlaffte vor Furcht zitternd und sank sterbend hin. So wurde Kasuma's Rache ausgeführt und das Verlangen seines Herzens gestillt.

Die beiden treuen Vasallen, die in ihrer Loyalität das Leben verloren hatten, wurden mit großen Ehrenbezeugungen beerdigt. Kasuma nahm den Kopf Matagoro's mit sich und legte ihn unter frommen Gebeten auf seines Vaters Grab nieder.

Hiermit endigt die Geschichte von Kasuma's Rache.

Ich fürchte, daß Geschichten, in welchen Blutvergießen und Mord die vornehmsten und häufig wiederkehrenden Gegenstände

bilden, in unsern Tagen kaum viel Sympathie zu erwecken im Stande sind. Nichtsdestoweniger, wenn solche Erzählungen auf Volkstraditionen und wirklichen Geschichte gegründet sind, müssen sie den Erforscher socialer Phänomene höchlich interessiren. Die Geschichte von Kasuma's Rache behandelt zum Theil Begebenheiten, welche gerade heutzutage, bei den zwischen den großen Daimios und den Hatamoto's ausgebrochenen Fehden, wieder besondere Bedeutung haben. Wer der Entwickelung der neuesten Geschichte Japan's gefolgt ist, wird erkannt haben, daß die letzte Bewegung, welche mit dem Ruin der Gewalt des Taikuns und der Abschaffung seiner Würde abschloß, nur der Ausbruch eines verborgenen Feuers gewesen ist, das Jahrhunderte lang geglimmt hatte. Das drückende Gewicht dieser Gewalt war allgemach geschwächt, und die Berührung mit den Völkern des Westens hatte das Feudalregiment noch gehässiger gemacht. Man fühlte, daß es nicht mehr zeitgemäß sei. Die Revolution, welche mit dem Triumphe der Daimios über den Taikun in unsern Tagen geendet hat, wurde zugleich ein Sieg der Vasallen über ihren Feudalherrn und ist der Vorbote eines neuen politischen Lebens des ganzen Volks. Schon in der Zeit von Jjéjasu mochte die Bürde lästig gewesen sein, aber sie mußte damals getragen werden, und so würde es auch noch heutzutage sein, wenn nicht Ereignisse und Umstände von außen her den Zauber gebrochen hätten. Der japanische Daimio, der sich zum Advokaten der Jsolirung seines Vaterlandes machte, nahm selbst das Joch auf sich, welches er verabscheute. Wun-

berlich genug ist es, daß es noch Leute giebt, die, indem sie das neue politische Glaubensbekenntniß adoptirten, doch noch die Vergangenheit preisen und mit Bedauern auf die Tage zurückblicken, in denen Japan vereinsamt dastand, ohne Betheiligung an der großen Völkerfamilie der Welt.

IV.

Die Chokolate von Jesso.

Die Geschichte der Otokodaté von Jedo.

Der Name „Otokodaté" kommt häufig in diesen „Erzählungen" vor, und da ich durch eine einfache Uebersetzung keinen deutlichen Begriff von dem Worte geben kann, so muß ich es im Texte beibehalten und es durch folgende Auseinandersetzung, die ich der japanischen Schrift eines eingebornen Gelehrten entnehme, erklären:

Die Otokodaté waren Verbrüderungen tapferer Männer, die durch ein Gelübde sich verpflichteten, mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens und ohne Untersuchung ihrer Antecedentien, in Wohl und Wehe zu einander zu stehn. Ein schlechter Mann mußte jedoch, wenn er sich den Otokodaté anschloß, seinen bösen Lebenswandel aufgeben, denn ihre Tendenz ging dahin, den Unterdrücker als einen Feind zu behandeln, und dem Schwachen beizustehen, wie ein Vater seinem Kinde. Wenn sie Geld hatten, gaben sie es denen, die nichts besaßen, und ihre barmherzigen Handlungen gewannen ihnen die Hochachtung aller Welt. Das Haupt der Gesellschaft wurde „Vater" genannt. Wenn einige der Anderen, die als seine „Zöglinge" betrachtet wurden, kein Haus besaßen, so wohnten sie bei dem

Die Geschichte der Otokodaté von Jeddo.

Der Name „Otokodaté“ kommt häufig in deren „Erzählungen“ vor, und da ich durch eine einfache Uebersetzung keinen deutlichen Begriff von dem Worte geben kann, so muß ich es im Texte beibehalten und es durch folgende Auseinandersetzung, die ich der japanischen Schrift eines angebornen Gelehrten entnehme, erklären:

Die Otokodaté waren Verbrüderungen tapferer Männer, die durch ein Gelübde sich verpflichteten, mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens und ohne Untersuchung ihrer Antecedentien, in Wohl und Wehe zu einander zu stehen. Ein schlechter Mann mußte jedoch, wenn er sich den Otokodaté anschloß, seinen bösen Lebenswandel aufgeben, denn ihre Tendenz ging dahin, den Unterdrücker als einen Feind zu behandeln, und dem Schwachen beizustehen, wie ein Vater seinem Kinde. Wenn sie Geld hatten, gaben sie es denen, die nichts besaßen, und ihre barmherzigen Handlungen gewannen ihnen die Hochachtung aller Welt. Das Haupt der Gesellschaft wurde „Vater“ genannt. Wenn einige der Anderen, die als seine „Zöglinge“ betrachtet wurden, kein Haus besaßen, so wohnten sie bei dem

„Vater" und leisteten ihm Dienste, indem sie zugleich einen kleinen Beitrag einzahlten, für den er, wenn Krankheit oder anderes Unglück sie traf, ihnen Beistand leistete und Pflege verschaffte.

Der Vater der Otokodaté betrieb das Geschäft, den Daimios und anderen großen Herren für ihre Reisen nach und von Jedo Coolies zu verschaffen, und empfing daher von ihnen gewisse bedungene Reisportionen. Er hatte bei den Arbeiterclassen mehr Einfluß als die Regierungsbeamten selbst, und wenn die Coolies einmal „gestrikt" und sich geweigert hatten, einen Daimio auf seiner Fahrt zu begleiten, so reichte ein Wort des „Otokodaté-Vaters" hin, um sogleich wieder so viele andere zur Stelle zu schaffen, wie nöthig waren. Als einmal der Fürst Tokugawa Jjémotschi, der vorletzte Schogun, Jedo verließ, um nach Kioto zu gehen, übernahm Schimmon Tatsugoro, der damalige Chef der Otokodaté, die Anordnung und Ausrüstung der Reise, und wurde dann für diese und andere treue Dienste zu der Würde eines Hatamoto erhoben. Nach der Schlacht von Fuschimi und nach der Abschaffung des Schogunats begleitete er den letzten der Schoguns in die Verbannung.

In alten Tagen gab es Otokodaté auch unter den Hatamotos. Dies war nach dem Bürgerkriege zur Zeit Jjéjasu's, als die Gemüther, obwohl schon Frieden im Lande hergeste[illegible]och noch in großer Aufregung befanden und di[illegible]nten Männer sich noch nicht sogleich mit i[illegible]llsitzens ausgesöhnt hatten. Da gab es

beſtändig Krawalle und kleine Parteifehden unter den jungen Leuten der Samuraiclaſſe und diejenigen, welche ſich durch perſönliche Stärke und Muth auszeichneten, erhoben ſich zu Anführern von Banden. In verſchiedenen Quartieren der großen Stadt Jedo entſtanden unter verſchiedenen Namen Verbindungen, ähnlich denen der deutſchen Studenten, und die Mitglieder derſelben duellirten ſich unter einander blos für die Ehre des Sieges. Nachdem ſich das Land allmählig gründlicher beruhigt hatte, kam dieſe Art von Verbindungen unter Edelleuten wieder außer Gebrauch.

Ich ſpreche hier von den Otokodaté, ſelbſt von denen der niederen Claſſe, immer in der Vergangenheit. Denn obwohl ſie dem Namen nach noch jetzt vorhanden ſind, ſo genießen ſie doch nicht mehr das Anſehen und die Macht, welche ſie zu der Zeit genoſſen, der dieſe Erzählungen angehören. Sie ſpielten damals, wie die Geſellen und Lehrburſchen des alten London, eine große Rolle in der Bevölkerung der großen Städte, und der Mann, der den „Vater der Otokodaté" ſeinen Freund nennen konnte, war glücklich, mochte er ein edler Samurai oder ein einfacher Bürger ſein. Uebrigens bedeutet das Wort „Ootokodaté" buchſtäblich ſo viel als: „ein männlicher, rüſtiger Geſelle".

Tſchobei von Bandſuin war einſt der Chef der Otokodaté von Jedo. Er hieß urſprünglich Itaro und war der Sohn eines gewiſſen Ronin, der außerhalb der Stadt auf dem Lande

lebte. Eines Tages, da er erſt zehn Jahre alt war, ging er hinaus, um ſich mit einem ſeiner Spielgenoſſen im Fluſſe zu baden. Sie geriethen beim Spiele in Streit, und Itaro, der ſehr aufgebracht war, packte den andern Knaben, warf ihn in's Waſſer und ertränkte ihn.

Darauf ging er nach Hauſe und erzählte ſeinem Vater:

„Ich ging heute zum Fluß, um mit einem Freunde zu ſpielen. Weil er aber ſehr grob gegen mich wurde und mich beleidigte, warf ich ihn in's Waſſer und tödtete ihn."

Als der Vater ihn dies ganz ruhig, als wenn nichts Beſonderes vorgefallen wäre, erzählen hörte, war er wie vom Donner gerührt und ſagte:

„Das iſt ja ganz entſetzlich! Obwohl Du noch ein Kind biſt, wirſt Du doch dafür zur Strafe gezogen werden. Du mußt gleich noch dieſen Abend entfliehen, in den Dienſt eines edlen Samurai einzutreten ſuchen, und dann magſt Du mit der Zeit wohl noch ſelbſt ein Krieger werden."

Mit dieſen Worten gab er ihm zwanzig Unzen Silbers und ein ſchönes Schwert, das der berühmte Schwertfeger Rai Kunitoſchi angefertigt hatte, und ſchickte ihn mit möglichſter Eile aus der Provinz hinaus.

Am folgenden Morgen kamen die Eltern des getödteten Knaben und verlangten die Auslieferung Itaro's, um an ihm Vergeltung zu üben. Aber es war zu ſpät, und ſie konnten nichts Anderes thun, als ihr Kind begraben und über ſeinen Verluſt trauern.

Itaro machte ſich in eiligſter Flucht auf den Weg nach

Jedo und fand daselbst Beschäftigung als Ladenbursche bei einem Kaufmann. Da er aber dieser Lebensweise bald überdrüssig wurde und vor Verlangen brannte, ein Krieger zu werden, fand er am Ende Mittel und Wege, um in den Dienst eines gewissen Hatamoto, genannt Sukurai Schosajémon, zu kommen, und bei dieser Gelegenheit änderte er seinen Namen zu „Tsunéhei".

Sakurai Schosajémon hatte einen Sohn, mit Namen Schonosuké, einen Jüngling von 17 Jahren, der den Tsunéhei so lieb gewann, daß er ihn überall, wo er stand und ging, mit sich nahm und ihn ganz als seines Gleichen behandelte.

Wenn Schonosuké zur Fechtschule ging, pflegte Tsunéhei ihn zu begleiten, und wurde auf diese Weise, da er von Natur stark und behend war, ein tüchtiger Kämpe.

Eines Tages, als Schosajémon nicht zu Hause war, sagte sein Sohn Schonosuké zu Tsunéhei:

„Du weißt, wie sehr meiu Vater das Fußballspiel liebt. Es muß wohl ein großes Vergnügen sein. Da er heute ausgegangen ist, so könnten wir Beide ja ein Spielchen versuchen?"

„Das wird ein prächtiger Spaß sein," antwortete Tsunéhei. „Laß uns schnell daran gehen, bevor der Herr zu Hause kommt."

So machten sich die beiden Knaben hinaus in den Garten und begannen den Fußball zu schleudern. Da sie aber die Kunst nicht recht verstanden, konnten sie den Ball trotz aller Anstrengungen nicht recht vom Boden bringen. Endlich ge-

lang es dem Schonoſuké, ihn mit einem kräftigen Stoße in die Höhe zu treiben. Doch verfehlte er das Ziel, und der Ball flog über die Mauer in den Nachbargarten, welcher einem gewiſſen Hikoſaka Sempatſchi gehörte, einem Lehrer in der Kunſt des Lanzenwerfens, der als ein ſehr verdrießlicher und übelgelaunter Murrkopf bekannt war.

„O weh! was ſollen wir nun thun?“ ſagte Schonoſuké. „Wir haben meines Vaters Fußball in ſeiner Abweſenheit verloren, und wenn wir hingehen und ihn von dieſem unſerm grämlichen Nachbarn zurückverlangen, werden wir für unſere Mühe nur Scheltworte und Verwünſchungen empfangen!“

„O! Laß gut ſein!“ antwortete Tſunéhei, „ich will hingehen und für unſere Unvorſichtigkeit um Entſchuldigung bitten. Ich werde den Ball ſchon zurückkriegen!“

„Gut! aber Du wirſt ausgezankt werden, und ich liebe das nicht.“

„Thut nichts! Ich werde mich um ſeine groben Worte nicht kümmern!“ Damit ging Tſunéhei in's Nachbarhaus, den Ball zurückzufordern.

Nun hatte leider ein böſer Zufall es gewollt, daß Sempatſchi, der übel gelaunte Nachbar, gerade während des Spiels der beiden Knaben in ſeinem Garten ſpazieren ging, und daß, wie er ſich eben über eine ſeiner Lieblings-Chryſanthemums bückte, um ihre Schönheit zu bewundern, der Ball über die Mauer herangeſauſt kam und ihm gerade in's Geſicht flog. Sempatſchi, der in ſeinem Hauſe nur an ſüße Reden und Schmeicheleien gewöhnt war, ergrimmte im höchſten Grade und

während er darüber nachsann, welche Rache er an Demjenigen nehmen wolle, der etwa wegen Zurückerstattung des Fußballs gesandt werden möchte, da trat Tsunéhei ein und sagte zu einem der Diener Sempatschi's:

„Leider muß ich mich schuldig bekennen. Ich nahm in meines Herrn Abwesenheit seinen Fußball, und beim Versuche, mit ihm zu spielen, schleuderte ich ihn plumper Weise über Eure Mauer. Ich bitte meine Ungeschicklichkeit entschuldigen zu wollen und mir den Ball gütigst zurückzugeben."

Der Diener kam herein und wiederholte die Botschaft dem Sempatschi, der sich nun aber dem wüthendsten Ausbruch von Erbitterung überließ und befahl, daß Tsunéhei ihm sogleich vorgeführt werde.

„Hierher, Bursche!" schrie er, „ist Dein Name Tsunéhei?"

„Zu Diensten, mein Herr, ja! Fast fürchte ich mich, Euch wegen meiner Ungeschicklichkeit um Entschuldigung zu bitten. Aber wenn es Euch gefällt, so bitte, verzeiht mir und gebt mir den Ball zurück."

„Ich glaubte, daß Dein Herr Schosajémon selbst Schuld daran sei, aber es scheint, daß Du es warst, der den Fußball warf."

„Ja, mein Herr, glaubt mir, ich bedaure das Geschehene sehr. Darf ich Euch nicht um den Ball bitten?" sprach Tsunéhei, indem er sich demüthigst verbeugte.

Einen Augenblick sagte Sempatschi nichts, aber dann that er den Mund auf:

„Weißt Du, Bösewicht, daß Dein schmutziger Fußball mir

in's Geſicht gefahren iſt? Ich könnte Dich von Rechtswegen auf der Stelle dafür umbringen; aber ich will Dir dies Mal das Leben ſchenken. Nimm Deinen Ball und packe Dich!" — Und damit ging er zu Tſunéhei heran, ohrfeigte ihn, ſchlug ihn auf den Kopf und ſpie ihm in's Geſicht.

Bis dahin hatte ſich Tſunéhei in ſeinem Eifer, den Fußball zurückzubekommen, ſehr beſcheiden und demüthig benommen. Aber jetzt brach ihm die Geduld. Er ſprang wüthend auf und ſagte:

„Ich habe für meine Unvorſichtigkeit hinreichende Entſchuldigungen vorgebracht und dennoch beleidigſt Du mich nun auf die empörendſte Weiſe und ſchlägſt mich? Du ſchlecht erzogener alter Wütherich! Nimm den Ball zurück! Ich mag ihn nicht mehr!" und er zog ſeinen Dolch, zerſchnitt den Fußball, warf die Stücke dem Sempatſchi vor die Füße und eilte davon.

Aber Sempatſchi, der nun noch heftiger wurde, rief einen ſeiner Diener und befahl ihm:

„Der Burſche Tſunéhei hat ſich höchſt impertinent gegen mich aufgeführt. Gehe hin zum Nachbarhauſe, ſuche Schoſajémon auf und ſage ihm, daß ich Dir aufgetragen habe, den Tſunéhei zu mir zu ſchaffen, damit ich ihn umbringe."

Der Diener ging ab, um die Botſchaft zu überbringen.

Mittlerweile war Tſunéhei zu ſeines Herrn Hauſe zurückgekehrt und als der junge Schonoſuké ihn ſah, ſagte er:

„Sicherlich biſt Du nicht beſonders höflich behandelt worden, aber bringſt Du den Fußball wieder?"

„Als ich zu unſerm Nachbarn kam, brachte ich eine Menge

Entschuldigungen vor. Aber er schlug mich, stieß mich an den Kopf und behandelte mich auf die unwürdigste Weise. Ich würde den erbärmlichen Menschen Sempatschi sogleich getödtet haben, hätte ich nicht überlegt, daß wenn ich dies thäte, während ich ein Mitglied Eures Haushalts bin, ich Eurer Familie Ungelegenheiten zugezogen haben würde. Euretwegen ertrug ich die Mißhandlung geduldig. Aber nun bitte ich Dich, laß mich Abschied von Euch nehmen und Ronin werden, damit ich mich an diesem Manne frei und unbehindert rächen kann."

„Bedenke wohl, o Freund, was Du thust," antwortete Schonosuké. „Im Grunde genommen haben wir doch nur einen Fußball verloren, und mein Vater wird sich daraus nicht viel machen und uns nicht groß schelten."

Tsunéhei aber wollte nichts davon hören. Er war darauf versessen, den Schimpf, der ihm angethan war, auszulöschen. Während sie noch darüber sprachen, kam jener Bote von Sempatschi an, der die Auslieferung des Tsunéhei auf den Grund hin, daß er ihn beleidigt habe, verlangte. Schonosuké erwiderte darauf, daß sein Vater nicht zu Hause sei, und daß er selber bei dessen Abwesenheit nichts in der Sache thun könne.

Endlich kam Schosajémon nach Hause, und als er von dem Vorgefallenen hörte, war er sehr bekümmert und wußte nicht, was er thun und rathen solle, als ein zweiter Bote von Sempatschi ankam und verlangte, daß Tsunéhei ihm auf der Stelle ausgeliefert werde. Darauf rief Schosajémon, der nun sah, daß die Sache sehr ernst werde, den Jüngling zu sich und sprach zu ihm:

„Dieser Schampatschi ist hartherzig und grausam, und er wird Dir, wenn Du in sein Haus gehst, gewiß ein Leid anthun. Nimm daher diese fünfzig Rijos und flüchte nach Osaka oder Kioto, wo Du in Sicherheit irgend ein Geschäft betreiben kannst."

„Mein Herr," antwortete Tsunéhei, mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen, „von ganzem Herzen danke ich Euch für Eure große Güte; aber ich bin insultirt und höchst unwürdig behandelt worden, und ich muß, sollte ich auch mein Leben dabei verlieren, dem Sempatschi für das, was er mir angethan hat, zurückzahlen."

„Nun gut, wenn denn Rache durchaus nöthig ist, so gehe hin und kämpfe und möge Glück Dich begleiten! Aber sehr viel hängt dabei von der Klinge ab, die Du führst, und ich fürchte, die Deinige ist eine armselige Waffe. Ich will Dir ein tüchtiges Schwert geben," und hiermit bot er dem Tsunéhei sein eigenes Schwert an.

„O nein, lieber Herr!" antwortete Tsunéhei, „ich besitze ein sehr gutes und berühmtes von Rai Kunitoschi geschmiedetes Schwert, welches mein Vater mir gab. Ich habe es Euch bisher noch nicht gezeigt, aber ich habe es in meinem Zimmer sicher versteckt."

Als Schosajémon das Schwert sah und examinirte, bewunderte er es sehr und sagte: „In der That, das ist eine schöne Klinge, und eine, auf die Du Dich verlassen kannst. Nimm sie denn und führe sie brav im Gefecht. Aber vergiß

nicht, daß Sempatschi selbst ein eben so geschickter als listiger Lanzenfechter ist, und sei ja recht vorsichtig!"

So nahm Tsunéhei, nachdem er seinem Herrn für alle seine mannigfache Güte gedankt hatte, einen sehr zärtlichen Abschied, ging zu Sempatschi's Haus und sagte dem Diener:

„Ich glaube, Dein Herr wünscht mich zu sprechen. Sei so gut und bringe mich zu ihm!"

Der Diener führte ihn in den Garten, wo Sempatschi, einen Speer in der Hand, ihn erwartete. Als er den jungen Mann eintreten sah, schrie er:

„Ha! da bist Du wieder! und jetzt denke ich Dich für Deine Unverschämtheit mit meiner eigenen Hand zu züchtigen!"

„Unverschämt bist Du selbst!" erwiderte Tsunéhei, „ein brutaler Mensch und nichts weniger als ein Samurai! Komm her und laß uns sehen, wer von uns Beiden der bessere ist!"

Ganz außer sich vor Wuth, warf Sempatschi seinen Speer nach Tsunéhei; aber dieser, auf sein gutes Schwert vertrauend, rückte ihm nahe auf den Leib, und Sempatschi, ein so gewandter Kriegsmann er auch war, kam in's Gedränge. Da Tsunéhei ihm mit einem kräftigen Streiche den Schaft seines Speers zerhieb, eilten zwei seiner Leute herbei, ihm beizustehen. Einen von diesen schlug aber Tsunéhei nieder, und versetzte dem Sempatschi einen Hieb über den Kopf. Darauf nahm der zweite Mann, durch des Jünglings Tapferkeit erschreckt, Reißaus und Sempatschi wurde von dem Blute, das aus seiner Stirnwunde herabfloß, geblendet. Da sagte Tsunéhei:

„Einen blinden Mann zu tödten, wäre eines Kriegers

unwürdig. Wisch das Blut aus Deinem Augen, Herr Sempatschi, und laß es uns ehrlich ausfechten!"

Sempatschi wischte darauf das Blut aus den Augen, band sich ein Tuch um den Kopf und focht verzweifelt weiter. Aber endlich übermannte ihn der Schmerz in der Wunde und der Blutverlust und Tsunéhei schlug ihn durch einen Hieb in die Schulter nieder und machte ihm den Garaus.

Darauf ging Tsunéhei hin und berichtete den ganzen Vorfall dem Gouverneur von Jedo, worauf er in's Gefängniß geworfen wurde, bis eine Untersuchung angestellt werden könne. Aber der Oberpriester von Bandsuin, der von der Sache gehört hatte, besuchte den Gouverneur und machte ihm alle Missethaten Sempatschi's bekannt, verschaffte dem jungen Tsunéhei Begnadigung, nahm ihn zu sich und stellte ihn als Wächter in seinem Tempel an.

Hiebei veränderte „Tsunéhei" seinen Namen zu „Tschobei" und erwarb sich großes Ansehen in der ganzen Nachbarschaft, sowohl durch seine ehrenwerthen Eigenschaften, als durch zahlreiche gute Werke.

Wenn irgendwo ein Mensch in Noth war, half er ihm ganz ohne Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil oder Gefahr, so daß die Leute am Ende auf ihn wie auf ihren Vater blickten, und viele Jünglinge sich an ihn anschlossen, um seine Schüler und Zöglinge zu werden. Er baute sich ein Haus in Hanakawado in Akusa und lebte dort mit seinen Zöglingen, die er als Lanzenknechte und Läufer an die großen Daimios und Hatamotos zu verdingen pflegte, indem er dabei den Zehnten ihrer

Besoldungen für sich hinnahm. Wenn aber einer von ihnen krank wurde oder sonst in Verlegenheit gerieth, verschaffte er ihm Unterhalt und sorgte für Aerzte und Medizin. Der Ruf seiner guten Werke verbreitete sich weit und breit, bis die Zahl seiner Anhänger sich auf mehr als 2000 belief, die in jedem Quartier der Stadt beschäftigt waren. Je mehr Tschobei prosperirte, desto mildthätiger zeigte er sich, und alle Welt spendete seinem guten und großmüthigen Herzen lautes Lob.

Dies war die Zeit, in welcher sich auch die Hatamotos zu Banden von Otokodaté vereinigt hatten, an deren Spitze Midsuno Dschurosajémon, Kondo Noborinosuké und Abé Schirogoro als Anführer standen. Und die Vereine der Adligen verachteten die Brüderschaften der Bürgerlichen, und behandelten sie mit Hochmuth und versuchten den Tschobei und seine braven Leute in Mißkredit zu bringen. Aber die Pfeile der Adligen fielen auf sie selbst zurück und jedes Mal, wenn sie einen Anlauf nahmen, dem Tschobei etwas anzuhängen, erndteten sie selbst dabei nur Spott. Auf beiden Seiten entbrannte ein bitterer Haß.

Als Tschobei eines Tages in ein Theehaus in dem Stadtquartier Joschiwara ging, um sich zu vergnügen, bemerkte er in einem oberen Zimmer einen Teppich ausgebreitet und das Gemach wie zu einer besonderen Gelegenheit ausgeschmückt. Der Eigenthümer des Hauses, den er fragte, welche hohen Gäste er denn erwarte, erwiderte, daß Mylord Dschurosajémon, das Haupt der adligen Otokodaté, am Nachmittage erscheinen wolle. Als Tschobei dies hörte, sagte er, er wünsche

ſehr, dieſen hohen Herrn zu ſprechen, und er wolle ſich daher hier niederlegen, bis er käme. Der Wirth wurde darüber etwas bedenklich und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Doch durfte er den Tſchobei, den einflußreichen Chef der bürgerlichen Otokodaté, nicht vor den Kopf ſtoßen. So nahm denn Tſchobei ſein Obergewand ab und legte ſich auf den Teppich nieder. Nach einiger Zeit kam der Herr Dſchuroſajémon an und fand einen unbekleideten Mann von großer Geſtalt oben auf dem für ihn ausgebreiteten Teppich liegen.

„Was für ein gemeiner Menſch iſt das?“ fragte er ärgerlich den Hauswirth.

„Mylord! es iſt Tſchobei, das Haupt der bürgerlichen Otokodaté,“ antwortete der Wirth mit zitternder Stimme.

Dſchuroſajémon argwöhnte ſogleich, daß Tſchobei dies gethan habe, um ihn zu necken. Er ſetzte ſich an die Seite des ſchlafenden Mannes, und indem er ſich eine Pfeife anzündete, begann er zu rauchen. Nachdem er die Pfeife ausgeraucht hatte*), ſchüttete er die glühende Aſche dem Tſchobei auf den Leib. Aber Tſchobei ertrug den Schmerz geduldig und ſtellte ſich, als ob er weiter ſchliefe, bewegte ſich nicht und ſprach nicht. Darauf ergriff ihn Dſchuroſagémon, ganz erſtaunt über ſeine Standhaftigkeit, beim Arme, ſchüttelte ihn, hieß ihn aufſtehen und ſchrie: „Tſchobei! Tſchobei! Mann! erwache!“

*) Die winzige kleine japaniſche Pfeife gewährt dem Raucher nur zwei oder drei Züge, und da der Tabak vor dem Stopfen zwiſchen den Fingern feſt zuſammengerollt wird, ſo bildet die Aſche beim Ausſchütten einen kleinen glühenden Feuerball, mit dem man eine zweite Pfeife anzünden kann.

„Was ist gefällig?" sagte Tschobei, indem er sich die Augen rieb, als ob er aus tiefem Schlafe erwache. Dann, den Dschurosajémon erblickend, stellte er sich ganz verwundert und sagte: „O! Mylord! Ich weiß nicht, wer Ihr seid; aber ich war sehr grob gegen Eure Herrlichkeit. Ich hatte ein wenig Wein getrunken und war eingeschlafen. Ich bitte Eure Herrlichkeit um Verzeihung!"

„Ist Dein Name Tschobei?"

„Ja, Mylord, Euch zu dienen. Ich heiße Tschobei, bin ein geringer Bürgersmann und unbekannt mit feinen Manieren. In der That ich war sehr plump, aber ich bitte Eure Herrlichkeit noch einmal um Entschuldigung für meine unpassende Aufführung!"

„O nein! nein! Laß das gut sein! Wir haben Alle von Tschobei von Bandsuin's Ruhm gehört, und ich schätze mich glücklich, Dir heute begegnet zu sein. Laß uns Freunde sein!"

„Es ist eine große Ehre für einen gemeinen Bürger, einem hohen Edelmanne von Angesicht zu Angesicht zu begegnen."

Da sie so sprachen, brachte die Aufwärterin Fisch und Wein herein, und Dschurosajémon lud den Tschobei ein, mit ihm zu speisen, und bot ihm, in der Absicht ihn zu necken, einen großen und übervollen Becher Weins*) an, den dieser jedoch,

*) Jemandem einen großen übervollen Becher Weins anzubieten ist eine Grobheit. Da jedoch derselbe Becher dem, der ihn kredenzte, in derselben Weise zurückgegeben wird, so führt das Uebel sein Gegenmittel mit sich. Bei einem japanischen Feste geht derselbe Weinbecher von Hand zu Hand, indem jeder Trinker ihn nach dem Gebrauche in einer Schüssel mit Wasser ausspült, bevor er ihn dem Nachbarn anbietet.

ohne zu zögern, austrank und dann seinem Wirth zurückgab, der keineswegs die berauschenden Dünste des Weins so gut vertragen konnte. Darnach sann Dschurosajémon darauf, den Tschobei durch einen andern Streich zum Besten zu haben, und in der Hoffnung, ihn in Verlegenheit zu bringen, sagte er:

„Herr Tschobei, laß mich Dir etwas Fisch geben," und mit diesen Worten zog er sein Schwert, durchstach damit ein Stück gebackenen Fisches und hielt es ihm auf der Spitze der scharfen Waffe vor den Mund. Jeder gewöhnliche Mensch würde sich wohl gescheut haben, einen auf diese Weise gebotenen Bissen anzunehmen; aber Tschobei öffnete einfach seine Lippen, und indem er das Gebackene von des Schwertes Spitze behutsam abnahm, aß er es ganz gemüthlich auf. Während Dschurosajémon in seinem Herzen über das Benehmen dieses Mannes, den nichts in Verlegenheit bringen konnte, erstaunte, sagte Tschobei zu ihm:

„Diese Begegnung mit Eurer Herrlichkeit ist mir ein werthvoller und heilverkündender Anlaß gewesen, und ich möchte um Erlaubniß bitten, Euch eine kleine Gegengabe zum Andenken daran anbieten zu dürfen.*) Giebt es hier irgend etwas, das Euch besonders lieb sein könnte?"

„Ja! Kalte Maccaroni sind eins meiner Lieblingsgerichte!"

„Dann werde ich sogleich die Ehre haben, einige für Sie kommen zu lassen," und damit ging Tschobei die Treppe hinab

*) Daß geringere Personen Höheren Geschenke überreichen, ist ein allgemeiner Gebrauch in Japan.

und indem er einen seiner Leute, Namens Token Gombei*), der unten auf ihn wartete, herbeirief, händigte er ihm einhundert Rijos**) ein und befahl ihm, alle kalten Maccaronis, die in den benachbarten Garküchen zu haben seien, aufzukaufen und sie vor dem Theehause aufhäufen zu lassen. Gombei rief rasch alle Leute und Zöglinge Tschobei's zusammen und sandte sie in alle Richtungen aus, Maccaroni zu kaufen. Dschurosajémon beschäftigte sich unterdessen mit dem Gedanken an den Spaß, den er haben würde, wenn er den Tschobei auslachen könnte bei der Ueberreichung eines so armseligen Geschenks, wie es eine Schüssel mit Maccaroni ist. Als aber die Fülle von Gebäck um das Theehaus herum immer größer wurde und bald wie ein Berg aufwuchs, da sah er, daß es ihm nicht möglich sei, aus dem Tschobei einen Narren zu machen. Er gab das Spiel auf und ging in ärgerlicher Stimmung nach Hause.

Es ist schon in der Erzählung von der Liebschaft Gompatschi's und Komurasaki's gesagt worden, daß und wie Schirai Gompatschi mit dem Tschobei befreundet war und wie Tschobei ihm beistand. Gompatschi's Namen wird auch in dieser Geschichte wieder erscheinen.

Zu dieser Zeit lebte in der Provinz Jamato ein Daimio, Namens Honda Danaiki, der eines Tages, von mehreren seiner

*) „Token" ist ein Spitzname, der dem Gombei nach einem tollen Hunde, den er getödtet hatte, gegeben wurde.

**) Etwa 28 Pfund Sterling.

Vasallen umgeben, ein Schwert producirte und seine Leute aufforderte, zu sagen, aus welches Schwertfegers Werkstatt die Klinge herrühre.

„Ich glaube, es muß eine Masamunéklinge sein," sagte ein gewisser Fuwa Bansajémon.

„Nein!" sagte Nagoja Sansa, nachdem er die Klinge aufmerksam untersucht hatte, „dies ist sicherlich eine Arbeit von Muramasa." *)

Ein dritter Samurai, mit Namen Takagi Umanojo, erklärte es für ein Werk des Schibsu Kanendschi; und da sie darüber nicht einig werden konnten, Jeder vielmehr seine An-

*) Die Schwerter von Muramasa sind so gehärtet, daß sie, wie man sagt, Eisen durchschneiden, als ob es eine Melone wäre. Dabei haben sie aber den Ruf, unheilbringend zu sein. Die abergläubigen Leute bilden sich ein, daß die Muramasa-Schwerter darnach hungern und dürsten, einem Menschen das Leben zu nehmen, und daß es ihnen unmöglich sei, ruhig in ihrer Scheide stecken zu bleiben. Die vornehmste Pflicht eines Schwertes nach Ansicht der Japaner ist es, Ruhe in der Welt zu erhalten, die Bösen zu strafen und die Guten zu schützen. Aber die blutdürstigen Schwerter Muramasa's haben die Wirkung, daß sie ihren Besitzern der Art den Kopf verwirren, daß dieselben entweder Andere ohne Unterschied tödten oder Selbstmord begehen müssen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts führte der Fürst Tokugawa Jiéjasu gewöhnlich ein von Muramasa angefertigtes Schwert, mit welchem er sich oft aus Versehen verwundete oder schnitt. Daher vermeiden es namentlich die Mitglieder der Tokugawafamilie Muramasa-Klingen anzulegen, welche ganz insbesondere ihrem Geschlechte unheilbringend sein sollen. Die Mörder Gompatschi's, die sich eines Schwertes dieses Künstlers bedienten, trugen auch dazu bei, diesen Waffen einen schlimmen Ruf zu verschaffen.

Die Schwerter von einem Künstler Toschiro Joschimitsu sind auf der andern Seite der Familie Tokugawa ganz besonders günstig, und zwar aus folgenden Gründen: Nachdem Jiéjasu von Takéta Katsujori in der Schlacht am Flusse Tenrin besiegt worden war, flüchtete er sich in das Haus eines

ſicht eifrig vertheidigte, ſo ließ ihr Herr einen berühmten Kenner kommen, um den ſtreitigen Punkt zu entſcheiden. Und das geprüfte Schwert erwies ſich denn am Ende als ein ächter Muramaſa. Sanſa war entzückt über dieſes ihm günſtige Endurtheil, die andern Beiden aber gingen ein wenig niedergeſchlagen davon.

Umanojo, obgleich er mit ſeinen Argumenten durchgefallen war, empfand keinen Aerger und trug es Niemandem nach.

Aber Banſajémon, der ein prahleriſcher und dabei leicht entzündlicher Charakter war, ganz aufgeblaſen von der Idee ſeiner eigenen Wichtigkeit, faßte eine Abneigung gegen Sanſa und lauerte auf eine Gelegenheit, wo er ihn einmal wieder beſchämen könne. Eines Tages endlich kam er voll Rachegelüſte

---

Dorfarztes, in der Abſicht, dort durch Harakiri ſeinem Leben ein Ende zu machen, und verſuchte ſich ſeinen Dolch, der von Joſchimitſu angefertigt war, in den Leib zu ſtoßen, als zu ſeinem Erſtaunen die Klinge ſich in ſeiner Hand umwendete. Im Glauben, daß der Dolch ſchlecht ſei, nahm er einen metallenen Mörſer zum Zerſtoßen der Medicamente und probirte ihn daran. Und die Spitze des Dolches ging ganz leicht hinein und fuhr durch den metallnen Mörſer glatt hindurch. Nun wollte er ſich damit zum zweiten Male durchbohren, als in dem Augenbicke ſeine Begleiter, die ihn vermißt und überall geſucht hatten, herbeikamen, und da ſie ihn über dieſem Verſuche ertappten, ihm in den Arm fielen und den Dolch mit Gewalt entriſſen. Darauf ſetzten ſie ihn auf's Pferd und zwangen ihn, in ſeine eigene Provinz von Mikawa zu entfliehen, während ſie ihm den Rücken deckten und ſeine Verfolger beſchäftigten. Später, als Jéjaſu durch die Gunſt des Himmels wieder zu Glück gekommen und Schogun geworden war, da nahmen die Leute an, daß in jener Klinge, die ſich geweigert hatte, ſein Blut zu trinken, ſicherlich ein guter Geiſt geſteckt haben müſſe. Und ſeitdem ſind die Klingen von Joſchimitſu ſtets als der Familie Tokugawa heilbringend angeſehen worden.

[illegible] und sagte: „Ew. Herrlichkeit [illegible]
[illegible] sehen; seine Art, das Schwert [illegible]
[illegible] hoch erhaben. Ich weiß, daß [illegible]
Dennoch aber, wenn es Eurer Herrlichkeit
[illegible] einmal einen Gang mit ihm versuchen.
[illegible] ein sehr junger Herr war und dem
[illegible] Spaß sein müßte, ließ den Sanja
[illegible] bat ihn, sich mit Banjajémon im Zw[illegible]
[illegible] Die Beiden gingen hinaus in den Garten
[illegible] hölzernen Schwertern bewaffnet, Angesi[illegible]
[illegible]. Nun war Banjajémon sehr stolz auf
[illegible] und meinte, er hätte nicht seines Gleichen
[illegible] sich ein, er könne einen ganz leichten
[illegible]ngen, und schwelgte in dem Schmeichel-
[illegible] er seinem Gegner eine Niederlage bei-
[illegible] hinreichend schadlos halten könne für
[illegible] der Angelegenheit des Disputs über
[illegible]. Aber es zeigte sich bald, daß er
[illegible] Banja unterschätzt hatte, der, als er be-
[illegible] ganz leidenschaftlich und in vollem
[illegible]jémon durch einen gar angebrachten
[illegible] traf, daß er sein Schwert
[illegible] nehmen konnte, ihm
[illegible]te, der ihn in den
[illegible] die dies anfaßen,
[illegible]jémon, ganz mit

Nach diesem Vorfalle stieg Sansa hoch in der Gunst seines Herrn, und Bansajémon, der nun neidischer auf ihn war, als je zuvor, stellte sich krank und blieb zu Hause, über Sansa's Verderben brütend.

Nun traf es sich, daß der Fürst, der Muramasa's Klinge zu schmücken und mit Gold und Silber auslegen zu lassen wünschte, den Sansa kommen ließ, und ihm die Besorgung übergab, indem er ihm befahl, die in der Anfertigung von schönen Degenscheiden und Schwertschmuck geschicktesten Künstler zu engagiren; und Sansa nahm die ihm überreichte Klinge zu Hause und legte sie sorgfältig bei Seite.

Als Bansajémon davon hörte, war er voll Freude, denn er glaubte, daß nun eine Gelegenheit zur Rache gekommen sei. Er beschloß, wo möglich den Sansa zu tödten, jedenfalls aber ihm das Schwert, das sein Fürst ihm anvertraut hatte, zu nehmen, in der Ueberzeugung, daß Sansa, wenn ihm dies Schwert abhanden komme, mit sammt seiner ganzen Familie in Unglück kommen würde. Da er allein in der Welt stand, ohne Frau und Kinder, so verkaufte er seine Mobilien, verwandelte all sein Hab und Gut in Geld und machte sich bereit zur Flucht aus dem Lande.

Nachdem er auf diese Weise alle Vorbereitungen getroffen hatte, ging er mitten in der Nacht zu Sansa's Haus und versuchte, sich in dasselbe einzuschleichen. Aber alle Thüren und Fensterläden waren sorgfältig von Innen verriegelt und verrammelt und er konnte nirgends ein Loch zum Eindringen finden. Alles war jedoch ganz still, und die Leute des Hauses

lagen offenbar in tiefem Schlafe. Da kletterte er denn zum zweiten Stockwerke hinauf, und da er es dort zu Stande brachte, ein Fenster los zu bringen, so schlüpfte er hinein. Mit leisen Fußtritten wie eine Katze schlich er die Treppe hinab, und indem er in eins der Zimmer hineinsah, erblickte er daselbst den Sansa und sein Weib auf der Matte schlafen mit ihrem kleinen Sohn Kosansa, einem Knaben von dreizehn Jahren, eingewickelt in seine Bettdecke, zwischen ihnen Beiden. Das Licht in der Nachtlampe flackerte in seinen letzten Zügen, aber durch die Dämmerung spähend, konnte er noch eben des Fürsten berühmtes Murasamaschwert in der höheren Partie des Zimmers auf dem Schwerterbrette liegen sehen. Ganz verstohlen und geräuschlos kroch er längs der Wand hin, bis er es packen konnte, ergriff es und steckte es in seinen Gürtel. Alsdann sich dem Sansa nähernd, beugte er sich über seinen schlafenden Leib und stach ihm nach der Gurgel. Aber bei seiner großen Erregung zitterte seine Hand, und er verfehlte das Ziel. Er schrammte nur den Sansa, welcher erwachte, zusammenfuhr und da er aufspringen wollte, sich von einem über ihm stehenden Manne niedergehalten fühlte. Er streckte seine Hände aus, um ihn zu packen und mit ihm zu ringen, aber Bansajémon, rückwärts springend, stieß die Nachtlampe um, riß die Fensterladen auf und war mit einem Satze im Garten.

Sansa hatte sein Schwert ergriffen und sprang ihm nach, und sein Weib, die schnell eine Laterne angezündet hatte, lief

ihm auch mit ihrer Hellebarde*) bewaffnet nach, desgleichen ihr junger Sohn, der einen blanken Dolch in der Hand hatte, um dem Vater beizustehen. Als Banſajémon, der ſich im Schatten einer großen Fichte verſteckt hatte, die Laterne erblickte und eine Entdeckung fürchtete, griff er einen Stein auf, warf ihn nach dem Lichte, und da er es zufällig traf, löſchte er es aus. Ungeſehen ſchwang er ſich über den Gartenzaun und entſchlüpfte in der Dunkelheit.

Nachdem Sanſa den ganzen Garten vergebens durchſucht hatte, kehrte er in ſein Zimmer zurück und beſah ſeine Wunde, die ſich als unbedeutend erwies. Er ſpähte darauf im Hauſe umher, um zu ſehen, ob der Dieb irgend etwas mit ſich genommen habe. Als dabei ſein Auge auf den Platz fiel, wo er das Muramaſaſchwert niedergelegt hatte, entdeckte er, daß es nicht mehr da war. Er forſchte überall nach, aber es war nicht zu finden. Die koſtbare Klinge, die ſein Fürſt ihm anvertraut hatte, war ihm entwendet und dafür mußte ihn ſchwerer Tadel treffen. Von Kummer und Scham über den Verluſt erfüllt, wachten Sanſa und ſein Weib und Kind in großer Angſt, bis der Morgen anbrach. Da berichtete er die Sache den Räthen des Fürſten und wartete ſtill in ſeinem Hauſe ab, bis er ſeines Herrn Befehle empfangen würde.

---

*) Die Hellebarde iſt die Waffe der japaniſchen Frauen von edlem Blute. Die Hellebarde, deren ſich Kaſa Goſen, eine der Damen Joſchitſuné's, des großen Helden des 12. Jahrhunderts, bediente, wird noch jetzt in Aſakuſa aufbewahrt. In den alten Familien werden die jungen Damen regelmäßig in der Handhabung der Hellebarden unterrichtet.

Es wurde bald bekannt, daß Banſajémon, der aus dem Lande geflohen war, der Dieb geweſen ſei, und darnach faßten die Räthe ihren Bericht an den Fürſten ab. Dieſer, obwohl er ſeinen Abſcheu über die gemeine That Banſajémon's kund gab, konnte doch auch den Sanſa nicht ganz freiſprechen, inſofern er keine beſſeren Maßregeln zur völligen Sicherſtellung des ihm anvertrauten Schwertes getroffen hatte. Es erging daher ein Gericht über Sanſa und es wurde entſchieden, daß er ſeines Dienſtes entlaſſen und ſeine Güter confiscirt werden ſollten, jedoch mit dem Vorbehalt, daß wenn er im Stande wäre, den Banſajémon aufzufinden und die Muramaſaklinge wieder herbeizuſchaffen, er in ſeinen Stand zurückverſetzt werden ſolle. Sanſa, der ſich ſchon von vornherein darauf gefaßt gemacht hatte, daß eine harte Strafe über ihn ergehen würde, nahm das Urtheil ohne Murren auf und nachdem er Weib und Sohn der Sorge ſeiner Verwandten übergeben hatte, machte er ſich bereit, das Land als Ronin zu verlaſſen und den Banſajémon aufzuſpüren.

Doch beſchloß er, vor ſeiner Abreiſe noch zu ſeinem Collegen Takagi Umanojo zu gehen, um ihn über die für die Erreichung ſeines Zweckes zu nehmenden Maaßregeln zu Rath zu ziehen. Aber dieſer Umanojo, der von Natur ein Murrkopf war, antwortete ihm unfreundlich und ſagte:

„Allerdings läßt es ſich nicht leugnen, daß Banſajémon ein gemeiner Dieb iſt. Aber dennoch iſt Deine Unachtſamkeit Schuld daran, daß das Schwert verloren ging. Zu mir um

Beistand zu kommen, nutzt Dir nichts. Du mußt das Schwert wieder schaffen, so gut du eben kannst."

„Ha!" antwortete Sansa. „Ich sehe, daß Du mir noch grollst, weil ich Dich in dem Urtheile über das Schwert aus dem Felde schlug. Du bist nichts besser, als Bansajémon selbst."

Und sein Herz schwoll von Bitterkeit gegen seinen Kameraden, und er verließ das Haus mit dem Entschlusse, erst den Umanojo zu tödten, und darnach dem Bansajémon nachzujagen. Er that daher als wolle er abreisen, verbarg sich aber in einem Gasthofe und wartete auf Gelegenheit zu einem Angriffe auf Umanojo.

Eines Tages war Umanojo, der ein großer Freund vom Angeln war, mit seinem Sohne Umanosuké, einem Jüngling von sechszehn Jahren, zum Meeresufer hinabgegangen. Und wie die Beiden sich dort am Wasser vergnügten, sahen sie plötzlich einen Samurai auf sich zu rennen, und als derselbe herankam, erkannten sie Sansa in ihm. Umanojo, welcher meinte, daß Sansa zurückgekommen sei, um noch irgend etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen, legte sein Fischgeräth bei Seite und ging ihm entgegen. Da schrie Sansa aus:

„Jetzt, Herr Umanojo! zieht vom Leder! und vertheidigt Euch! Wie? Hattet Ihr Euch etwa mit dem Bansajémon verschworen, um Eure Tücke auf mich loszulassen? Zieht Herr, zieht! Ihr habt Euren Mitschuldigen verschwinden lassen. Aber jedenfalls seid Ihr selbst noch da, und Ihr müßt für Eure That einstehen. Es nutzt Euch jetzt nichts, den Un-

schuldigen spielen zu wollen. Euer verwundertes Gesicht kann Euch nicht retten. Vertheidige Dich, Du feiger Verräther!" — und mit diesen Worten zog Sansa sein Schwert.

„Nein! nein! nein! Herr Sansa," antwortete der Andere, der durch eine sanftmüthige Erwiderung seinen Zorn mildern wollte. „Ich bin ganz unschuldig bei der Sache. Verschwendet Euren Muth nicht in einer so geringfügigen Angelegenheit."

„Du bübischer Lügner," schrie Sansa, „glaube nicht, daß Du mir etwas weiß machen kannst. Ich kenne Dein falsches Herz!" — Und indem er auf Umanojo losfuhr, gab er ihm einen Schwerthieb auf den Kopf, so daß er mit dem Tode ringend auf den Sand fiel.

Umanosuké, der in einiger Entfernung von seinem Vater geangelt hatte, stürzte, als er ihn in einer so gefährlichen Lage sah, herbei und warf einen Stein auf Sansa, in der Hoffnung, ihn dadurch beschäftigen und abhalten zu können. Aber ehe er noch zur Stelle war, hatte Sansa dem Vater schon den Todesstoß gegeben und Umanojo lag als Leiche am Ufer.

„Halt, Herr Sansa! Du Mörder meines Vaters," rief Umanosuké und zog sein Schwert, „steh! und kämpfe mit mir, auf daß ich seinen Tod räche!"

„Daß Du den Feind Deines Vaters zu erschlagen wünschest," antwortete Sansa, „ist nur recht und billig. Und obwohl ich eine gerechte Ursache zum Streit mit Deinem Vater hatte, und ihn tödtete, wie ein Samurai es thun sollte, so würde ich doch gern mein Leben hier gegen Dich einsetzen, wenn ich es nicht für einen wichtigern Zweck noch nöthig hätte.

Ich muß Banſajémon ſtrafen und das geſtohlene Schwert wieder ſchaffen. Wenn ich das erlangt und meinem Lehnsherrn zurückgegeben haben werde, dann will ich Dir Deine Rache und mein Leben geben. Eines Kriegers Wort iſt Wahrheit. Aber zum Pfande, daß ich mein Verſprechen erfüllen werde, will ich Dir als Geißeln mein Weib und meinen Knaben übergeben. Ich bitte Dich, hemme Deinen rächenden Arm, bis ich meinen Zweck erreicht habe."

Umanoſuké, der ein braver und ehrlicher junger Mann war, in ſeinem Clan eben ſo bekannt wegen der Güte ſeines Herzens, als wegen ſeines Geſchicks im Gebrauch der Waffen, beruhigte ſich, als er Sanſa's demüthige Bitte hörte, und ſagte:

„So ſei es denn, ich will warten und Dein Weib und Deinen Sohn als Geißeln für Deine Rückkehr nehmen."

„Ich bin Dir ſehr dankbar," ſagte Sanſa, „wenn ich Banſajémon beſtraft haben werde, komme ich zurück und Du ſollſt dann Dein Recht haben."

Darnach machte ſich Sanſa nach Jedo auf den Weg, um Banſajémon zu ſuchen, und Umanoſuké überließ ſich der Trauer über ſeines Vaters Grab. —

Banſajémon hatte ſich bei ſeiner Ankunft in Jedo daſelbſt ohne Freunde gefunden, ſowie ohne die Mittel zur Sicherung ſeines Lebensunterhalts, als er zufällig von dem Ruhme des Tſchobei von Bandſuin, des Chefs der Otokodaté, hörte, bei welchem er um Unterſtützung einkam, und nachdem er in die Brüderſchaft aufgenommen war, nährte er ſich durch Unterricht in der Fechtkunſt. Dies hatte er eine Zeit lang getrieben und

hatte dabei einigen Ruhm geerntet, als Sanſa in der Stadt anlangte und ſeine Nachſuchungen nach ihm begann. Aber die Tage und Monate vergingen, und nach einem ganzen Jahre fruchtloſen Forſchens kam Sanſa, der all ſein Geld verausgabt hatte, ohne etwas von ſeinem Feinde in Erfahrung gebracht zu haben, in große Verlegenheit und ſah ſich genöthigt, von ſeinem Mutterwitze als ein Wahrſager zu leben. Wie er ſich auch anſtrengen mochte, es war ein hartes Ding für ihn, ſein tägliches Brod zu gewinnen, und trotz aller Mühe, die er ſich gab, ſchien der Tag der Rache für ihn ſo fern wie je. Da fiel es ihm ein, daß der Joſchiwara eines der beſuchteſten Quartiere der Stadt ſei, und daß, wenn er dort Wache hielte, Banſajémon ihm gewiß früher oder ſpäter in die Hände fallen müſſe. Er kaufte ſich einen Hut von geflochtenem Bambus, der ſein ganzes Geſicht bedeckte, und legte ſich auf die Lauer im Joſchiwara.

Eines Tages waren Banſajémon und zwei von Tſchobei's Geſellen, Token Gombei und Schirobei, der wegen ſeines wilden und unzähmbaren Temperaments den Zunamen „das Füllen" erhalten hatte, in dem oberen Zimmer eines Theehauſes zum Trinken beiſammen, als Token Gombei, zufällig auf die Straße hinabblickend, einen Samurai vorüber gehen ſah, der zwar nur in einen alten abgetragenen Rock gehüllt war, deſſen edle und ſtolze Haltung aber mit ſeinem ärmlichen Aeußern ſehr contraſtirte.

„Schaut doch!" ſagte Gombei, indem er die Andern aufmerkſam machte, „ſeht jenen Samurai dort. Er iſt in Lumpen

gehüllt, und doch wie leicht ist es, den Edelmann in ihm zu erkennen! Wir Bürgerlichen mögen noch so feine Gewänder anlegen, wir werden doch nicht aussehen, wie er es thut."

„Ich wollte," sagte Schirobei, „wir könnten seine Bekanntschaft machen und ihn heraufbitten, eine Tasse Wein mit uns zu trinken. Aber es würde uns Bürgerlichen wohl nicht geziemen, eine Person von edler Geburt zu uns einzuladen."

„Ueber diese Schwierigkeit," sagte Bansajémon, „können wir ja leicht hinwegkommen. Da ich selbst ein Samurai bin, so wird es für mich nicht unschicklich sein, wenn ich hinabgehe, ein paar höfliche Worte an ihn richte und ihn herbeibringe."

Die beiden Andern nahmen dies Anerbieten freudig auf, und Bansajémon lief hinunter, trat zu dem fremden Samurai heran und sprach, indem er ihn begrüßte:

„Ich bitte, Herr Samurai, wartet einen Augenblick. Mein Name ist Fuwa Bansajémon, Euch zu Diensten. Ich bin ein Ronin und allem Anscheine nach seid auch Ihr das. Ich hoffe, Ihr werdet mich nicht für grob halten, wenn ich es wage, Euch zu bitten, daß Ihr mich mit Eurer Freundschaft beehren und in dieses Theehaus kommen möchtet, mit mir und zweien meiner Freunde eine Tasse Wein zu trinken."

Der fremde Samurai, der Niemand anders als Sansa war, blickte durch das Flechtwerk seines tief über die Augen herabgezogenen Bambushutes und fuhr zusammen, als er seinen Feind Bansajémon erkannte. Indem er seinen Hut lüftete, sagte er mit dumpfer Stimme:

„Hast Du mein Angesicht vergessen, Bansajémon?"

Für einen Augenblick war Banſajémon beſtürzt, doch faßte er ſich ſchnell und erwiderte: „Ach! Herr Sanſa, Ihr mögt mir wohl mit Recht zürnen. Aber ſeitdem ich das Muramaſaſchwert raubte und nach Jedo entfloh, habe ich keinen Frieden mehr gekannt. Ich bin von Reue und Gewiſſensbiſſen für mein Verbrechen gepeinigt worden. Eurer Rache werde ich keinen Widerſtand leiſten. Verfahrt mit mir, wie es Euch am beſten dünkt. Oder vielmehr nehmt gleich mein Leben hin und macht damit dem Streite ein Ende.“

„Nein,“ antwortete Sanſa, „einen ſeine Sünden bereuenden Menſchen zu tödten, iſt eine unedle und gemeine That. Als Ihr die Muramaſaklinge, die mir von meinem Lehnsherrn zur Bewahrung anvertraut war, aus meinem Hauſe raubtet, fiel ich in Ungnade und Unglück. Gebt mir das Schwert zurück, daß ich es meinem Herrn und Gebieter zurückbringen kann, und ich will Euch das Leben laſſen. Ich trachte Niemandem ohne Urſache nach dem Leben.“

„Herr Sanſa, ich danke Euch für Eure Gnade. Doch habe ich in dieſem Augenblick das Schwert nicht bei mir. Aber wenn Ihr dort in jenes Theehaus eintreten und etwas warten wollt, will ich es holen und Euch einhändigen.“

Sanſa willigte ein und die beiden Männer gingen in das Theehaus, wo die zwei Kameraden Banſajémon's ſie erwarteten. Aber Banſajémon, voll Scham über ſeine Uebelthat, offenbarte ihnen nicht, daß Sanſa ihm bekannt ſei, ſondern ſtellte ihn als einen Fremden vor, indem er ſprach

„Kommt, Herr Samurai, da wir die Ehre Eurer Gesellschaft haben, so laßt mich Euch eine Tasse Wein anbieten.“

Bansajémon und die beiden Männer überredeten und drängten den Sansa so oft zum Wein, daß die Dünste endlich seinen Kopf ganz einnahmen und er in Schlaf verfiel. Als die beiden jungen Gesellen dies bemerkten, begaben sie sich hinaus, um sich ein wenig zu vertreten. Bansajémon blieb allein mit dem schlafenden Manne und fing jetzt an, auf neue Anschläge gegen ihn zu sinnen. Plötzlich verfiel er auf einen Gedanken. Ganz geräuschlos ergriff er Sansa's Schwert, welches dieser beim Eintritt in's Zimmer bei Seite gelegt hatte, und schlich mit ihm die Treppe hinunter. Er brachte es in einen Hinterhof und schlug und hämmerte mit einem Steine auf die Schneide. Nachdem er das Schwert dadurch als Waffe unbrauchbar gemacht hatte, steckte er es wieder in das Futteral und schnell hinauflaufend legte er es an seinen Platz zurück, ohne Sansa zu stören, der keine Verrätherei ahnend, die Wirkung des Weines wegschlief. Zuletzt erwachte er doch und ganz voll Scham über seinen Zustand sagte er zu Bansajémon:

„Komm, Bansajémon, wir haben nun lange genug gezaubert, jetzt gieb mir das Muramasaschwert und laß mich ziehen.“

„Jedenfalls,“ antwortete der Andere höhnisch, „es verlangt mich sehr, es Dir wiederzugeben, aber in meiner Armuth war ich unglücklicher Weise gezwungen, es für fünfzig Unzen Silber zu versetzen. Wenn Du so viel Geld bei Dir hast, so gieb es mir und ich werde Dir das Schwert holen.“

„Du Schuft," schrie Sanſa, der nun merkte, daß Banſajémon ihn zum beſten haben wollte, „habe ich noch nicht genug von Deinen Schelmenſtreichen gelitten? Auf alle Fälle ſoll aber, wenn ich das Schwert nicht wieder haben kann, ſtatt ſeiner Dein Kopf meinem Herrn vorgelegt werden. Komm hervor!" fügte er, ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend, hinzu, „vertheidige Dich!"

„Ich ſtehe zu Dienſten. Aber nicht hier in dieſem Theehauſe. Laß uns auf den Damm gehen und es da ausfechten." —

„Sei es ſo! Es iſt unnöthig, daß wir den Hauswirth mit der Obrigkeit in Colliſion bringen. Komm hinaus auf den Damm des Joſchiwara."

Sie gingen hinaus auf den Damm, zogen ihre Schwerter und fingen an, wüthend mit einander zu fechten. Schnell verbreitete ſich die Kunde, daß ein Duell auf dem Damme im Gange ſei, und eine Menge Leute liefen herbei, es anzuſehen. Unter ihnen kamen auch die Kameraden Banſajémon's, Token Gombei und Schirobei, die, als ſie ſahen, daß die beiden Combattanten ihr eigener Freund und der fremde Samurai wären, ſich in's Mittel zu ſchlagen und den Kampf zu unterbrechen verſuchten, jedoch bloße Zuſchauer bleiben mußten, da ſie durch den dichten Haufen der Umſtehenden nicht durchzudringen vermochten.

Die beiden Männer fochten ganz raſend, jeder von wilder Wuth gegen den andern entzündet. Aber Sanſa, der bei weitem der Geſchicktere von den Beiden war, theilte einmal, zwei-

mal und noch einmal Hiebe aus, die so gut angebracht waren, daß Bansajémon anscheinend hätte fallen müssen, und doch blutete er nicht einmal. Sansa darüber verwundert, nahm alle seine Kräfte zusammen und focht mit so großer Kunst, daß alle Zuschauer ihm Beifall zujauchzten, und daß Bansajémon, obwohl er wußte, daß seines Gegners Schwert stumpf gemacht war, der Art in Furcht und Schrecken gejagt wurde, daß er strauchelte und fiel. Sansa, der brave Kriegsmann, verschmähte es, nach einem gefallenen Gegner zu schlagen, hieß ihn aufstehen und weiter fechten. So gingen sie noch einmal auf einander los. Nun aber glitschte Sansa, der anfangs im Vortheile gewesen war, aus und stürzte seinerseits. Bansajémon, die Großmuth, mit welcher er eben behandelt war, ganz vergessend, fiel mit blutdürstiger Freude in seinen Augen über Sansa her und versetzte ihm, wie er auf dem Boden dalag, einen Stich in die Seite. Ohnmächtig, wie er war, konnte Sansa keine Hand zu seiner Rettung rühren, und sein hinterlistiger Gegner holte eben wieder zu einem zweiten Stoße gegen ihn aus, als die Umstehenden alle voll Empörung über diese Gemeinheit aufschrieen. Vor Allen erhoben Gombei und Schirobei ihre Stimme und riefen:

„Halt! Du Feigling! Hast Du schon vergessen, wie Dein eigenes Leben nur erst vor einem Augenblick geschont wurde? Du Unmensch von einem Samurai, wir waren bisher Deine Freunde, aber jetzt erblicke in uns die Rächer dieses braven Mannes."

Mit diesen Worten zogen die Beiden ihre Dolche und die

Zuschauer wichen zurück, als jene auf den Bansajémon eindrangen, der von ihren wilden Blicken und Worten entsetzt sich schnell flüchtete, ohne dem Sansa den letzten Stoß gegeben zu haben. Sie versuchten ihn zu verfolgen. Aber er entzog sich ihnen und sie kehrten auf den Platz zurück, um dem verwundeten Manne beizustehen. Als er unter ihrer gütigen Behandlung wieder zu sich kam, redeten sie ihm zu und tröfteten ihn und fragten ihn, aus welcher Provinz er käme, damit sie an seine Freunde schreiben und ihnen melden könnten, was ihm zugestoßen. Sansa nannte ihnen mit einer von Schmerz und Blutverlust ganz schwachen Stimme seinen Namen und die Geschichte des gestohlenen Schwertes und seine Feindschaft mit Bansajémon. „Aber," sagte er, „jetzt eben als ich focht und Bansajémon mehr als einmal auf's Haupt traf, ohne daß es einen Eindruck machte, wie ging das zu?" — Hierüber besahen sie sein Schwert, das neben ihm niedergefallen war, und bemerkten nun, daß die Schneide ganz weggebrochen war. Nun waren sie über das gemeine Herz Bansajémon's noch mehr empört und verdoppelten ihre Aufmerksamkeiten gegen Sansa. Aber trotz aller ihrer Bemühungen wurde er schwächer und schwächer, bis er zuletzt ganz aufhörte zu athmen. — Sie beerdigten seinen Leichnam ehrenvoll in einem benachbarten Tempel und schrieben an Sansa's Weib und Sohn, denen sie die Art und Ursache seines Todes meldeten.

Als dann Sansa's Weib, die schon lange ihres Gatten Heimkehr ängstlich erwartet hatte, den Brief öffnete und die grausamen Umstände seines Todes daraus erfuhr, trauerten

sie und ihr Sohn Kosansa bitterlich über seinen Verlust. Darnach sagte Kosansa, der nun vierzehn Jahre alt war, zu seiner Mutter:

„Sei getrost, Mutter, ich will nach Jedo gehen und diesen Bansajémon, meines Vaters Mörder, aufsuchen und zuverlässig werde ich seinen Tod rächen. Darum richte Alles zu, was ich für diese Reise bedarf."

Während sie noch über die Art der Ausführung ihrer Rache beriethen, kam Umanosuké, der Sohn des Umanojo, den Sansa erschlagen hatte, zu ihnen, da er von dem Tode des Feindes seines Vaters gehört hatte. Sansa hatte allerdings seinen Vater getödtet, aber die Wittwe und der verwaiste Sohn waren daran doch ohne Schuld und gegen sie empfand Umanosuké keinen Groll, im Gegentheil er hielt dafür, daß Bansajémon jetzt ihr gemeinsamer Feind sei. Dieser hatte ja durch seine Uebelthaten alle das angerichtete Unglück herbeigeführt, und auch jetzt wieder hatte er ja durch den Mord Sansa's den Umanosuké seiner Rache beraubt. In diesem Sinne sprach nun derselbe zu Kosansa:

„Herr Kosansa, ich höre, daß Dein Vater auf höchst schmähliche Weise von Bansajémon in Jedo ermordet ist. Ich weiß, daß Du den Tod Deines Vaters so rächen wirst, wie ein Kriegsmann es thun sollte. Wenn Du dabei meinen geringen Beistand annehmen willst, so bin ich bereit, Dein Secundant zu sein, und will Dir nach besten Kräften helfen. Bansajémon soll mein Feind sein, wie er der Deinige ist."

„Nein, Herr Umanosuké, obgleich ich Dir für Dein An-

erbieten von Herzen danke, so kann ich diese Gunst doch aus Deiner Hand nicht annehmen. Mein Vater Sansa erschlug Deinen edlen Vater. Daß Du dies Unheil so vergelten willst, ist mehr als gütig von Dir, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du um meinetwillen Dein Leben wagen solltest."

„So höre mich doch!" antwortete Umanosuké lächelnd, „und Du wirst es dann weniger wunderlich finden, wenn ich Dir meine Hülfe anbiete. Im vorigen Jahre, als mein Vater als blutige Leiche am Meeresufer balag, da gelobte mir der Deinige, daß er zurückkehren und mir Rache geben würde, so bald er nur das ihm gestohlene Schwert seines Herrn wieder gewonnen hätte. Bansajémon hat dadurch, daß er ihn auf dem Damme des Joschiwara tödtete, mich um diese Rache betrogen, und nun frage ich Dich, an wem kann ich jetzt meines Vaters Tod rächen, wenn nicht an Dem, dessen Gemeinheit die Hauptursache seines Todes war? Kurz denn, ich bin entschlossen, mit Dir nach Jedo zu gehen, und wir beiden wollen nicht eher heimkehren, als bis der Mörder unserer Beiden Väter die volle Buße dafür gezahlt haben wird." —

Als Kosansa diese großherzigen Aeußerungen vernahm, konnte er seine Bewunderung nicht verbergen, und auch die Wittwe warf, Thränen der Dankbarkeit vergießend, sich dem Umanosuké zu Füßen.

Die beiden Jünglinge, nachdem sie sich gelobt hatten, Einer zu dem Andern zu stehen, machten sich für die Reise fertig und erhielten von ihrem Fürsten Urlaub zu der Aufsuchung des Verräthers Bansajémon. Sie erreichten Jedo, ohne daß ihnen

etwas Abenteuerliches begegnet wäre, nahmen dort in einem wohlfeilen Gasthofe Quartier und fingen dann ihre Nachsuchungen an. Aber obgleich sie weit und breit umherspürten, konnten sie doch nichts von ihrem Feinde entdecken.

Nachdem so drei Monate verstrichen waren, wollte Kosansa fast den Muth verlieren über das beständige Mißlingen ihrer Bemühungen. Aber Umanosuké hielt ihn aufrecht und tröstete ihn, indem er ihn zu neuen Versuchen aufmunterte. Bald jedoch kam ein großes Unglück über die Beiden. Kosansa erkrankte an einer Augenentzündung und weder die liebevolle Pflege seines Freundes, noch die Heilmittel der Aerzte, für die Umanosuké all sein Geld hingab, brachten dem leidenden Knaben die geringste Linderung. Er erblindete fast völlig. Ohne Freunde, ohne Geld, der Eine seiner Augen beraubt, und dem Andern nur zur Bürde, geriethen die jungen Leute in die verzweifeltste Lage. Da sah sich Umanosuké denn gezwungen, seinen Freund Kosansa nach Asakusa hinauszuführen und ihn dort hinzusetzen, um am Wege die Vorübergehenden um Almosen anzusprechen, während er selber vor und neben ihm hin- und herstreifte, um von der Barmherzigkeit Derer, die das traurige Bild des blinden Jünglings ansahen, was er konnte, zu erhaschen.

Aber über dem Allen verlor er doch seine Rache nicht aus dem Auge, und beinahe dankte er dem Schicksal, das ihn zu einem Bettler gemacht hatte, für die Gelegenheit, die es ihm so verschaffte, alle Verstecke und Winkel der großen Stadt auszuspüren, in die er unter glücklicheren Umständen gar nicht

eingedrungen wäre. So zog er kreuz und quer durch die Straßen, sich auf einen dicken Stab stützend, in welchem er sein Schwert verborgen hatte, indem er geduldig darauf wartete, daß irgend ein Glücksfall ihn doch noch mit Bansajémon von Angesicht zu Angesicht zusammenbringen würde.

Bansajémon hatte, nach der Ermordung Sansa's auf dem Damme des Joschiwara, es nicht mehr gewagt, sich in dem Hause Tschobei's, des Vaters der Otokodaté, sehen zu lassen. Denn er wußte wohl, daß die beiden Männer Token Gombei und Schirobei „das lose Füllen" nicht nur ungünstige Berichte über ihn machen, sondern daß sie ihn sogar tödten würden, so groß war die Entrüstung über seine Feigheit und Hinterlist gewesen. Er schloß sich daher einer Gesellschaft von Gauklern an, und erntete seinen Unterhalt durch allerlei Kunststücke mit dem Schwerte und durch Verkauf von Zahnpulver auf den Plätzen und Straßen von Asakusa.*) Eines Tages, als er wieder nach Asakusa ging, seinen Kram zu betreiben, fiel sein Blick auf einen Bettler, in welchem er trotz seines armseligen und veränderten Aeußern auf der Stelle den Sohn seines Feindes erkannte. Gleichzeitig dachte er, daß ungeachtet des anscheinend so hülflosen Zustandes des Knaben diese Entdeckung für ihn nichts Gutes bedeute. Er begab sich daher in ein benachbartes Theehaus und spähte von dem oberen Stockwerck desselben auf die Straße hinaus, um den Kosansa zu beobachten und zu erkunden, wer wohl zum Beistande des

*) Ueber Asakusa siehe den Anhang zu dieser Erzählung.

jungen Blinden herbeikommen würde. Er hatte nicht lange gewartet, da sah er einen andern Bettler kommen, welcher Worte der Ermuthigung an den blinden Jüngling richtete und sich freundlich mit ihm unterhielt. Indem er genauer hinsah, erkannte er in dem Herbeigetretenen den Umanosuké.

Als Bansajémon auf diese Weise erfahren hatte, wer ihm auf der Spur sei, ging er nach Hause und sann auf Mittel, die beiden Bettler aus dem Wege zu räumen. Er lauerte ihnen auf und folgte ihrer Fährte bis zu der armseligen Hütte, in der sie wohnten, und eines Abends, als Umanosuké nicht zu Hause war, kroch er in diese hinein. Der blinde Konsansa, im Glauben, daß die Fußtritte die seines Freundes Umanosuké seien, sprang auf, um ihn willkommen zu heißen. Er aber in seiner herzlosen Grausamkeit, die nicht einmal mit dem hülflosen Zustande des Knaben Erbarmen hatte, schlug den Kosansa, wie er die tastenden Hände nach seinem Freunde ausstreckte, nieder. Die ruchlose That war noch unvollendet, als Umanosuké anlangte, das Geräusch im Innern der Hütte vernahm, und mit gezogenem Schwerte hereinstürzte. Doch Bansajémon entzog sich ihm in der Finsterniß und schlüpfte aus der Hütte. Umanosuké war schnell hinter ihm her, aber in dem Augenblicke, wo er ihn packen wollte, versetzte ihm Bansajémon einen Hieb von hinten und verwundete ihn am Schenkel, so daß er strauchelte und fiel. Der schnellfüßige Mörder brachte sich in Sicherheit. Der verwundete Jüngling raffte sich auf und versuchte die Verfolgung noch einmal. Aber der Schmerz seiner Wunde war zu groß, er mußte umkehren und fand nun in der Hütte

seinen blinden Freund entseelt in seinem Blute daliegen. Sein Geschick beklagend, rief er die Bettler der Brüderschaft, zu welcher er gehörte, zusammen und beerdigte mit ihnen den Kosansa, er selbst aber, da er zu arm war, um sich den Beistand eines Wundarztes zu verschaffen oder Heilmittel für seine Wunde zu kaufen, wurde ein Invalide.

Gerade zu der Zeit war es, wo Schirai Gompatschi, der unter der Protection von Tschobei, dem Vater der Otokodaté, lebte, von heftiger Liebe zu der Komurasaki, der schönen Courtisane „im Zeichen der drei Meeresküsten" im Joschiwara, entbrannt war. Er hatte längst sein kleines Besitzthum erschöpft und sich dem Räuberleben hingegeben, um seine Börse zu füllen und sein ausschweifendes Leben fortsetzen zu können. Eines Abends, als er wieder zur Betreibung seiner Räubereien ausging, sandten seine Hausgenossen, die ihn schon lange im Verdacht hatten, Einen aus ihrer Mitte, mit Namen Seibei, aus, ihm zu folgen und sein Thun und Treiben zu beobachten. Gompatschi, dem nichts davon träumte, daß ihn Jemand im Auge habe, schlich die Straße entlang, bis er einem Bürger begegnete, den er niederschlug und beraubte. Da jedoch die Ausbeute sich nur geringfügig erwies, wartete er auf einen zweiten Fang, und als er in einiger Entfernung ein sich bewegendes Licht erblickte, verbarg er sich im Schatten eines großen Regenwasserfasses, bis der Laternenträger herbei kam. Gompatschi bemerkte, daß derselbe wie ein Reisender gekleidet war und einen langen Dolch trug. Er sprang aus seinem Verstecke hervor und überfiel ihn. Der Reisende trat geschwind

auf die Seite und erwies sich als ein nicht verächtlicher Gegner, denn er zog seinen Dolch und stritt tapfer für sein Leben. Doch war er einem so geübten und geschickten Fechter wie Gompatschi nicht gewachsen, der nach einigen Minuten heftigen Fechtens ihn niedermachte und seine Börse, welche zweihundert Rijos enthielt, davontrug. Hoch erfreut über eine so reiche Beute, war Gompatschi im Begriff, sich nach Joschiwara aufzumachen, als Seibei, der mit Entsetzen beide Morde angesehen hatte, herantrat und ihn über seine wilden Thaten zur Rede setzte. Aber Gompatschi war so glattzüngig und dazu bei seinen Kameraden so beliebt, daß er den Seibei leicht überredete, reinen Mund zu halten und ihn nach dem Joschiwara zu einer kleinen Belustigung zu begleiten. Unterwegs bemerkte Seibei dem Gompatschi:

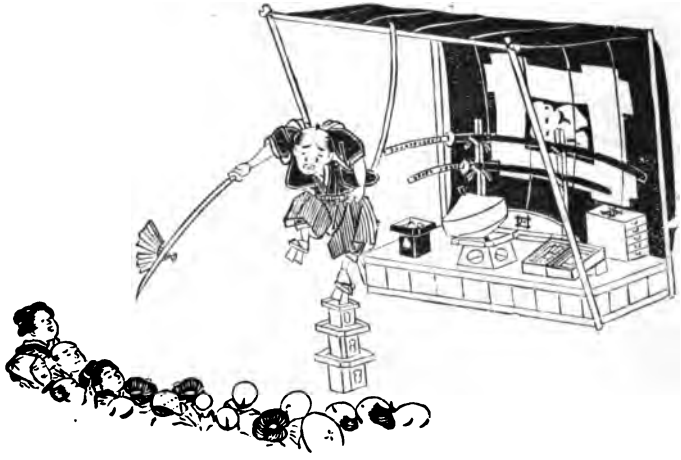
„Ich habe mir kürzlich einen neuen Dolch gekauft, aber noch keine Gelegenheit gehabt, ihn zu prüfen. Du hast mit Schwertern so viele Erfahrung gehabt, daß Du darüber ein gutes Urtheil haben mußt. Bitte, sieh Dir diesen Dolch an und sage mir, ob Du ihn zu etwas tauglich hältst."

„Wir wollen bald sehen, von welchem Metall er gemacht ist," antwortete Gompatschi. „Laß uns ihn an dem ersten Bettler, der uns in den Weg kommt, probiren."

Seibei war über diesen grausamen Vorschlag zuerst entsetzt, aber allgemach gab er den Ueberredungen seines Kameraden nach und so gingen sie weiter, bis Seibei einen gelähmten Bettler auf einer Bank in der Nähe des Joschiwara schlafend liegen sah. Der Schall ihrer Fußtritte erweckte den

Bettler, der einen Samurai und einen Bürgersmann, welche mit dem Finger auf ihn wiesen und offenbar von ihm sprachen, auf sich zukommen sah. Da er von ihnen für sich nichts Gutes erwartete, so that er so als ob er schliefe, hielt die Beiden aber scharf im Auge. Als Seibei, seinen Dolch schwingend, zu ihm herantrat, packte ihn der Bettler, dem Stoße, ausweichend beim Arm und ihn umdrehend, schleuderte er ihn in den nächsten Graben hinab. Gompatschi griff nun seinerseits den Bettler an. Dieser aber fing, ein Schwert aus seinem Stabe hervorziehend, der Art an um sich zu schlagen, daß, obwohl er gelähmt war und sich mit den Beinen nicht frei bewegen konnte, Gompatschi nicht im Stande war, ihn zu bewältigen. Und sogar als Seibei wieder aus seinem Graben hervorkroch und ihm Beistand leistete, theilte doch der unerschrockene Bettler seine Hiebe so gut aus, daß Seibei im Arm und am Kopfe Wunden davon trug, worauf Gompatschi, dem es einfiel, daß er doch eigentlich mit diesem Bettler nichts auszufechten habe, und daß es besser wäre an Seibei's Wunden zu denken, als für nichts und wieder nichts zu fechten, den Seibei bei Seite zog und den wüthenden Bettler in Ruhe ließ, der seinerseits zu lahm war, um ihnen zu folgen. Als Gompatschi die Wunden Seibei's untersuchte, fand er, daß sie schlimm genug waren, und daß sie die beabsichtigte Belustigung im Joschiwara wohl aufgeben und zu Hause gehen müßten.

So gingen sie nach dem Hause Tschobei's, des Vaters der Otokodaté, zurück und Seibei, der sich mit seinen Schwertwunden nicht zeigen mochte, schützte Krankheit vor und legte



Tausendkünstler von Asakusa.

sich zu Bette. Am folgenden Morgen hatte Tschobei seines Lehrlings Seibei Dienste nöthig und schickte nach ihm, hörte aber, daß er krank sei. Er ging auf das Zimmer, wo er im Bette lag, und sah zu seinem Erstaunen den Schnitt auf seiner Schläfe. Zuerst verweigerte der Verwundete alle Auskunft auf die Frage über die Ursache und Art seiner Verwundung. Doch erzählte er, da Tschobei ihn drängte, die ganze Geschichte von den Begebenheiten der letzten Nacht.

Als Tschobei das Alles hörte, vermuthete er gleich, daß der tapfere Bettler irgend ein edler Samurai in Verkleidung gewesen sein müsse, der ein Unrecht zu rächen habe und seinem Feinde auf der Spur sei. Da er einem so braven Manne beizustehen wünschte, ging er am Abend mit seinen beiden getreuen Zöglingen Token Gombei und Schirobei „dem losen Füllen" zum Joschiwara und suchte dort den Bettler auf seiner Bank auf. Dieser, nicht im Geringsten aufgeregt durch das Abenteuer der vorigen Nacht, hatte ganz ruhig seinen gewohnten Platz eingenommen und lag auf seiner Bank ausgestreckt, als Tschobei zu ihm herantrat und sagte:

„Mein Herr, ich bin Tschobei, das Oberhaupt der Otokodaté, Euch zu Diensten. Ich habe zu meinem größten Bedauern gehört, daß zwei meiner Leute Euch in der letzten Nacht beunruhigt und angegriffen haben. Glücklicher Weise hat sogar Gompatschi, obwohl ein berühmter Fechter, an Euch seinen Mann gefunden, und hat Euch weichen müssen. Ich weiß daher, daß Ihr ein edler Samurai sein und in Folge irgend eines Unfalles zum Invaliden und Bettler geworden sein müßt. Daher

bitte ich Euch nun, mir Eure Lebensgeschichte zu erzählen, denn obwohl ich nur ein geringer Bürgersmann bin, so bin ich doch vielleicht im Stande, Euch beizustehen, wenn Ihr Euch herablassen wollt, mir dies zu erlauben."

Der Lahme versuchte zuerst den Fragen Tschobei's auszuweichen. Aber von seinen gütigen und aufrichtig gemeinten Aeußerungen gerührt, antwortete er:

„Herr, mein Name ist Takagi Umanosuké. Ich bin ein Eingeborner von Jamato" — und dann fuhr er fort, all das Unheil und die Unglücksfälle zu schildern, welche die Bosheit Bansajémon's zuwege gebracht hatte.

„In der That, das ist eine außerordentliche Geschichte," sagte Tschobei, der mit Entrüstung zugehört hatte. „Dieser Bansajémon war einst, ehe ich sein schwarzes Herz kannte, unter meiner Protection. Aber nachdem er den Sansa hier in der Nachbarschaft ermordet hatte, wurde er durch diese meine beiden Zöglinge verfolgt und gehörte seitdem nicht mehr zu meinem Hause."

Nachdem Tschobei seine beiden Zöglinge dem Umanosuké vorgestellt hatte, befahl er, einen neuen Anzug von Seide, wie er einem Edelmann zukommt, herbeizubringen, und als der lahme Jüngling seine Bettlerkleider bei Seite gelegt hatte, ließ Tschobei ihn ein Bad nehmen und frisiren. Dann beauftragte er Token Gombei, ihm ein gutes Quartier zu verschaffen und ihn zu pflegen. Zugleich ließ er einen geschickten Chirurg kommen und von ihm Umanosuké's Schenkelwunde einer regelmäßigen Cur unterwerfen.

Nach zwei Monaten war der Schmerz beinahe verschwunden, so daß er wieder leicht aufrecht stehen konnte; und als er nach Verlauf eines dritten Monats ein wenig herumzugehen vermochte, nahm ihn Tschobei in seinem eigenen Hause auf, indem er seinem Weibe und seinen Zöglingen sagte, es sei einer seiner Verwandten, der bei ihm auf Besuch weilen wolle.

Als Umanosuké nach einiger Zeit völlig wieder geheilt war, kam er eines Tages zum Beten in einen berühmten Tempel und da wurde er auf seinem Wege nach Hause von einem Regenschauer überfallen und suchte Schutz unter dem vorspringenden Dache eines Hauses in einem Theile der Stadt, Janagiwara genannt, um da die Aufhellung des Himmels abzuwarten. Nun traf es sich, daß an eben diesem Abend Gompatschi wieder unterwegs war auf einer seiner räuberischen Expeditionen, zu denen ihn seine Armuth und seine Liebe zu Komurasaki unwiderstehlich antrieben, und da er einen Samurai in der Dämmerung dastehen sah, setzte er auf ihn ein, ehe er ihn als Umanosuké, mit dem er als einem Freunde seines Patrons Tschobei vertraut war, erkannt hatte. Umanosuké zog sein Schwert, vertheidigte sich und gab dem Gompatschi einen Hieb über die Stirn, so daß dieser, sich überwältigt sehend, unter dem Deckmantel der Nacht entfloh. Umanosuké, in der Besorgniß, daß es seiner kürzlich geheilten Wunde schaden könne, verfolgte ihn nicht, sondern ging ruhig nach Tschobei's Haus. Als auch Gompatschi heimkehrte, erdichtete er eine Geschichte, um Tschobei über die Ursache seiner Stirnwunde zu täuschen.

Tschobei jedoch, der es zufällig mit anhörte, wie Umanosuké dem Gompatschi über seine Gottlosigkeiten Vorwürfe machte, kam bald hinter die Wahrheit, und da er nicht Lust hatte, ferner einen offenbaren Räuber und Mörder zu beherbergen, machte er dem Gompatschi eine Summe Geldes zum Geschenk und ersuchte ihn, nie wieder in sein Haus zu kommen.

Darnach theilte Tschobei, als er sah, daß Umanosuké seine volle Kraft wieder gewonnen hatte, alle seine Zöglinge in kleine Trupps und schickte sie aus, auf Bansajémon Jagd zu machen, damit die Vendetta zur Ausführung komme. Es wurde ihm bald kund, daß Bansajémon unter den Marktschreiern und Gauklern von Asakusa sein Leben friste. Das theilte er dem Umanosuké mit und dieser traf darnach seine Anstalten. Beide gingen am folgenden Morgen nach Asakusa, wo eben Bansajémon einen Haufen Landleute mit seinen Schwert-Kunststücken in Verwunderung setzte.

Umanosuké brach mitten durch die gaffende Menge hindurch und schrie:

„Du falscher, mörderischer Feigling, jetzt ist Deine Stunde gekommen! Ich, Umanosuké, der Sohn Umanojo's, bin hier, um Rache zu fordern für den Tod von drei unschuldigen Männern, die durch Deine Verrätherei um's Leben gekommen sind! Wenn Du ein Mann bist, so vertheidige Dich! Heute soll Deine Seele zur Hölle fahren!"

Mit diesen Worten setzte er wüthend auf Bansajémon ein, der, als er sah, daß Entkommen unmöglich sei, die Schläge zu pariren anfing. Aber sein feiges Herz erbebte vor

dem Rächer, und er lag bald blutend zu den Füßen seines Gegners. —

Wer könnte es nun aber schildern, wie Umanosuké dem Tschobei für seinen Beistand dankte, oder wie er, darnach in seine eigene Heimath zurückgekehrt, Schätze von Dankbarkeit in seinem Herzen aufspeicherte, indem er den Tschobei stets als seinen zweiten Vater betrachtete?

Auf diese Weise benutzte Tschobei seine Macht und sein Ansehen, um die Bösen zu strafen und die Guten zu belohnen, gab den Armen von seinem Ueberfluß und bot den Unglücklichen seinen Beistand, so daß sein Name weit und breit geehrt wurde.

Jetzt bleibt uns nur noch die tragische Art seines Todes zu berichten.

Wir haben schon oben erzählt, wie Herr Midsuno Dschurosajémon, das Oberhaupt der verbündeten Edelleute, mit seinen Versuchen, Tschobei, den Vater der bürgerlichen Otokodaté, zum Besten zu haben, gescheitert war, und wie dagegen dieser mit seinem schlagenden Witze nie verfehlte, des stolzen Edelmannes Pfeile auf ihn selbst zurückprallen zu lassen. Das Mißlingen dieser Angriffe wurmte den Dschurosajémon, der den Tschobei glühend haßte und sich an ihm zu rächen lechzte.

Eines Tages sandte er einen seiner Dienstleute zu Tschobei's Haus mit der Botschaft, daß der Herr Dschurosajémon sich freuen würde, Herrn Tschobei am folgenden Tag in seinem Hause zu empfangen und ihm eine Tasse Wein zu offeriren zur Vergeltung für die kalten Makkaroni, mit welchen er vor

einiger Zeit Seine Herrlichkeit gespeist hätte. Tschobei argwöhnte sogleich, daß der hinterlistige Edelmann bei dieser freundlichen Einladung einen Dolch in seinem Lächeln verborgen halte. Doch wußte er, daß wenn er aus Furcht wegbliebe, er als Poltron gebrandmarkt dastehn und sich zur Zielscheibe des Spottes der Edelleute machen würde. Da er nicht wollte, daß es dem Dschurosajémon gelingen solle, ihn in Schande zu bringen, ließ er seinen Lieblingszögling Token Gombei kommen und sprach zu ihm:

„Ich bin von Midsuno Dschurosajémon zu einem Trinkgelage eingeladen. Ich bin zwar überzeugt, daß dies nur eine Kriegslist ist, um an mir dafür Rache zu nehmen, daß ich ihn einmal zum Besten gehabt habe, und wer weiß, vielleicht will er in seinem Hasse mir sogar an's Leben gehen. Nichtsdestoweniger bin ich entschlossen, es darauf ankommen zu lassen und zu ihm zu gehen, und wenn ich zu rechter Zeit ein falsches Spiel bei ihm entdecke, so will ich versuchen, der Welt zu dienen, indem ich sie von einem Tyrannen befreie, der mit der Bedrückung hülfsbedürftiger Bauern und Bürger sein Leben verbringt. Da aber auf jeden Fall, selbst wenn ich ihn in seinem eigenen Hause tödte, mein eigenes Leben auf dem Spiele steht, so bitte ich Dich, morgen Abend mit einer Sargtonne*)

*) Die Leute von der geringsten Classe in Japan werden in hockender Stellung begraben und ihr Sarg ist daher eine Art Tonne. Für eine Person von Tschobei's Stellung hätte man die Bestellung eines viereckigen Sargkastens erwarten sollen. Es ist eine irrige Ansicht, wenn man meint, daß das Verbrennen der Leichen in Japan gewöhnlich sei. Nur ungefähr dreißig

zu kommen und meinen Leichnam von dem Hause dieses Dschurosajémon abzuholen."

Als Token Gombei den „Vater" so sprechen hörte, erschrak er und versuchte, ihm die Annahme der Einladung auszureden. Aber Tschobei's Entschluß stand fest, und ohne Gombei's Gegenvorstellungen zu beachten, gab er in Bezug auf die Verwendung seines Vermögens nach seinem Tode seine Instructionen und ordnete alle seine irdischen Angelegenheiten.

Am folgenden Tage gegen Mittag machte er sich fertig, zu Dschurosajémon's Hause zu gehen, wobei er einen seiner Zöglinge mit einem Huldigungsgeschenk*) voraufgehen ließ. Dschurosajémon, der den Tschobei mit Ungeduld erwartete, befahl seinen Dienstleuten, sobald er von seiner Ankunft hörte, ihn vorzuführen, und Tschobei trat in's Haus, nachdem er seinem Zöglinge noch einmal befohlen hatte, ohne Fehl am Abend wieder zu kommen, um ihn zu holen.

Kaum hatte er das Zimmer, das demjenigen, in welchem Dschurosajémon saß, zunächst war, erreicht, so sah er, daß sein

---

Procent der Todten von den niedrigen Classen, die größtentheils zu der Buddhistischen Monto-Secte gehören, werden verbrannt. Die Reichen und Edelleute beerdigt man in mehreren viereckigen Sargkasten, die einer in den andern gesteckt werden, in sitzender Stellung. Die Leichname werden durch Ausfüllung der Ohren, des Mundes und der Nase mit Zinnober vor rascher Auflösung bewahrt. Bei den sehr Reichen wird der ganze Sarg mit Zinnober gefüllt. Die Familien der Fürsten von Mito und einiger anderer Edelleute begraben ihre Todten in liegender Stellung.

*) Es ist Sitte, bei einer ersten Visite in einem Hause dem Eigenthümer desselben ein Geschenk darzubringen, der dann bei der Gegenvisite ein Geschenk von gleichem Werthe überbringt.

Verdacht nur zu gut begründet gewesen. Denn sogleich stürzten zwei Männer mit blanken Schwertern auf ihn los und versuchten ihn nieder zu machen. Er wich jedoch ihren Streichen behende aus, stellte dem Einen ein Bein, daß er hinfiel, und drückte den Andern so fest gegen die Wand, daß er den Athem verlor. Darnach präsentirte er sich so ruhig, als ob nichts geschehen wäre, dem Dschurosajémon, der, durch einen Spalt der Schiebethür blickend, die Niederlage seiner Leute mit angesehen hatte.

„Seid mir willkommen, Meister Tschobei," sagte er. „Ich hatte immer gehört, daß Ihr ein herzhafter Mann wäret, und ich hatte Lust, einmal zu sehen, von welchem Stoffe Ihr gemacht seid. Daher befahl ich meinen Leuten, Euren Muth heute ein wenig auf die Probe zu setzen. Wahrhaftig, das war ein Meisterstück, was Ihr da eben ausführtet. Nun bitte ich, entschuldigt diesen etwas rauhen Empfang, und kommt, laßt Euch neben mir nieder."

„Ich bitte, hoher Herr, laßt das gut sein," sagte Tschobei mit etwas ironischem Lächeln. „Ich weiß wohl, daß meine unbedeutende Geschicklichkeit sich nicht mit der eines edlen Samurai messen kann, und wenn diese beiden guten Herren so eben den Kürzeren zogen, so war das nur ein Zufall, — und weiter nichts."

Nachdem nun auf diese Weise die hergebrachten Complimente ausgetauscht waren, nahm Tschobei neben Dschurosajémon Platz, und die Diener brachten Weine und Eingemachtes herein. Ehe sie jedoch zu trinken anfingen, sagte Dschurosajémon:

Tod des Tschobei von Bandsuin.

„Ihr müßt ermüdet und ganz erschöpft sein, Meister Tschobei, nach Eurem langen Gange an diesem heißen Tage. Ich dachte, daß vielleicht ein Bad Euch erfrischen könnte und befahl meinen Leuten, eins für Euch fertig zu halten. Möchtet Ihr Euch nicht baden und es Euch bequem machen?"

Tschobei argwöhnte, daß dies blos ein Kniff sei, um ihn wehrlos zu machen, und ihn, nachdem er im Bade seine Waffen beiseite gelegt habe, unversehens überfallen zu können. Nichtsdestoweniger antwortete er höflich:

„Eure Herrlichkeit sind sehr freundlich. Mit Freuden nehme ich Euer gütiges Anerbieten an. Entschuldigt mich für einige Augenblicke."

Hiemit begab er sich in das Badezimmer und stieg, seine Kleider draußen lassend, in's Bad, in der vollen Ueberzeugung, daß dies der Ort seines Todes sein würde. Dennoch zitterte und zagte er nicht, ganz entschlossen, daß wenn er nun sterben müsse, doch Niemand ihn feige schelten solle.

Darauf rief Dschurosajémon seine Leute herbei und befahl ihnen:

„Geschwind, verschließt die Thür des Badezimmers! Wir haben ihn nun in Händen. Wenn er wieder herauskäme, würde mehr als einer von Euch es mit dem Verluste seines Lebens zu büßen haben. In offenem Kampfe ist er sechsen von Euch überlegen. — Verrammelt die Thür! sage ich, und

feuert unter dem Bade*) nach. Wir wollen ihn zu Tode kochen und ihn so los werden. Rasch! Ihr Kerle, rasch!"

Sie verschlossen die Thür und futterten das Feuer, bis das Wasser drinnen siedete und kochte. Tschobei versuchte in seinem Todeskampfe die Thür aufzureißen; aber Dschurosajémon befahl seinen Leuten, ihre Speere durch die Fugen der Gitter zu stoßen und ihm das Garaus zu machen. Zwei von den Speeren ergriff Tschobei und brach sie entzwei; aber zuletzt wurde er von einem tödtlichen Stoße unter den Rippen getroffen und starb als ein braver Mann von den Händen von Feiglingen.

Denselben Abend kam Token Gombei, der zur Verwunderung von Tschobei's Frau ein Sargfaß gekauft hatte, mit sieben andern Zöglingen, den „Vater der Otokodaté" von Dschurosajémon's Hause abzuholen, und als dessen Dienstleute sie erblickten, spotteten sie über sie und sagten:

„Wie! kommt Ihr, um Euren Trunkenbold von Meister in einer Sänfte abzuholen?"

„Nein!" sagte Gombei, „wir haben einen Sarg für seinen todten Körper gebracht, wie er es uns auftrug."

Als die Dienstleute das hörten, erstaunten sie über den Todesmuth Tschobei's, der mit vollem Bewußtsein seinem

*) Die Art von Bad, bei welchem das Wasser durch das Feuer eines von außen geheizten Ofens gewärmt wird, heißt „Gojémon-buro (Gojémon's Bad) nach einem berüchtigten Räuber, Namens Gojémon, der dem Taiko-Sama, dem berühmten Feldherrn und Regenten des sechszehnten Jahrhunderts, nach dem Leben trachtete und für sein Verbrechen dazu verurtheilt wurde, in Oel zu Tode gekocht zu werden, eine Art der Hinrichtung, die jetzt abgeschafft ist.

Schickſale entgegen gegangen war. Sie legten ſeinen Leib in das Sargfaß und übergaben daſſelbe ſeinen Zöglingen, welche ſeinen Tod zu rächen ſchworen. Nahe und fern trauerten und klagten die Armen und Verlaſſenen über den Tod dieſes guten Mannes. Sein Sohn Tſchomatſu erbte ſein Vermögen, und ſeine Frau blieb eine treue Wittwe bis an ihren Sterbetag, ſtets den Himmel bittend, daß ſie im Paradieſe mit ihm zuſammen in dem Kelche derſelben Lotusblume ſitzen möchte.

Häufig kamen die Zöglinge Tſchobei's zuſammen, darüber zu berathen, wie ſie ſeinen Tod rächen ſollten. Aber Dſchuroſajémon entſchlüpfte allen ihren Anſchlägen, denn da er von der Regierung in dem Tempel, welcher Kanjeiji genannt wird, zu Ujéno gefangen geſetzt wurde, wie in der Geſchichte von „Kaſuma's Rache" erzählt wird, ſo war er damit dem Bereiche ihres Haſſes gänzlich entzogen.

So lebte und ſtarb Tſchobei von Bandſuin, der Vater der Otokodaté von Jedo.

V.

Asakusa.

„Asakusa" und die japanischen Schau-, Lust- und Trauerspiele.

Uebersetzt aus einem japanischen Buche, betitelt „Jedo Hanjoki" oder „ein Führer durch die glückliche Stadt von Jedo", und aus andern einheimischen Quellen.

Asakusa ist der belebteste Platz in der Stadt Jedo. Derselbe ist besonders berühmt durch den Tempel „Sensoji" auf dem Hügel des Kinriu oder „des goldenen Drachen", welcher vom Morgen bis zum Abend voll von Besuchern ist, von Reichen und Armen, von Jungen und Alten in dicht zusammengedrängten Haufen.

Der Ursprung dieses Tempels war folgender: In den Tagen des Kaisers „Suiko", der im dreizehnten Jahrhundert regierte, fiel ein Edelmann, Namens Haschi no Nakatomo, in Ungnade, verließ den Hof und wurde „Ronin" oder „ein Herrenloser". Als solcher etablirte er sich auf jenem „Hügel des goldenen Drachen", mit zwei Gefährten, welche Brüder waren und Hinokuma Hamanari und Hinokuma Takénari

„Asakusa" und die japanischen Schau-, Lust- und Trauerspiele.

Uebersetzt aus einem japanischen Buche, betitelt „Jedo Hanjoki" oder „ein Führer durch die glückliche Stadt von Jedo", und aus andern einheimischen Quellen.

Asakusa ist der belebteste Platz in der Stadt Jedo. Derselbe ist besonders berühmt durch den Tempel „Sensoji" auf dem Hügel des Kinriu oder „des goldenen Drachen", welcher vom Morgen bis zum Abend voll von Besuchern ist, von Reichen und Armen, von Jungen und Alten in dicht zusammengedrängten Haufen.

Der Ursprung dieses Tempels war folgender: In den Tagen des Kaisers „Suiko", der im dreizehnten Jahrhundert regierte, fiel ein Edelmann, Namens Haschi no Nakatomo, in Ungnade, verließ den Hof und wurde „Ronin" oder „ein Herrenloser". Als solcher etablirte er sich auf jenem „Hügel des goldenen Drachen", mit zwei Gefährten, welche Brüder waren und Hinokuma Hamanari und Hinokuma Takénari

hießen. Diese drei Männer verfielen in große Dürftigkeit und machten sich, da sie sonst kein anderes Auskommen wußten, zu Fischern.

Nun begab es sich am sechsten Tage des dritten Monats des sechsunddreißigsten Jahres der Regierung des Kaisers Suiko (A. D. 1241), daß sie früh Morgens zum Asakusafluſſe hinabgingen, um zu fischen. Sie warfen ihre Netze aus, fingen aber keinen Fisch. Dagegen hatten sie bei jedem Wurfe ein Bildniß des Buddhistischen Gottes Kwannon in ihrem Netze. Sie warfen es wieder in's Wasser und schoben ihr Boot zu einer andern Uferstelle. Aber dasselbe Geschick folgte ihnen und nichts kam in ihr Netz, als das Bildniß des Gottes Kwannon. Darüber verwundert, brachten sie dies Bildniß in ihre Hütte und erbauteu unter eifrigen Gebeten auf dem goldenen Drachenhügel einen Tempel, in welchem sie es aufstellten. Der so begründete Tempel wurde bald durch Geschenke frommer und wohlhabender Personen der Art bereichert, daß er mit seinen erweiterten Baulichkeiten sich allmählig zu der Würde des vornehmsten Heiligthums von Jedo erhob. Eine Tradition sagt, daß das in dem Netze gefischte Bildniß des Kwannon eine Höhe von $1\,^{8}/_{10}$ Zoll gehabt habe.

Die Haupthalle des Tempels hat 60 Fuß im Quadrat, und ist mit vielen vergoldeten und versilberten Kunstwerken geschmückt, so daß kein Tempel schöner sein kann. Er hat zwei Eingangsthore. Das erste wird „das Thor des Wind- und des Donnergottes" genannt und ist mit den Bildnissen dieser beiden Götter geschmückt. Der Windgott hält einen Windsack

in der Hand und der Donnergott eine Trommel und einen Trommelstock.*) Der zweite Einlaß heißt „das Thor der Götter Nio", oder der beiden Fürsten, deren colossale und roth bemalte Statuen, schrecklich anzuschauen, an beiden Seiten stehen. Zu den genannten Thoren führt ein vierhundert Ellen langer Gang, der mit Bettlern und Krambuden angefüllt ist, in welchen Spielsachen und allerlei Kleinigkeiten für Kinder und Frauen feilgeboten werden. Wenn man durch „das Thor der Götter Nio" hindurchgeht, erblickt man die Haupthalle des Tempels. Zahllose Nischen und Altäre der Götter stehen in der Vorhalle und eine alte Frau erntet ihren Lebensunterhalt bei einem mit Wasser gefüllten Becken, zu welchem die Anbeter der beiden Götter kommen, um sich zu waschen, damit sie mit reinen Händen beten können. Im Innern der Halle sind die Bildnisse der Götter, Laternen, Leuchter, Weihrauchgefäße und eine große Geldkiste, in welche die Frommen ihre Gaben werfen, auch viele Votivtafeln**), auf denen die berühmten Götter und Göttinnen, sowie die Helden und Hel-

*) Dieses Thor wurde vor einigen Jahren durch Feuer zerstört.

**) Sir Rutherford Alcock behauptet in seinem bekannten Buche über Jedo, daß auch die Portraits der berühmtesten Courtisanen der Stadt in dem Tempel von Asakusa aufgehängt zu werden pflegten. Heutzutage sind solche Bilder jedenfalls daselbst nicht zu finden und keiner der Japaner, bei welchen ich nachfragte, hatte je von einer solchen Gewohnheit gehört. Die Priester des Tempels läugnen es, daß ihr Heiligthum je so herabgewürdigt worden sei, und wahrscheinlich ist obige Behauptung nur eine von den vielen wunderlichen Irrthümern, in welche die früheren Reisenden und Berichterstatter über Japan infolge von unvollkommener Kenntniß der Landessprache verfielen. Trotz Allem, was von Personen gesagt worden ist, die keine Gelegenheit

binnen des Alterthums abgebildet sind. Hinter dem Hauptkörper des Gebäudes befindet sich ein freier Raum, „Okujama" genannt, auf welchem junge und hübsche Schenkmädchen, nett gekleidet und geschminkt, die müden Pilger und Festtagsleute einladen, sich an Thee und Süßigkeiten zu erlaben. Außerdem giebt es auf diesem Platze allerlei Schauspiele zu besichtigen: Automaten, Akrobaten, Possenreißer, Zauberer, wilde Thiere, abgerichtete Affen, Figuren aus Papier und Holz, welche an die Stelle unserer europäischen Wachsfiguren treten. Alles dies zum Amusement der Kinder und Weiber. Es ist eine äußerst lebendige und muntere Scene, und hat nicht seines Gleichen in der Stadt.

Auf dem Platze Asakusa, wie allerdings fast überall in Jedo, finden sich auch viele Wahrsager, welche den Aberglauben der einfältigen Leute ausbeuten. Mit einem Büchelchen über Physiognomik, das sie auf ihrem Pulte vor sich hingelegt haben, rufen sie dem Einen zu, daß seine Stirn eine Gestalt und Bildung von übler Vorbedeutung habe, und dem Andern, daß der Abstand seiner Nase von seinen Lippen Unheil weissagend sei. Ihre Zungen bewegen sich wie fließendes Wasser, bis sie die Vorübergehenden auf ihr Pult aufmerksam gemacht haben. Wenn der Prophet einen Kunden findet, so schließt er seine Augen und murmelt, indem er seine zahlreichen Zauberstäbe ehrerbietig zur Stirne erhebt, allerlei Beschwörungs-

---

hatten, mit den Japanern von guter Erziehung zu verkehren, behaupte ich, daß in keinem Lande der Welt die öffentlichen Mädchen mehr verabscheut und tiefer herabgesetzt werden, als in Japan.

formeln zwischen den Zähnen. Alsdann, plötzlich die Stäbe in zwei Bündel theilend, verkündet er Böses oder Gutes, je nach der Anzahl, die er in jedem Bündel findet. Mit einem Vergrößerungsglase examinirt er das Gesicht des gläubigen Tropfes und die Linien seiner flachen Hand. Aus dem Schnitt der Kleider des Burschen und aus seinem ganzen Benehmen erkennt der Prophet, ob sein Kunde vom Lande oder aus der Stadt sei. „Ich fürchte, mein Herr," sagt er, „daß Sie bisher in Ihrem Leben nicht immer glücklich gewesen sind. Aber ich erkenne jetzt deutlich, daß in zwei oder drei Monaten ein großes Heil Ihrer harrt," oder auch, wenn er bemerkt, daß der Mann ernst und ängstlich drein schaut, spricht er wie ein ungeschulter Arzt, der seine Diagnose nach den Vorstellungen seines Patienten macht: „O weh! in sieben oder acht Monaten müßt Ihr Euch vor großem Unglück hüten. Doch darüber kann ich Euch für so geringen Lohn nicht Alles sagen". — Mit einem langen Seufzer legt er dann seine Zauberstäbe auf das Pult nieder, und der erschreckte Bauer fügt noch etwas Geld bei, um die ganze Summe des ihn bedrohenden Unheils zu erfahren, bis der schlaue Schelm von Prophet durch solche und andere Kniffe dem armen Narren am Ende seine ganze Börse geleert hat.

Die Classe von Wahrsagern, welche Itschiko heißen, geben Nachrichten von den Todten, oder auch von Solchen, die in entlegene Lande verreist sind. Der japanische „Itschiko" ist ganz dasselbe, was bei uns in Europa das spiritistische Medium vorstellt. Dies Gewerbe betreiben Frauenzimmer im Alter

von 15 bis 20 Jahren, die man mit einem Wahrsagerkasten von einem Fuß im Quadrat auf dem Rücken in den Straßen sieht. Sie haben keinen Laden oder festen Stand, sondern wandern umher, und werden in die Häuser ihrer Kunden eingeladen. Der Hergang bei der Beschwörung ist sehr einfach. Eine mit Wasser gefüllte Schüssel von Porzellan wird auf einen Präsentirteller gestellt. Der Anfragende schreibt den Namen der Person, mit welcher er in Verbindung zu treten wünscht, auf einen langen Papierstreifen, macht daraus eine Rolle, taucht diese in's Wasser und bespritzt damit dreimal die Itschiko oder die Frau, welche die Rolle des Mediums übernimmt. Diese, mit dem Ellenbogen auf ihren Zauberkasten gestützt und den Kopf auf die Hand gelehnt, murmelt Gebete und Beschwörungsformeln, bis sie die Seele der todten oder abwesenden Person herbeigerufen hat, von der nun angenommen wird, daß sie das Medium beseelt und durch den Mund desselben die vorgelegten Fragen beantwortet. Die Prophezeihungen, welche die Itschiko während ihrer Verzückung ausspricht, werden von dem abergläubischen Volk in hoher Achtung gehalten.

Nahe bei Asakusa befindet sich die Theaterstraße. Die Schauspielhäuser heißen auf Japanisch „Schiba-i", „Rasenplätze"*), weil die ersten Schauspiele im Freien auf dem Rasen

*) In Dr. Hepburn's Dictionnair der japanischen Sprache werden für das Wort „Schiba-i" die chinesischen Schriftzeichen „tschi tschang" (oder nach Morrison: Keih tschang) „Theaterarena" gegeben. Die dafür herkömmlichen Schriftzeichen, welche die correktere Etymologie für sich haben, sind „chih chu" (che keu nach Morrison), „der Platz der Pflanzen" oder „Rasenplatz".

aufgeführt wurden. Das Drama hatte in Japan wie auch in andern Ländern einen religiöſen Urſprung. Unter der Regierung des Kaiſers Heijô (A. D. 805) erfolgte plötzlich eine vulkaniſche Depreſſion des Bodens nahe bei dem kleinen See, welcher „Saruſawa" oder „der Affen-Moraſt" hieß, bei Nara in der Provinz Jamato, und ein giftiger aus der Höhlung aufſteigender Rauch ließ Alle, die innerhalb ſeines verderblichen Einfluſſes kamen, in Krankheit fallen. Die Leute brachten daher große Quantitäten von Brennholz herbei, das ſie anzündeten, um damit die giftigen Dünſte zu vertreiben. Das Feuer, welches als eine „männliche Potenz" betrachtet wird, würde, ſo glaubten die Leute, ſich mit dem mephitiſchen Dunſte, einer „weiblichen Potenz", aſſimiliren und als ein Gegengift gegen ihn wirken.*) — Außerdem noch wurde als ein ferneres Mittel zur Bannung des Uebels der „Sambaſo-Tanz" auf einem Raſenplatze in der Nähe des Tempels „Kofukuji" aufgeführt. Durch dieſes Mittel wurden die giftigen Dünſte beſeitigt und zugleich entſtand dabei das Drama. Der Sambaſo-Tanz wird noch heutzutage bei theatraliſchen Vorſtellungen als ein Vorſpiel aufgeführt. Ein Schauſpieler, der, um langes Leben und Glück anzudeuten, als ehrwürdiger alter Mann angethan auftritt, tanzt ihn.

Dieſe ganze erſte Entſtehungsgeſchichte des japaniſchen

*) Dies bezieht ſich auf die chineſiſche Doctrin von „Jang" und „Jin", den männlichen und weiblichen Potenzen, welche durch die ganze Schöpfung gehen.

Dramas findet ſich in dem Buche „Joku Nihon ki" oder „die Supplementar-Geſchichte Japan's".

Drei Jahrhunderte ſpäter, während der Regierung des Kaiſers Toba (A. D. 1108), lebte eine Frau mit Namen Iſſo no Senji, welche man als die Mutter des neueren japaniſchen Dramas betrachtet. Ihre Leiſtungen ſcheinen jedoch nur in Tänzen und mimiſchen Darſtellungen, die ſie in dem Coſtüme der Edelleute des Hofes ausführte, beſtanden zu haben. Ihre Tänze wurden daher „Otoko-mai" oder „Männertänze" genannt. Ihr Name iſt nur deswegen der Erwähnung werth, weil er bei den Schauſpielern noch immer hoch gefeiert wird. —

Erſt im Jahre 1624 eröffnete ein Mann Namens Sarukawa Kanſaburo auf Befehl des Schogun das erſte Theater zu Jedo in der Nakabaſchi- oder mittleren Brückenſtraße, wo es acht Jahre lang blieb, worauf es in die Ningijo- oder Puppenſtraße verlegt wurde. Die Geſellſchaft dieſes Theaters wurde von zwei Familien mit Namen „Miaki" und „Itſchimura" gebildet, die aber ihre Privilegien nicht lange genoſſen, denn im Jahre 1644 finden wir eine dritte Familie, die der Jamamura, welche ein Concurrenz-Theater in der „Kobiki" oder Holzſtraße begründeten.

Im Jahre 1651 machte ſich die aſiatiſche Gewohnheit, Perſonen deſſelben Berufes in derſelben Stadtgegend zuſammenzuhalten, in Jedo auch dadurch wieder geltend, daß alle Schauſpielhäuſer auf den Platz, den ſie jetzt inne haben, verlegt wurden. Derſelbe erhielt den Namen Saruwakaſtraße nach

jenem Sarumaka Kanſaburo, dem Gründer des Dramas in Jedo.

Die Theater-Vorſtellungen dauern von 6 Uhr des Morgens bis 6 Uhr Abends. In dem Augenblicke, wo im Oſten der Tag anbricht, vernimmt man die den Anfang des Schauſpiels verkündende Trommel und der Sambaſotanz wird getanzt als ein Vorſpiel, dem die Tänze der berühmten Schauſpieler der alten Zeit nachfolgen. Dieſe heißen „Waki Kijogen" oder „Extra-Aufführungen."

Der Tanz von Nakamura ſtellt den Dämon Schubendoji dar, ein Ungethüm, das von dem Helden Jorimitſu vernichtet wurde, wie in folgender Legende erzählt wird:

Im Anfange des elften Jahrhunderts, als „Itſchijo der Zweite" Kaiſer war, lebte der Held Jorimitſu. In jenen Tagen wurden die Bewohner von Kijoto von einem böſen Geiſte, der neben dem Raſchothor ſeinen Sitz hatte, geſtört und geplagt. Eines Abends, da Jorimitſu ſich mit ſeinen Geſellen luſtig machte, ſprach er: „Wer wagt es hineinzugehen und den Dämon des Raſchothores herauszuforbern und am Thore ein Zeichen zu hinterlaſſen, daß er dort geweſen ſei"? — „Das will ich thun," antwortete Tſuna, der alsbald ſeine Rüſtung anlegte, ſein Roß beſtieg und durch die dunkle Nacht zum Raſchothore hinausritt. Nachdem er ſeinen Namen auf das Thor geſchrieben hatte und eben im Begriff war, zurückzukehren, fing ſein Pferd an vor Furcht zu zittern und eine vom Thore herauslangende mächtige Hand ergriff des Reiters Helm im Nacken. Tſuna, ganz unerſchrocken, verſuchte ſich zu befreien. Da dies

vergebens war, zog er ſein Schwert und hieb des Dämons Arm ab. Der Geiſt verſchwand mit Geheul und Aechzen in der Finſterniß. Aber Tſuna führte den Arm im Triumphe nach Hauſe, und verſchloß ihn in einen Kaſten. In einer folgenden Nacht erſchien ihm der Dämon in der Geſtalt einer Tante Tſuna's und ſprach: „Ich bitte Dich, zeige mir den Arm des Unholds". Tſuna antwortete: „Ich habe ihn noch Niemandem gezeigt, aber Du ſollſt ihn ſehen"! — So brachte er den Kaſten herbei und öffnete ihn, als plötzlich ein ſchwarzer Dunſt die Tantengeſtalt einhüllte und der Dämon, der nun ſeinen Arm wieder hatte, verſchwand. — Von dieſem Augenblicke an wurden die Leute mehr als je von dem böſen Geiſte geplagt, der jetzt alle die ſchönſten Jungfrauen von Kijoto in die Wildniß entführte, ſo daß kaum ein hübſches Mädchen in der Stadt übrig blieb. Darüber wurde der Kaiſer ſehr traurig und er befahl nun dem Jorimitſu das Ungeheuer gänzlich zu vernichten, und der Held machte ſich fertig und ritt mit vier zuverläſſigen Reitern und noch einem andern großen Capitain hinaus, um in den Verſtecken der Gebirge nachzuſuchen. Als dieſe Helden eines Tages durch ein weit entlegenes Thal ritten, trafen ſie mit einem alten Manne zuſammen, der ſie bat, in ſeine Wohnung einzutreten, wo er ſie freundlich aufnahm und ihnen Wein zum Trinken vorſetzte. Auch gab er ihnen, als ſie wieder aufbrachen, beim Abſchiede noch mehr Wein, auf die Reiſe mitzunehmen. Dieſer alte Mann nun war ein Berggeiſt. Wie ſie weiter ritten, begegnete ihnen ein ſchönes Mädchen, die blutbefleckte Kleider

in dem Bache des Thales wuſch, und bitterlich dazu weinte. Befragt, warum ſie Thränen vergöſſe, antwortete ſie: „Meine Herren, ich bin ein Mädchen von Kijoto, das der Dämon entführt hat. Er läßt mich ſeine Kleider waſchen, und wenn er meiner überdrüſſig iſt, dann wird er mich tödten und verſpeiſen. Ich bitte Euch Herren, rettet mich!" — Darauf baten die ſechs Helden das Mädchen, ſie zu des Ungeheuers Höhle zu führen, in welcher hundert Teufel die Wache hielten und ihm aufwarteten. Das Mädchen ging zuerſt hinein und meldete dem Unhold die Ankunft der Helden. — Er in der Abſicht ſie zu erſchlagen und zu verſpeiſen, rief ſie herein. Sie gingen in die Höhle, die von dem Blute und Fleiſche von Menſchen ſehr übel roch, und ſie wurden des Schubendoji, dieſes gewaltigen Ungeheuers mit dem Kopfe eines kleinen Kindes anſichtig. Die ſechs Männer boten ihm den Wein an, den dieſe von dem Berggeiſte empfangen hatten, und er, innerlich lachend, trank und wurde luſtig, ſo daß allmählig der Wein ihm zum Kopfe ſtieg und ihn in tiefen Schlaf verfallen ließ. Die Helden, die auch ſo thaten, als ob ſie ſchliefen, erſpähten einen Augenblick, wo die dienenden Teufel nicht aufpaßten, und Jorimitſu, der ſah, daß Alles ganz ſtill war, zog ſein Schwert und hieb dem Schubendoji das Haupt ab. Dieſes ſprang in die Höhe und ſchnappte nach Jorimitſu, der aber unverletzt blieb, weil er glücklicher Weiſe zwei Helme über dem andern angelegt hatte. Nachdem ſie auch alle andern Teufel erſchlagen hatten, kehrten die Helden und das befreite Mädchen nach Kijoto zurück, brachten den Kopf des Schubendoji dahin,

legten ihn vor dem Kaiſer nieder. Der Ruhm ihrer That verbreitete ſich weit unter dem Himmelsgewölbe aus.

Dieſer Schubenboji iſt nun der Popanz, der in dem Nakamuratanz vorgeführt wird.

In dem Itſchimuratanze treten die ſieben Götter des Reichthums auf, und in dem Moritatanze ſpielt die Hauptrolle ein großer Affe, der das Weintrinken verſinnbildlichen ſoll.

Sobald die Sonne am Himmel emporzuſteigen beginnt, werden mit Gemälden und goldenen Schriftzügen bedeckte Schilder ausgehängt und die ſchauluſtige Menge ſtrömt dem Theater zu. Die Landleute nehmen ihr Frühſtück haſtig ein, und Weiber und Kinder, die ſchon um Mitternacht aufgeſtanden ſind, um ſich zu ſchminken und zu ſchmücken, kommen aus allen Richtungen des Compaſſes herbei, um die Gallerie zu füllen, welche mit Vorhängen, ſo bunt wie die Farben des Regenbogens, verhangen iſt. Wenn das Spiel einen tragiſchen Gegenſtand behandelt, werden die Zuſchauer alsbald ſo ergriffen und gerührt, daß ſie weinen, bis ſie ihre Hemdsärmel ausringen müſſen, um ſie wieder trocken zu machen. Wenn es ein komiſches Stück iſt, ſo lachen ſie, bis ſie faſt ihre Kinnbacken verrenkt haben. Die kleinen Kunſtgriffe, Ränke und Kniffe in den japaniſchen Dramen ſpotten aller Beſchreibung und die Schauſpieler entwickeln eine ſo behende und gewandte Grazie wie der Flug der Schwalben. Der Triumph verfolgter Tugend und die Beſtrafung böſer Thaten bilden jedesmal die Krone der Intrigue. Wenn ein ſehr beliebter Schauſpieler auftritt, wird er mit Jubel aufgenommen. Scherz

und Zeitvertreib ſind die Loſung des Tages und Arme und Reiche vergeſſen die Sorgen, welche ſie zu Hauſe hinter ſich gelaſſen haben. Und doch iſt nicht Alles bloßer Spaß, denn in jedem Luſtſpiele ſteckt auch eine Moral, und wird eine praktiſche Lehre gepredigt.

Die Themas der Stücke ſind vornehmlich aus der Geſchichte Japan's genommen, wobei aber fingirte Namen der Heroen den hiſtoriſchen ſubſtituirt werden. Und eben in dieſen populären japaniſchen Comödien und Tragödien muß man Nachrichten und Berichte über die politiſchen Ereigniſſe der letzten zweihundert und fünfzig Jahre ſuchen. Denn es iſt nur eine einzige offenherzige und dreiſte Geſchichte dieſer Zeit veröffentlicht worden, von welcher noch dazu nur wenige Abdrücke genommen ſind, da ihre weitere Verbreitung von der Regierung des Schogun's ſtreng verboten wurde.*) In jenen populären Dramen aber werden die Geſchichten mit großer Genauigkeit und ganz im Detail wiedergegeben, ſo daß zuweilen eine Reihe von Vorſtellungen nöthig wird, um eine Begebenheit vollſtändig vorzuführen.

Die Japaner ſind, was Scenerie und Decoration der Bühne betrifft, den Chineſen weit voraus, und ihre Schauſpiele ſind zuweilen ganz muſterhaft ausgeſtattet. Eine bewegliche und drehbare Bühne ſetzt ſie in Stand, mit großer Schnelligkeit von einer Scene zu einer andern überzugehen.

*) Dies ſind „die Annalen des großen Friedens" („Tai Hei Nem-pijo") ein äußerſt ſeltenes Werk, von welchem nur zwei der drei Copien ihren Weg in europäiſche Bibliotheken gefunden haben.

Schauſpieler erſten Ranges empfangen als jährliches Gehalt wohl eintauſend Rijos (ungefähr dreihundert Pfund Sterling). Das wird indeß als eine hohe Beſoldung betrachtet, und manche Andere müſſen vor dem Publikum für nicht viel mehr, als für ihre tägliche Reisportion einherparadiren. Für einen geſchickten jungen Acteur iſt es beinahe Belohnung genug, wenn ihm erlaubt wird, in eine Truppe einzutreten, in welcher ſich irgend ein berühmter Stern befindet. Der Sold eines Schauſpielers hängt indeß auch von dem Glücke, das ſein Theater macht, ab; denn dramatiſche Aufführungen werden oft als Speculationen von wohlhabenden Leuten unternommen, welche ihre Truppe nach dem Verhältniſſe ihres eigenen Gewinnes beſolden. Außer ſeinem regelmäßigen Solde hat ein beliebter japaniſcher Acteur noch eine kleine Quelle des Gewinnes in ſeinen Gönnern, die ihre Börſen in liberaler Weiſe für das Privilegium, das Verſammlungszimmer der Schauſpieler während der Zwiſchenacte beſuchen zu dürfen, offen halten. Die Frauenrollen werden immer von Männern beſetzt, wie dies auch bei uns in alten Tagen der Fall war.

In Bezug auf die große Popularität der Schauſpiele erzählt man ſich, daß im Jahre 1833 als zwei ſehr geſchätzte Schauſpieler mit Namen Bando Schuka und Segawa Roko, Beide ausgezeichnete Darſteller von Frauenrollen, zur ſelben Zeit ſtarben, das Volk von Jedo zu Himmel und Erde klagte und tief trauerte; und wenn eine Million Rijos dieſe Beiden wieder hätte lebendig machen können, ſo würde das Geld zuſammengekommen ſein. Tauſende ſtrömten zu ihrer Leichen-

feier, und der reiche Schmuck ihrer Särge und die auf ihnen niedergelegten prachtvollen Gewande wurden allgemein bewundert.

„Als ich das hörte," ſagt Terakado Seiken, der Autor des „Jedo Hanjoki," „erhob ich meine Augen zum Himmel und ſeufzte tief. Ach, als mein Freund Saito Schimei, ein ſehr gelehrter und guter Mann, ſtarb, da fand ſich kaum ſo viel Geld, wie nöthig war, ihn zu beerdigen; ſeine armen Schüler und Freunde machten eine Subſcription, um ihm einen anſtändigen Sarg zu verſchaffen. Ach! Ach! er war ein Lehrer, der von Jugend auf ſeine Eltern geehrt hatte, und deſſen Herz keine Verſtellung kannte. Wenn ſeine Freunde in Verlegenheit waren, ſo ſorgte er für ihre Bedürfniſſe; er ſcheute keine Mühe, um ſeinen Mitmenſchen Belehrung zu verſchaffen. Seine Gutmüthigkeit und Mildthätigkeit waren über alles Lob erhaben; unter dem blauen Himmel und am hellen Tage that er nie etwas Schimpfliches. Seine Verdienſte waren gleich denen der Weiſen der alten Zeit. Aber weil er nicht die Schlauheit des Fuchſes oder des Dachſes beſaß, erwarb er ſich keine reichen und hohen Gönnerſchaften, blieb arm bis an das Ende ſeiner Tage und fand keine Gelegenheit, den Leuten ſeinen Werth bekannt zu machen. Wehe! wehe!" —

Das Drama iſt in Japan ausſchließlich ein Vergnügen der mittleren und niederen Stände. Die Etiquette verbietet es den Japanern von hohem Range, bei irgend einer öffentlichen Schauſtellung ſich ſehen zu laſſen, nur die Ringſpiele einzig und allein ausgenommen. Doch werden zuweilen Schauſpieler eingeladen,

privatim aufzutreten und Mylord und ſeine Ladies zu amuſiren; und es giebt eine Art klaſſiſcher Oper, „No" genannt, welche auf Bühnen aufgeführt wird, die in den Paläſten der vornehmſten Edelleute ſpeciell für den Zweck gebaut ſind. Dieſe „No's" ſtellen die Beluſtigungen und Zeitvertreibe dar, durch welche die Sonnengöttin aus der Höhle, in der ſie ſich verborgen hatte, hervorgelockt wurde, ein Märchen, das ſich auf eine Sonnenfinſterniß beziehen ſoll. Unter der Regierung des Kaiſers Jomei (A. D. 586 — 593) erhielt Haba Kawakatſu, ein in Japan geborner Mann, aber von chineſiſcher Herkunft, vom Kaiſer den Befehl, ein Schauſpiel abzufaſſen, um damit die Gunſt und Gnade der Götter zu gewinnen und dem Lande Heil und Glück zu verſchaffen. Kawakatſu ſchrieb dreiunddreißig Schauſpiele, denen er Bruchſtücke aus den Dichtern Japan's mit der Begleitung muſikaliſcher Inſtrumente beifügte. Zwei Schauſpieler, mit Namen Takéta und Hattori, die ſich bei den Aufführungen ganz beſonders ausgezeichnet hatten, erhielten den Auftrag, noch andere ähnliche Stücke zu ſchreiben, und alle dieſe Productionen ſind bis auf den heutigen Tag erhalten worden. Da die „No's" die fromme Tendenz haben, das Heil des Vaterlandes zu fördern, ſo werden ſie von den Edelleuten des Hofes, den Daimios und vom ganzen Kriegerſtande in hoher Achtung gehalten. In früheren Tagen durften nur Edelleute in dieſen heiligen Schauſpielen auftreten, doch iſt dies jetzt auch gewöhnlichen Schauſpielern geſtattet.

Die „No's" werden in gewiſſen Reihen oder Abtheilungen

abgeſpielt. Die erſte Reihe iſt ganz beſonders den Bitten um die Gunſt der Götter gewidmet. Die zweite iſt beſtimmt, die böſen Geiſter zu ſchrecken, und die Beſtrafung von Verbrechen zu ſichern; ſie werden in voller Waffenrüſtung aufgeführt. Die dritte Abtheilung hat eine friedlichere Tendenz, und ihr beſonderes Thema iſt die Darſtellung von Allem, was ſchön und gefällig iſt. Die Schauſpieler tragen dabei häßliche Perrücken und Masken, nicht unähnlich denen der alten Griechen, dazu prachtvolle Kleider von Brokat. Die Masken, welche der Privatſchauſpielertruppe des Schoguns gehören, ſind viele Jahrhunderte alt und ſie ſind ſorgfältig wie Erbſtücke von Geſchlecht zu Geſchlecht aufbewahrt worden. Sie ſind von dünnem, fein lackirtem Holze gemacht. Man bewahrte jede in einem ſeidenen Sacke beſonders auf, und ſo erhielten ſie ſich unverſehrt im Laufe der Zeiten.

Neuerdings, während der Anweſenheit des Herzogs von Edinburgh in Jedo, wurde dieſe Truppe aufgefordert, in dem „Jaſchiki" des Fürſten von Kiſchiu, welches den Ruf hat, der ſchönſte Palaſt in Jedo zu ſein, eine Vorſtellung zu geben. So viel ich weiß, ſind Ausländer früher nie bei einem Schauſpiele dieſer Art zugegen geweſen, und es mag den Leſern daher nicht unintereſſant ſein, hier einen Augenzeugenbericht zu empfangen:

Dem Hauptſalon, in welchem Seine königliche Hoheit ſaß, gegenüber, und von ihm durch einen ſchmalen Raum geſchieden, befand ſich eine bedeckte Bühne, die von dem Verſammlungszimmer der Schauſpieler längs einer langen Gallerie unter

einem Winkel von 45 Graden erreicht wurde. Ein halbes Dutzend Muſiker marſchirten in Ceremoniecoſtüm langſam längs dieſer Gallerie heran, ließen ſich auf der Bühne nieder und verbeugten ſich mit feierlichem Ernſte. Alsdann begannen die Vorſtellungen. Scenerie und Decorationen waren nicht vorhanden. Die Beſchreibungen des Chors und der Schauſpieler vertraten deren Stelle. Der Dialog und die Ausſprüche des Chors wurden in einer Art von Recitativ gegeben und von einer Papagenopfeife, Flöte, Trommel und andern claſſiſchen Inſtrumenten begleitet. Sie waren völlig unverſtändlich. Die alte Poeſie der Japaner iſt voll von Wortſpielen und ſpitzfindigen Räthſeln, und es war für mich eine ziemlich ſchwierige Aufgabe, mit Hülfe japaniſcher Literaten die Inhaltsanzeige der verſchiedenen Stücke im Voraus abzufaſſen.

Das erſte Stück hatte den Titel: „Hatſchiman vom Bogen". Hatſchiman iſt der Name, unter welchem der Kaiſer Otſchin (A. D. 270 — 312) als Kriegsgott angebetet wird. Er wird hauptſächlich ſeiner wunderbaren Geburt wegen vergöttert. Seine Mutter, die Kaiſerin Dſchingo, trug ihn durch die Kraft eines magiſchen in ihrem Gürtel befeſtigten Steins drei Jahre lang in ihrem Schooße, und führte während der Zeit ihrer Schwangerſchaft einen langen Krieg mit Korea, das ſie eroberte. Die Zeit des Stücks iſt unter die Regierung des Kaiſers Uda des Zweiten verlegt (A. D. 1275 — 1289). Im zweiten Monat des Jahres pflegen Schaaren von Pilgern zu Hatſchiman's Tempel auf dem Berge Otoko zwiſchen Oſaka nnd Kijoto herbeizuſtrömen. — Dies Alles ſetzt der Chor aus-

einander. Einer derſelben tritt im Namen des Kaiſers auf und hält eine Rede, in welcher er den Frieden und den blühenden Zuſtand des Landes beglückwünſcht. Der Chor folgt ihm in demſelben Tone nach. Sie beſingen das Lob Hatſchiman's und des regierenden Kaiſers. Ein alter Mann tritt herein, der in einem brokatnen Beutel etwas trägt, was einem Bogen ähnlich ſieht. Auf die an ihn gerichtete Frage, wer er ſei, antwortet er, daß er ein hochbejahrter Tempeldiener ſei, und daß er dem Kaiſer ſeinen Maulbeerholzbogen zu überbringen wünſche. Da er viel zu gering ſei, um ſich bei der Majeſtät zu melden, ſo habe er dieſes Feſt abgewartet, in der Hoffnung, daß ſich ihm da eine Gelegenheit zur Annäherung bieten möchte. Er erklärt dann, daß die himmliſchen Götter mit dieſem Bogen, und mit gewiſſen aus Wermuthholz gemachten Pfeilen den Weltfrieden hergeſtellt hätten. Aufgefordert, ſeinen Bogen zu zeigen, weigert er ſich; derſelbe iſt ein myſtiſcher Protector des Landes, welches in alten Tagen vom Maulbeerbaum überſchattet wurde. Der im Lande waltende Frieden wird einer Windſtille auf dem Meere verglichen. Der Kaiſer iſt das Schiff und ſeine Unterthanen ſind das Waſſer. Der alte Mann verweilt dann in ſeiner Rede bei der Schilderung der uralten Verehrung Hatſchiman's und erzählt, wie ſeine Mutter, die Kaiſerin Dſchingo, vor ihrem Angriff auf Korea den Göttern geopfert habe, und wie die gegenwärtige Blüthe Japan's der Annahme ihrer Opfer zugeſchrieben werden müſſe. — Darauf offenbart der alte Mann, daß er der Gott Hatſchiman ſelbſt in Verkleidung ſei, und verſchwindet. Der Bote des Kaiſers,

von Staunen und Ehrfurcht ergriffen, erklärt, daß er ſogleich nach Kijoto eilen müſſe, um dem Kaiſer über das Geſchaute zu berichten. Der Chor verkündet, daß ſüße Muſik und liebliche Düfte vom Berge ausſtrömen. Und dann endigt das Stück mit Beglückwünſchungen zu der ſichtbaren Gunſt der Götter und insbeſondere Hatſchiman's. —

Das zweite Stück hieß Tſunémaſa. Tſunémaſa war ein Heroe aus dem zwölften Jahrhundert, der in den Bürgerkriegen umkam. Er war berühmt wegen ſeiner Kunſt in der Behandlung der Biwa, der japaniſchen vierſaitigen Laute:

Ein Prieſter tritt auf und verkündet, daß ſein Name Gijokei ſei, und daß er, bevor er ſich aus der Welt zurückgezogen, eine hohe Stelle am Hofe inne gehabt habe. Er erzählt ferner, wie Tſunémaſa während ſeiner Jugend der Liebling des Kaiſers geweſen, ſpäter aber während der Bürgerkriege in dem weſtlichen Meere umgekommen ſei. Während ſeines Lebens gab ihm der Kaiſer eine Laute, genannt „Seiſan, der Azurberg". Dieſe Laute wurde bei ſeinem Tode in einem zu ſeinen Ehren errichteten Altare verborgen, und bei ſeinem Begräbniſſe wurden auf den beſonderen Befehl des Kaiſers während ſieben Tage Muſikſtücke und Schauſpiele in dem Palaſte aufgeführt. Die Scene iſt ganz nahe zu dem Altar gelegt. Der einſame und ehrfurchtgebietende Anblick des Orts wird beſchrieben. Obgleich der Himmel klar iſt, ſäuſelt doch der Wind durch die Bäume, wie das Geräuſch eines fallenden Regens, und obwohl es Sommer iſt, ſo blinkert doch der Mondſchein auf dem Sande wie Rauchfroſt. Die ganze Natur ſcheint traurig und nieder-

geſchlagen. Der Geiſt tritt auf und ſingt, daß er Tſunémaſa's Geiſt iſt, und daß er gekommen iſt, um denen, die ſeine Todtenfeier ſo fromm begangen haben, zu danken. Niemand antwortet ihm. Die Stimme des Geiſtes wird immer ſchwächer und ſchwächer, und zuletzt ſchwebt nur noch eine weſenloſe, undeutliche und illuſoriſche Viſion über dem Schauplatze, auf welchem er einſt ſeine Thaten verrichtete. Der Prieſter ſinnt über die Erſcheinung nach. Iſt es Traum oder Wirklichkeit? Wunderbar! Der Geiſt kehrt zurück und ſpricht noch einmal von früheren Tagen, wie er als Kind in dem kaiſerlichen Palaſte lebte, und wie er die Azurberglaute vom Kaiſer empfing, jene Laute mit den vier Saiten, mit denen ſeine Hand einſt ſo vertraut war. Der Chor beſchreibt ſingend die Tugenden Tſunémaſa's, ſeine Gutherzigkeit, ſeine Gerechtigkeit, humane Geſinnung, Talente und Wahrheitsliebe; ferner ſeine Liebe zur Poeſie und Muſik; die Bäume, die Blumen, die Lüfte, der Mond — Alles hatte Reize für ihn. Der Geiſt beginnt auf der Azurberglaute zu ſpielen und die aus dem magiſchen Inſtrumente hervorgelockten Töne ſind ſo lieblich, daß Jedermann glaubt, es ſei ein vom Himmel herabrauſchender Regenſchauer. Der Prieſter erklärt aber, daß es nicht Regentropfen, ſondern die Klänge der Zauberlaute ſeien. Die Töne der erſten und zweiten Saite ſind gleich dem in den Pinien ſäuſelnden Winde, und die Töne der dritten und vierten gleichen dem Geſange der Vögel und dem Rufe der Faſanen, wenn ſie ihre Jungen locken. Dann folgt eine Rhapſodie zum Preiſe der Muſik. Ach könnten ſolche Weiſen doch für immer dauern! Der Geiſt beklagt ſein Geſchick, daß

[illegible]

). Will das Wetter ſich ändern? Werden Wolken und
rmiſche Wogen dem Sonnenſcheine und der Ruhe folgen?
üſſen die Fiſcherleute heimwärts flüchten? — Nein. Es iſt nur
r ſanfte Frühlingswind, der die ſteifen Fichtenbäume blos wenig
wegt, und man hört die Wellen kaum an's Ufer rauſchen.
ie Leute mögen in Sicherheit weiter fiſchen. Der Fiſcher
ählt dann, wie, während er den Anblick bewunderte, Blumen
m Himmel herabzuregnen anfingen, und wie ſüße Muſik
e Luft erfüllte, und wie dieſe von zauberiſchen Wolgerüchen
rchduftet war. Als er aufwärts blickte, ſah er an einem
ichtenbaume das Flügelpaar einer Fee hängen, das er herab
hm, nach Hauſe brachte und einem Freunde zeigte, mit der
bſicht, es als eine Reliquie in ſeinem Hauſe aufzubewahren.
ine himmliſche Fee erſcheint und fordert das Flügelpaar zu-
ück. Aber der Fiſcher hält ſeinen gefundenen Schatz feſt. Sie
rklärt dies Verfahren für lieblos und ungerecht, ein Sterb-
icher habe nicht das Recht, Das zu ſich zu nehmen, was den
een gehöre. Er erklärte, daß er das Flügelpaar den Nach-
ommen, als einen koſtbaren Schatz des Landes überliefern
olle. Die Fee beklagt ihr Loos. Wie kann ſie ohne ihre
edern und Flügel zum Himmel heimkehren? Sie ruft die ihr
ewohnten himmliſchen Freuden, die ihr nun nicht mehr zu-
änglich ſind, in's Gedächtniß zurück. Sie ſieht die wilden
änſe und die Möwen zum Himmel auffliegen und ſehnt ſich
nach ihrer Elf-

Meer hat ſeine Wogen, ſeine Ebbe
blaſen, wohin es ſie gelüſtet.
bt es keine bewegende Kraft.

Sie muß auf der Erde bleiben. Endlich, von ihren Klagen gerührt willigt der Fiſcher ein, ihr das Flügelpaar zurückzugeben, jedoch unter der Bedingung, daß die Fee vor ihm tanzen und himmliſche Muſik ſpielen ſoll. Sie willigt ein, aber, ſagt ſie, ſie könne ohne ihr Flügelpaar nicht tanzen, und müſſe dies daher erſt wieder haben. Der Fiſchermann verweigert die Herausgabe, weil ſie dann zum Himmel fliegen würde, ohne das Pfand eingelöſt zu haben. Die Fee wirft ihm ſeinen Mangel an Vertrauen vor. Wie ſollte denn ein himmliſches Weſen einer Falſchheit fähig ſein? Er fühlt ſich beſchämt und giebt ihr das Flügelpaar. Sie legt es an und beginnt zu tanzen, zugleich die Freuden des Himmels beſingend, wo ſie eine der fünfzehn himmliſchen Mägde iſt, die den Mond bedienen. Der Fiſcher iſt vor Freude ſo entzückt, daß er ſich ſchon im Himmel ſelbſt zu ſein einbildet und daß ihn der Wunſch anwandelt, die Fee möchte ewig bei ihm bleiben. Dieſe aber, nachdem ſie ihren Tanz beendet hat, ſchwebt, von der Meeresbriſe gehoben, über den Fichtenhain dahin nach Ukiſchima und zum Berge Aſchibaka, über den Berg Tudſchi hinweg, bis ſie dem zurückbleibenden Fiſcher nur noch wie ein kleines Wölkchen am entfernten Himmel erſcheint und endlich in der Luft ganz verſchwindet.

Die letzte der „No's" hieß „der kleine Schmied", und ſpielte in der Zeit der Regierung des Kaiſers Itſchijo (A. D. 987—1011). Ein Edelmann vom Hofe tritt auf und erklärt, daß er Tatſchibana Mitſchinari iſt. Ihm wurde vom Kaiſer, der in der vorigen Nacht einen Traum von guter Vor-

bedeutung gehabt hat, befohlen, beim Schmied Munétſchika von Sanjo ein Schwert zu beſtellen. Er ruft noch Munétſchika. Dieſer kommt hervor, und nachdem er den Auftrag vernommen hat, erklärt er, er befinde ſich in großer Verlegenheit, da er zur Zeit keine geeigneten Gehülfen in ſeiner Werkſtatt habe, um ihm bei der Arbeit beizuſtehen; er könne die Klinge allein nicht zu Stande bringen. Die Entſchuldigung wird aber nicht angenommen. Der Schmied vertheidigt ſich beſtens, um ſich vor der Schande eines Mißlingens zu bewahren. Da man ihn jedoch zu einer Einwilligung ſtark drängt, bleibt ihm nichts übrig, als die Götter um Beiſtand anzuflehen. Er betet zu dem Schutzgotte ſeiner Familie, Inari Sama.*) Auf der Stelle erſcheint ein Mann und ruft den Schmied bei Namen. Es iſt der Gott Inari Sama in der Verkleidung. Der Schmied fragt ſeinen Gaſt, wer er ſei und woher er ſeinen Namen wiſſe. Der Fremde antwortet: „Du haſt vom Kaiſer den Befehl erhalten, ihm eine Klinge zu machen". „Das iſt ja ganz ſonderbar!" ſagt der Schmied, „erſt dieſen Augenblick iſt mir der Auftrag geworden; wie kannſt Du das ſchon wiſſen?" — „Der Himmel hat eine Stimme, die auf Erden gehört wird. Die Mauern haben Ohren, und die Steine erzählen Geſchichten.**) Es giebt keine Geheimniſſe in der Welt. Das Aufblitzen der Klinge, die von Dem, welcher über den

*) Die Anmerkung am Ende der „Geſchichte von dem dankbaren Fuchſe" giebt einen Bericht von Inari Sama und erzählt, wie die Füchſe ihm aufwarten.

**) Dies iſt die buchſtäbliche Ueberſetzung eines japaniſchen Sprichworts.

Wolken iſt (vom Kaiſer) beſtellt wurde, wird bald gewahrt. Durch die Gnade des Kaiſers ſoll das Schwert ſchnell fertig werden." — Hier folgt dann das Lob verſchiedener berühmter Klingen und ein Bericht über die Rollen, welche ſie in der Landesgeſchichte geſpielt haben, mit beſonderer Rückſicht auf das Schwert, welches ſich unter den kaiſerlichen Kroninſignien befindet. Das Schwert, welches der Kaiſer zu machen befohlen hat, ſoll keinem der Regalien nachſtehen; der Schmied mag darüber ganz ruhig ſein. — Der von Ehrfurcht ergriffene Schmied drückt ſeine Verwunderung aus und fragt wieder, wer denn Der ſei, der zu ihm rede. Ihm wird der Befehl zu gehn und ſeinen Ambos in Bereitſchaft zu ſetzen, eine unſichtbare Kraft werde ihm beiſtehen. Der Fremde verſchwindet darauf in einer Wolke, und der Schmied richtet ſeinen Amboß zu, ſtellt auf die vier Ecken deſſelben Bildniſſe der Götter, während er zugleich über ihn das Strohſeil ausſpannt und mit ſolchen Papierſtreifen daran, wie man ſie in Tempeln, um Einflüſſe von böſer Vorbedeutung abzuwenden, aufzuhängen pflegt. Er bittet zu den Göttern um Stärke und Geſchick für die Anfertigung der Klinge, nicht zu ſeinem eigenen Ruhme, ſondern zu Ehren des Kaiſers. Ein junger Mann, (ein Fuchs in Verkleidung), tritt auf und hilft Munétſchika den Stahl zu ſchmieden. Das donnernde Geräuſch des Amboſſes ertönt über die Erde hin und hallt vom Himmel wieder. Der Chor kündigt endlich an, daß die Klinge fertig ſei; auf der einen Seite befindet ſich das Zeichen des Munétſchika, auf der andern ſind

in deutlichen Zügen die Worte: „der kleine Fuchs" eingravirt.

Die Themas der No's ſind alle aus alten Volks-Traditionen genommen. Ein Altar zu Miwo am Meeresufer bezeichnet die Stelle, wo jenes oben erwähnte Flügelpaar gefunden wurde. Und das ſo wunderbar geſchmiedete Schwert befindet ſich, wie man ſagt, noch heutiges Tages in der Rüſtkammer des Kaiſers. Die innere Schönheit der Poeſie in dieſen Dramen — und ſie iſt in der That ſehr ſchön, — wird ein wenig abgeſchwächt durch den Mangel aller Decoration und durch die grotesken Coſtume und Ausſtaffirungen der Heldenſchauſpieler. In dem „Flügelpaare" z. B. trägt die Fee eine häßliche Maske und eine Perrücke von ſcharlachrothen wirren Locken. Das Flügelpaar ſelbſt iſt ganz der Einbildungskraft der Zuſchauer überlaſſen. Und der himmliſche Tanz beſteht in einer Reihe von Sprüngen, Wirbeln und Fußſtampfen, begleitet von unheimlichen Tönen und gellendem Geſchrei, während das Verſchwinden in der dünnen Luft durch Pirouetten dargeſtellt wird, die den Bewegungen der mohamedaniſchen Derwiſche bei ihren Tänzen ähnlich ſehen. Die Recitative ſind unnatürlich und unverſtändlich, und zwar in ſo hohem Grade, daß ſelbſt ein hochgebildeter Japaner kaum verſtehen kann, was da vorgeht, wenn er nicht ſchon im Voraus mit dem Inhalte des Stücks vertraut war. Letzteres iſt aber in der That faſt immer der Fall. Denn die No's ſind in Japan ſo populär und ſo allgemein bekannt, wie bei uns die Meiſterſtücke unſerer eigenen großen Dramatiker. —

Die claſſiſche und ernſthafte Strenge der No's wird durch die zwiſchendurch eingefügten leichten Poſſenſpiele, („Kijogen" genannt), gemildert. Da auch dieſe Kijogen eine religiöſe Tendenz haben, ſo ſtehen ſie zu den No's in demſelben Verhältniſſe, wie die kleinen Altäre und Kapellen zu den Haupttempeln. Auch ſie werden aufgeführt, um die Gunſt des Höchſten zu gewinnen und die Leidenſchaften der Menſchen zu zügeln. Dieſe Poſſen werden aber ohne Perrücken und ohne Masken geſpielt. Der Dialog iſt in der gewöhnlichen Alltagsſprache, und da keine muſikaliſche Begleitung dabei iſt, ſo iſt es ganz leicht zu folgen. Die Intriguen der beiden Poſſen, welche vor dem Herzoge von Edinburgh aufgeführt wurden, waren dieſe:

In der Poſſe: „Dinte zum Schminken" iſt der Held des Stücks ein junger Mann aus einer entlegenen Gegend des Landes, der in der Hauptſtadt, zu welcher er, um der Behörde eine Petition zu überreichen, herabgekommen iſt, lange Zeit aufgehalten wird. Als ſein Prozeß endlich eine günſtige Wendung genommen hat, theilt er dieſe frohe Botſchaft ſeinem Diener Tarokaja*) mit. Die Beiden gratuliren ſich gegenſeitig. Um die müßigen Stunden während ſeines Aufenthalts in der Reſidenz auf angenehme Weiſe hinzubringen, hat der Herr mit einer jungen Schönen ein kleines Liebesverhältniß eingefädelt. Nach Beendigung ihrer ernſten Geſchäfte halten nun Herr und Diener eine Berathung darüber, ob der Erſtere bei ſeiner be-

*) Tarokaja iſt in dieſen japaniſchen Poſſen der conventionelle Name des italieniſchen „Leporello".

vorſtehenden Abreiſe nicht hingehen müſſe, der Geliebten einen Abſchiedsbeſuch zu machen. Tarokaja iſt der Meinung, daß, da das Mädchen ſehr leidenſchaftlich und ſehr eiferſüchtig ſei, der Herr dies durchaus thun müſſe, „um ſie durch eine formelle Viſite zufrieden zu ſtellen". Demgemäß machen die Beiden ſich auf den Weg, der Diener voran. Beim Hauſe der Geliebten angekommen, geht der Herr geradeswegs hinein, während ſie eben durch eine andere Thür hinausgegangen iſt. Dem Tarokaja begegnend, fragt ſie, wo denn ſein Herr ſei. Er antwortet, er ſei im Hauſe. Sie will ihm nicht glauben und fängt darüber zu klagen an, daß ſeit einiger Zeit ſeine Beſuche ſo ſelten geweſen. „Warum ſollte er denn nun gerade jetzt gekommen ſein? Gewiß Tarokaja hält mich zum Beſten." — Der Diener proteſtirt, daß er die Wahrheit ſpreche, und daß ſein Meiſter in der That ſo eben in's Haus gegangen ſei. Nur halb überredet geht ſie auch hinein und findet nun wirklich den Herrn dort. Sie heißt ihn willkommen, macht ihm aber zugleich Vorwürfe. „Gewiß," ſagt ſie, „hat eine andere Dame Gnade vor Euren Augen gefunden. Welcher günſtige Wind hat Euch heute zu mir zurückgeführt?" — Er erwidert, daß ihn nur wichtige Geſchäfte von ihr entfernt gehalten haben, und er hofft, daß ſie ſich recht wohl befinde. — Sie, in der That, befindet ſich ſo wohl wie früher und bei ihr iſt Alles beim Alten, aber ſie fürchtet, daß in ſeinem Herzen ein Wechſel eingetreten ſei. Ohne Zweifel hat er anderswo Freuden in Fülle gefunden; ja vermuthlich hat er auch eben gerade jetzt, von einem Freudengelage kommend, wohl nur gelegentlich bei ihr

vorgeſprochen. „O welche Freude könnte ich anderswo fern von Dir finden!“ anntwortet er. „Wirklich! meine Zeit gehörte nicht mir ſelbſt, ſonſt wäre ich längſt gekommen.“ — „Warum ſandtet Ihr denn nicht wenigſtens Euren Diener, Euch entſchuldigen zu laſſen?“ — Hier hilft Tarokaja nach und verſichert, daß er vor lauter Aufträgen, Botſchaften, Sorgen und Geſchäften keinen Augenblick übrig gehabt habe. „Jedenfalls,“ ſagt der Herr, „muß ich Dich bitten, mir zu gratuliren; denn der Prozeß, der mich hier feſſelte und mir ſo wichtig war, hat ein glückliches Ende erhalten.“ — Die Dame erklärt ihre Freude darüber und der Herr bittet dann ſeinen Diener, ihr die Abſicht ſeines Beſuchs mitzutheilen, nämlich, daß er gekommen ſei, ihr Lebewohl zu ſagen. Tarokaja, der fürchtet, daß der Ausbruch des Zorns der Dame ſich zuerſt über ihn entladen werde, proteſtirt dagegen. Der Herr ſolle ſeine eigene Sache lieber ſelbſt vortragen. Während die Beiden mit einander darüber disputiren, wer zuerſt ſprechen ſolle, wird die Schöne neugierig. „Was iſt denn das für eine ſchreckliche Geſchichte, welche Keiner von Euch zu erzählen wagt? Ich bitte Euch, laßt Einen von Euch ſprechen.“ Endlich erklärt der Herr, daß er gekommen ſei, um von ihr Abſchied zu nehmen. Er ſehe ſich leider gezwungen, ſogleich nach ſeiner Provinz zurückzukehren. — Hierauf fängt das Mädchen an zu weinen, und da der Herr auch gerührt wird, ſo vergießen ſie gemeinſam Thränen. Sie wendet ihre ganze Kunſt auf, ihm zu ſchmeicheln und ihn noch weicher zu ſtimmen und insgeheim langt ſie aus ihrem Aermel ein kleines Gefäß mit Waſſer hervor, um ihre

Augen damit anzufeuchten und mehr Thränen zu produciren. Er wird dadurch getäuſcht und giebt ſich alle erdenkliche Mühe, ſie zu tröſten, und ſchwört, daß er, nachdem er in ſeinem Lande angekommen ſein und alles Nöthige vorbereitet haben werde, gleich einen Boten ſenden wolle, ſie nachzuholen. — Aber ſie ſtellt ſich noch mehr gerührt und übergießt ihr ganzes Geſicht mit Waſſer. Tarokaja hat indeß ihren Kunſtgriff entdeckt. Er ruft ſeinen Herrn auf die Seite und erzählt ihm, wie ſie es mache. Dieſer will ihm jedoch nicht glauben und ſagt ihm rund heraus, das wären Lügen. Die Dame ruft den Herrn nun wieder zu ſich herbei und heftiger als zuvor weinend, ſucht ſie ihn zum Bleiben zu beſchwatzen. Mittlerweile geht Tarokaja bei Seite, füllt ein Näpfchen mit Dinte und Waſſer und ſubſtituirt es dem Näpfchen mit klarem Waſſer. Sie in aller Unſchuld fährt fort ihre Augen und ihr Geſicht anzufeuchten. Zuletzt enthüllt ſie ihr Angeſicht und ihr Liebhaber, der es nun ganz angeſchwärzt und ſchmutzig erblickt, ſchrickt zurück. Was iſt denn mit dem Geſichte ſeiner Schönen geſchehen? — Tarokaja in einem „Bei Seite" erzählt ihm, was er gethan habe. — Nun beſchließen Beide ſie zu beſchämen. Der Liebhaber producirt aus ſeinem Buſen ein Käſtchen mit einem Spiegel und überreicht es dem Mädchen. Sie in dem Glauben, daß es ein Abſchiedsgeſchenk ſei, verweigert es anzunehmen. Da es ihr aber in die Hand gedrückt wird, öffnet ſie es und erblickt in dem Spiegel das Abbild ihres ſchmutzigen Antlitzes. — Herr und Diener brechen in ein lautes Gelächter aus. Ganz wüthend bemalt ſie Tarokaja's Geſicht mit dem Reſte der Dinte. Er

proteſtirt, daß er durchaus nicht der eigentliche Autor des Streichs ſei, worauf das Mädchen auf ihren Liebhaber losſtürzt und ihm ebenfalls das Geſicht ſchminkt. — Alle drei, Herr und Diener und ihre Dame, laufen mit geſchwärzten Geſichtern davon. Die zweite Poſſe war kürzer als die erſte und hatte den Titel: „Der Raub des Schwertes". — Ein gewiſſer Edelmann läßt ſeinen Diener Tarokaja kommen und ſagt ihm, daß er ausgehen wolle, ſich einen kleinen Spaß zu machen.. Er befiehlt dem Tarokaja, ihm zu folgen, und geht davon. Unterwegs begegnen ſie einem andern Edelmann, der ein ſchönes Schwert hält und im Begriff iſt, an dem Kitano-Altare in Kijoto zu beten. Tarokaja macht ſeinen Herrn auf die Schönheit des Schwertes aufmerkſam und bemerkt, daß es wundervoll wäre, wenn ſie ſich in Beſitz deſſelben ſetzen könnten. Er borgt ſeines Herrn Schwert und tritt damit zu dem Fremden heran, der eben aufmerkſam die Waaren anſchaut, welche in einem Laden zum Verkauf ausgeſtellt ſind. Tarokaja legt ſeine Hand an den Griff des Schwertes des Fremden. Dieſer dreht ſich herum, zieht blank und droht den Dieb niederzuhauen. Tarokaja ergreift die Flucht, indem er laut ſchreit, daß man ihn doch nicht umbringen möge. Der Fremde nimmt ihm das Schwert ab, welches Tarokaja von ſeinem Herrn geborgt hatte, und mit beiden Schwertern geht er ſeines Weges weiter zu der Kapelle. Tarokaja athmet tief auf, da er ſieht, daß ſein Leben nicht mehr bedroht iſt. Doch was ſoll er über ſeines Meiſters Schwert berichten, das er nun verloren hat? Aber es hilft ihm nichts, er muß zurückgehen und Alles offen eingeſtehen.

Sein Herr wird ſehr böſe, indeß berathen ſich die Beiden und erwarten dann des Fremden Rückkehr von der Kapelle. Dieſer tritt auf und verkündet dem Publikum, daß er im Begriff ſei, nach Hauſe zu gehen. Tarokaja's Herr fällt aber gleich von hinten über ihn her, packt ihn und befiehlt ſeinem Diener, einen Strick zu holen, um ihn zu binden. Der Burſche bringt den Strick, aber während er es zurecht macht, verſetzt ihm der Fremde einen Hieb mit dem Schwerte. Sein Herr ruft ihm zu, ſchnell aufzuſtehen und den Mann nicht von vorn, ſondern von hinten zu binden. Tarokaja läuft nun hinter das ringende Paar, wirft ſeine Schlinge aus, iſt aber ſo ungeſchickt nicht den Fremden, ſondern ſeines eigenen Herrn Kopf mit derſelben zu fangen und ihn nieder zu ziehen. Als der Fremdling dies ſieht, rennt er lachend mit beiden Schwertern davon. Tarokaja, über ſein Verſehen ganz erſchreckt, macht ſich auf die Strümpfe, und ſein Herr verfolgt ihn, ebenfalls die Bühne quittirend, womit die Poſſe endet. Es mag dabei bemerkt werden, daß ein allgemeines Weglaufen von der Bühne etwas ähnlich dem „Spill and pelt", der Schlußſcene der engliſchen Pantomimen, den ganz legitimen und unwandelbaren Schluß aller japaniſchen „Kijogen" bildet.

Wie dieſe Poſſen, ſo iſt auch das Fußballſpiel bei den Japanern ſehr beliebt, namentlich auch am kaiſerlichen Hofe. Die Tage, an welchen es aufgeführt wird, ſind in dem „Daijokwan Niſchi" oder „der Regierungszeitung" ſorgfältig verzeichnet. Am 25. Februar 1869 z. B. finden ſich zwei Einzeichnungen: „Der Kaiſer hat Worte von guter Vorbedeutung geſchrieben,

das Spiel des Fußballs wird im kaiſerlichen Palaſte aufgeführt". Dies Spiel wurde im Jahre der Kaiſerin Kokijoku in der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts aus China eingeführt. Der Kaiſer Mommu, der am Ende dieſes Jahrhunderts regierte, war der erſte Kaiſer, der ſich an dieſem Vergnügen betheiligte. Seine Majeſtät Toba der Zweite war ſehr geſchickt in dieſer Kunſt, wie gleichfalls auch der edle Aſukai Tſchiujo, und von ihrer Zeit an trat im Palaſte eine Art von Fußballclub zuſammen. Während der Periode der großen Verarmung des Mikado und ſeines Hofes beſſerte die Familie der Aſukai, trotz ihres hohen Ranges, durch Stundengeben in der Kunſt des Fußballſpiels ihr dürftiges Einkommen.

VI.

Die Abenteuer Dschujémon's.

Die wundervollen Abenteuer des Funakoschi Dschujémon.

Die mannhaften Thaten und wunderbaren Abenteuer des Funakoschi Dschujémon sind vielleicht eben so wie die des britischen Robin Hood und seiner muntern Gesellen weniger historisch, als sagenhaft. Aber selbst wenn auch die Verrichtungen, welche der Volksglaube der Japaner dem Dschujémon zuschreibt, alle oder theilweise erdichtet sein sollten, so gewährt ihre Geschichte doch ein treues Bild japanischer Sitten und Gebräuche. Vor Allem beweist die Art der Rache, welche er an dem Weibe, das ihn entehrt hatte, und an ihrem Buhlen übte, die hohe Bedeutung, welche die Japaner der Heiligkeit der ehelichen Bande beilegen.

Das fünfzigste und einundfünfzigste Capitel des schon oben citirten Buches, „das Vermächtniß des Jiéjasu", besagen dies: „Wenn ein verheirathetes Weib aus den Classen der Ackerbauer, Handwerker oder Kaufleute einen geheimen Umgang mit einem andern Manne unterhält, so ist es nicht nöthig, daß der beleidigte Ehemann gegen die Personen, die so die moralische Ordnung stören, eine gerichtliche Klage anstrenge. Er darf selbst beiden den Tod geben. Sollte er aber

nur eine der beiden Personen tödten und die andere leben lassen, so ist seine That verbrecherisch und strafbar".

„In dem Fall aber, daß die beiden Parteien nicht getödtet werden, und daß der Beleidigte vor den Richter tritt, sollen des Klägers Wünsche in Bezug auf die Verurtheilung zum Tode, ob er dieselbe verlange oder nicht, berücksichtigt werden."

„Die Menschen, in deren Körper die männlichen und weiblichen Elemente ein natürliches Verlangen nach demselben Gegenstande erwecken, blicken im Allgemeinen nicht mit Abscheu auf ein solches Verfahren und die gerichtliche Beurtheilung von Fällen dieser Art muß jedes Mal der Gegenstand besonderer Berathung und Untersuchung sein."

„Von den Männern und Frauen der Kriegerclasse setzt man voraus, daß sie über die Gesetze und moralischen Vorschriften gehörig unterrichtet sind, und ein Individuum aus dieser Classe, welches durch leichtsinnigen, unzüchtigen und unerlaubten Umgang die gute Ordnung der Gesellschaft verletzt und stört, soll sogleich bestraft werden, ohne alle Vorberathung und Untersuchung. In ihrem Falle ist es nicht dasselbe, wie in dem Falle der Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute." —

Nach den alten Gesetzen Japan's wurde Ehebruch mit Kreuzigung bestraft, an deren Stelle in neuerer Zeit Enthauptung und schimpfliche Ausstellung des Kopfes nach dem Tode getreten ist. Wenn aber der Ehebruch noch dazu von einer Ermordung des beleidigten Gatten begleitet war, dann werden die Schuldigen auch noch heutzutage gekreuzigt. Doch ist es gegenwärtig dem Ehemann nicht mehr erlaubt, sich selbst

Genugthuung zu verschaffen. Er muß die Sache den Behörden anzeigen und vertrauen, daß der Staat seine Ehre rächen werde. —

Obwohl das Band der Ehe, so lange diese dauert, als heilig betrachtet wird, so ist doch das Gesetz, welches dieses Band löst, nichts weniger als streng, oder es gilt vielmehr gar kein Gesetz darüber. Ein Mann mag seine Ehefrau ganz nach seinem Gefallen aus dem Hause weisen. (Ein Beispiel davon haben wir in der „Geschichte der siebenundvierzig Ronins" gegeben.) Der Ehemann muß seinen Willen nur seinem Lehnsherrn anzeigen, und die Ehescheidung besteht zu Recht. So berichtete in der Blüthezeit der Macht der Schoguns ein Ehemann, der sich von seinem Weibe trennen wollte, darüber nur dem Schogun, und der Vasall eines Daimio zeigte die Sache seinem Fürsten an.

Von dieser Leichtigkeit der Ehescheidung wurde indeß nur selten Gebrauch gemacht, was vermuthlich der Gewohnheit, Concubinen zu halten, zugeschrieben werden muß. Man hat oft gefragt, ob die japaner Polygamisten seien. Man kann darauf bejahend oder verneinend antworten. Sie heirathen nur eine „Ehefrau". Aber Jeder darf neben dieser noch eine oder mehrere Concubinen, — je nach seiner socialen Stellung und nach seinen Mitteln, — halten. Der Kaiser hat deren zwölf, welche „Kisaki" heißen. Jsejasu, der das Concubinenwesen als eine gehässige Quelle von Zwistigkeiten und Kriegsunruhen bezeichnete, bestimmte, daß Fürsten nicht mehr als acht, hohe Offiziere nicht mehr als fünf, und gewöhnliche Samurais

nur zwei „Handmädchen" haben sollten. „In alten Zeiten," so schreibt er, „wurde die Zerstörung von Schlössern und der Sturz von Königreichen nur durch das Unwesen der Concubinen herbeigeführt. O! warum hütet man sich nicht vor allzugroßer Nachgiebigkeit gegen Leidenschaften?"

Der Unterschied in der Stellung der Ehefrau und der einer Concubine ist scharf bezeichnet. Das legitime Weib verhält sich zu dem „Handmädchen" wie ein Lord zu seinem Vasallen. Da das Concubinat eine vom Gesetz anerkannte Institution ist, so ist der Sohn eines „Handmädchen" kein Bastard, auch ist er in keiner Weise ehrlos. Aber dennoch gilt die Regel, daß der Sohn einer Sklavin nicht mit dem Sohn einer Freien erbt. Vielmehr geht bei Erbschaften der Sohn der Ehefrau immer dem der Concubine voraus, selbst wenn dieser der Aeltere sein sollte; und häufig kommt es vor, daß ein Edelmann, der von seinen Concubinen Kinder hat, aber keine von seiner Ehefrau, dann einen seiner jüngeren Brüder oder auch den Sohn irgend eines Seitenverwandten zu seinem Nachfolger in das Erbe und in die Ehren der Familie erwählt. Der Geschlechtsstamm wird auf diese Weise als ächt und rein erhalten betrachtet. Das Gesetz der Erbfolge ist jedoch außerordentlich lax. Ungewöhnlich große persönliche Verdienste können zuweilen dem Sohn von der linken Seite die Erbschaft der Vorfahren sichern, und mitunter ereignet es sich, daß der Sohn einer Concubine, der von der Erbschaft seines eigenen Vaters ausgeschlossen wurde, von einem Verwandten oder Freunde höheren Ranges angenommen wird. In dem Fall, daß das Weib eines Edel-

manns eine Tochter, aber keinen Sohn hat, ist es herkömmlich, einen Jüngling aus ebenbürtiger Familie und von passendem Alter zu adoptiren, der dann das Mädchen heirathet und als Sohn erbt.

Das Adoptiren ist bei allen Classen vom Kaiser herab bis zu dem niedrigsten Unterthanen gebräuchlich. Auch wird die Geschlechtslinie nicht als unterbrochen betrachtet, wenn nur ein adoptirter Sohn die Familiengüter geerbt hat. Sollte aber ein Edelmann bei seinem Tode weder einen adoptirten noch einen in der Ehe erzeugten Sohn hinterlassen, so fallen seine Besitzthümer an den Staat. Sehr sorgfältig sieht man darauf, daß die adoptirte Person selbst einem Geschlechte entsprossen sei, das demjenigen, in welches sie aufgenommen werden soll, an Rang ziemlich gleich steht.

Da die Männer von ihrem fünfzehnten Lebensjahre an als heirathsfähig betrachtet werden, so ist es nicht gewöhnlich, daß Personen unter diesem Alter einen Erben adoptiren; dennoch aber kann im Augenblick des Todes selbst ein Kind eine Person von höherem Alter adoptiren, damit das Aussterben des Geschlechts verhütet werde.

In alten Zeiten lebte auf der Insel Schikoku*) ein gewisser Funakoschi Dschujémon, ein tapferer Samurai und ein

*) Schikoku ist eine der südlichen Inseln, die von dem Hauptlande Japan's durch die schöne „Mittelländische See" getrennt ist. Sie wird Schikoku oder „die Vierlande" genannt, weil sie in die vier Provinzen Awa, Sanuki, Ijo und Tosa eingetheilt ist.

ein begabter Mann der bei seinem Herrn, dem Fürsten, in hoher Gunst stand. Eines Tages bei einem Trinkgelage gerieth er mit einem anderen Offizier in Streit, und es kam auf der Stelle zu einem Duell, in welchem Dschujémon seinen Gegner tödtete. Als er hinterdrein zu einer besonnenen Erwägung seiner Unthat kam, wurde er von Reue ergriffen und dachte daran, sich selbst das Leben zu nehmen. Da er aber von seinem Herrn, dem Fürsten, privatim eine Vorladung erhielt, so ging er auf das Schloß, woselbst dieser zu ihm sagte.

„Es scheint, daß Du Dich in trunkenem Muthe mit einem Deiner Freunde gezankt und ihn getödtet hast, und jetzt willst Du, wie ich höre, an Dir selbst Harakiri vornehmen. Ich bedaure das sehr und dem Gesetze gegenüber kann ich öffentlich nichts für Dich thun. Wenn Du aber Dich verbergen und für einige Zeit diesen Theil des Landes fliehen willst, so wird die Sache dann wohl aus der Luft sein, und ich kann Dir später dann die Heimkehr erlauben."

Und mit diesen Worten überreichte ihm der Fürst ein Schwert, das Sukésada*) gemacht hatte, und dazu noch ein Geschenk von hundert Unzen Silber, und nachdem er ihm Lebewohl gesagt, zog er sich in seine Privatgemächer zurück, und

*) „Sukésada" ist der Name der berühmten Familie von Schwertfegern, die dem Geschlechte der „Bisen" angehören. Die Bisenmänner sind alle als gute Waffenschmiede bekannt und ihre Klingen stehen in hohem Preise. Das Schwert Dschujémon's soll von einem der Sukesada's vor ungefähr 290 Jahren gemacht sein.

Funakoschi Dschujémon am Bord des Piraten-Schiffs.

Dschujémon, sich niederwerfend, vergoß Thränen der Dankbarkeit. Dann nahm er sein Schwert und Geld, ging nach Hause und traf Anstalten zur Flucht, indem er insgeheim sich seinen Verwandten empfahl, von denen Jeder ihm ein Abschiedsgeschenk überreichte. Diese Gaben mit seinem eigenen Gelde und mit dem, was der Fürst ihm gegeben hatte, machten zusammen zweihundert und fünfzig Unzen Silber. Mit dieser Summe und mit seinem Sukésadaschwerte entschlüpfte er unter dem Deckmantel der Nacht, und gelangte zu einem kleinen Seehafen mit Namen Marugamé in der Provinz Sanuki, woselbst er eine Schiffsgelegenheit abzuwarten beschloß, um nach Osaka zu segeln. Das Unglück wollte, daß der Wind conträr war und er drei Tage warten mußte. Endlich änderte sich der Wind, und nun ging er zum Ufer in der Hoffnung, eine segelfertige Dschunke zu finden; und wie er darnach um sich blickte, trat ein Seemann heran und sagte:

„Wenn Ew. Gnaden etwa einen kleinen Ausflug nach Osaka machen wollen, so ist ein Schiff bereit. Ich fahre dahin und würde mich freuen, Euch als Passagier mitzunehmen."

„Gerade das ist mein Wunsch. Mit Vergnügen will ich Euer Gefährte werden!" sagte Dschujémon, der über den glücklichen Zufall entzückt war.

„Gut! dann müssen wir aber gleich segeln. Kommt ohne Verzug an Bord!"

Dschujémon ging mit dem Manne und wurde eingeschifft. Und da sie den Hafen verließen und auf die hohe See kamen, ging eben der Mond über den östlichen Hügeln auf, und er-

leuchtete die dunkle Nacht wie eine Mittagssonne und Dschujémon, der in dem Buge des Schiffes seinen Platz nahm, stand dort ganz versunken in die Betrachtung den Schönheit der Scene. —

Nun traf es sich aber, daß der Capitain des Schiffes, Namens Akagoschi Kurojémon, ein wilder Pirat war, der, angezogen von Dschujémon's vornehmem Aeußern, beschlossen hatte, ihn an Bord zu locken, um ihn um's Leben zu bringen und auszurauben, und während Dschujémon vorn stand und den Mond bewunderte, versammelten sich der Pirat und seine Gesellen auf dem Hinterdeck des Schiffes und beriethen flüsternd mit einander darüber, wie sie ihn fassen möchten. Er selbst, dem schon ihr Betragen etwas sonderbar vorgekommen war, hielt es nicht für klug, sein gutes Schwert nicht zur Hand zu haben, und ging zu dem Platze, wo er vorher gesessen und dasselbe zurückgelassen hatte, um es zu holen, als er plötzlich von drei Kerlen, die ihm den Weg versperrten, aufgehalten wurde. „Halt!" riefen sie, „Herr Sumurai! Es ist sehr unglücklich für Euch, daß dieses Schiff, in welchem Ihr Euere Passage genommen habt, dem Piraten Akagoschi Kurojémon gehört. Kommen Sie, mein Herr, alles Geld, was Sie bei sich haben mögen, ist gute Beute für uns!" —

Als Dschujémon dies hörte, stutzte er zuerst, faßte sich aber bald wieder, und da er ein erfahrener Kämpe war, schlug er zwei der Piraten nieder und ging vorwärts, sein Schwert zu holen. Dieses hatte aber unterdessen Schitschirohei, der jüngere Bruder des Piratencapitains, ergriffen und brachte es herbei, zu ihm sprechend:

„Wenn Sie Ihr Schwert zu haben wünschen, Herr Sumarai, da haben Sie's!" und damit schlug er nach ihm. Aber Dschujémon wich dem Schlage aus, ging dem Mörder auf den Leib und entwand ihm die Waffe. Dann deckte er sich den Rücken durch den Bug des Schiffs, an den er sich lehnte, und hieb so tapfer um sich, daß er drei der Angreifer tödtete. Die Uebrigen wichen zurück und wagten es nicht, sich zu nähern. Als der Hauptmann der Piraten, Akagoschi, der vom Schiffsspiegel aus das Gefecht überwacht hatte, bemerkte, daß seine Leute gegen Dschujémon's Gewandtheit nicht aufkommen konnten, und daß er sie nur umsonst verliere, griff er zu seiner Luntenflinte, um ihn aus der Ferne zu erlegen. Nun verlor seinerseits auch Dschujémon den Muth, als er die Mündung der Flinte auf sich gerichtet sah, und versuchte, über Bord zu springen. Aber einer der Piraten schlug nach ihm mit einem Bootshaken und fing ihn beim Aermel, worauf Dschujémon in seiner Verzweiflung das schöne Sukésadaschwert, welches ihm sein Fürst geschenkt hatte, nahm und es nach dem Menschen warf, dem es dermaßen tief durch die Brust ging, daß er gleich todt umfiel, während er selbst in die See sprang. Der Piratenhauptmann schoß nach ihm, fehlte ihn aber und die übrige Mannschaft that ihr Möglichstes, ihn mit ausgeworfenen Bootshaken zu fangen, was aber auch nicht glückte. Dschujémon streifte, um besser schwimmen zu können, seine Oberkleider ab und entkam. So blieb den Piraten nichts übrig, als die Körper ihrer todten Kameraden in's Meer zu werfen, und ihr Hauptmann fühlte sich über ihren Verlust durch den Besitz

des Sukésadaschwertes, das einem seiner Leute durch die Brust gefahren war, ein wenig entschädigt. —

Dschujémon war ein tüchtiger Schwimmer und sobald er über Bord gesprungen war, tauchte er gleich tief unter, brachte sich so aus der drohendsten Gefahr und griff nun mächtig aus. Mit nervigen Armen theilte er die Wogen und förderte sich rasch aus der Stelle. Bald erspähte er in einiger Entfernung ein Licht, dem er sich zu nähern trachtete. Er fand, daß es ein Schiff war, welches Laternen mit dem Zeichen des Gouverneurs von Osaka führte. Er rief die Leute an und sagte:

„Ich bin unter Piraten in große Gefahr gekommen. Ich bitte Euch, helft mir!"

„Was und wer seid Ihr?" rief ein Offizier von etwa vierzig Jahren zurück.

„Mein Name ist Funakoschi Dschujémon, und unversehens bin ich vorige Nacht unter Seeräuber gerathen. Ich bin ihnen jetzt so weit entkommen. Ich bitte, rettet mich, damit ich nicht untergehe.!"

„Faß dies und schwinge Dich herauf!" erwiderte der Andere, indem er ihm das Griff-Ende eines Speeres hinabreichte, welches Dschujémon rasch faßte, und an dem er auf's Schiff kletterte. Als der Offizier nun einen hübschen Herrn vor sich sah, der nichts anhatte als seine Beinkleider, und mit ganz unordentlichem Haarputz, befahl er seinen Dienern von seinen eigenen Kleidern herbeizubringen, und nachdem er ihn herausgeputzt hatte, sagte er:

„Zu welchem Clan gehört Ihr, Herr?"

„Mein Herr, ich bin ein Ronin und war auf dem Wege nach Osaka. Aber die Matrosen des Schiffs, an dessen Bord ich ging, waren Banditen" und so erzählte er ihm die ganze Geschichte des Gefechts und seiner Flucht.

„Das war brav!" erwiderte der Andere, der seine Kühnheit bewunderte. „Mein Name ist Kajiki Tosajémon, ein Offizier des Gouverneurs von Osaka. Ganz zu Euren Diensten. Bitte, habt Ihr Freunde in jener Stadt?"

„Nein, mein Herr, ich kenne dort Niemanden. Aber da ich nach zwei Jahren im Stande sein werde, zu meinem eigenen Lande zurückzukehren und in den Dienst meines Herrn wieder einzutreten, so denke ich in der Zwischenzeit Handel und Gewerbe zu treiben und mich als ein Bürgersmann durchzuschlagen."

„Nun in der That! das ist ein kümmerlicher Behelf! Aber wenn Sie es mir erlauben wollen, so will ich Ihnen nach Kräften beistehen. Ich bitte, entschuldigen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, Ihnen diesen Vorschlag zu thun."

Dschujémon sprach dem Herrn Kajiki Tosajémon für das gütige Anerbieten seinen wärmsten Dank aus, und so gelangten sie denn ohne fernere Abenteuer nach Osaka.

Dschujémon, der in seinem Gürtel die zweihundert und fünfzig Unzen Silbers, welche er von Haus mitgebracht hatte, noch immer verborgen hielt, kaufte sich ein kleines Haus und etablirte sich als ein Verkäufer von Parfümerien, Zahnpulver, Kämmen und anderen Toilettenartikeln, und Kojiki Tosajémon, der ihn immer mit großer Güte behandelte und ihm mancherlei

Dienste leistete, forderte ihn nun auch auf, da es nicht gut sei, allein zu bleiben, sich ein Weib zuzulegen. Diesem Rathe gemäß heirathete er dem eine Sängerin, Namens O Hijaku.*)

Diese Sängerin erwies sich anfänglich zwar als eine gute Frau und war eine Zeit lang dem Dschujémon sehr ergeben. Nun befand sich aber zu dieser Zeit in Osaka ein gewisser Wettkämpfer Namens Takaségawa Kurobei, ein sehr schöner junger Mann, in den O Hijaka sich sterblich verliebte, so daß sie, die von Natur ein sehr leidenschaftliches Weib war, dem Dschujémon untreu wurde. Dieser, der nicht ahnte, daß irgend etwas Unrechtes vor sich gehe, pflegte in dem Hause seines Gönners Kajiki Tosajémon, dessen Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, eine große Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, seine Abende zu verbringen und mit dem jungen Manne eine Partie Schach zu spielen. Und solche Gelegenheiten der Abwesenheit ihres Eheherrn nahm dann O Hijaku wahr, um ihre Zusammenkünfte mit dem Ringer Takaségawa zu haben.

Eines Abends, da Dschujémon seiner Gewohnheit nach zu seiner Schachpartie gegangen war, ging O Hijaku wieder hin, ihrem Liebhaber Nachricht zu geben und ihn zu einem kleinen Schmause einzuladen, und während sie sich beim Wein ergötzten, sprach sie zu ihm:

„Ach Meister Takaségawa, wie prächtig begünstigt uns der Zufall! wie vergnüglich sind diese unsere geheimen Rendezvous! Wie viel angenehmer würde es noch sein, wenn wir

*) Das „O" vor dem Namen eines Frauenzimmers bedeutet „kaiserlich" und ist nur ein Ehrentitel.

uns heirathen könnten. Aber so lange uns Dschujémon im Wege steht, ist es unmöglich, und das ist für mich eine Quelle von Kummer und Trübsal!"

„Solche große Eile ist nicht nöthig," erwiderte er. „Wenn Du nur etwas Geduld hast, werden wir wohl noch im Stande sein, uns zu heirathen. Für jetzt mußt Du nur aufpassen, daß Dschujémon unser Treiben nicht entdeckte. Ich hoffe doch, daß er heute Abend nicht zu Hause kommt? Bist Du sicher?"

„O! Du brauchst Dich nicht zu fürchten! Er ist nach Kajiki's Haus gegangen zum Schachspiel, und da ist es ausgemacht, daß er dort den ganzen Abend verbringt!"

Und auf diese Weise schwatzten die beiden Schuldigen mit einander in völliger Gemüthsruhe, bis sie zuletzt in Schlaf fielen.

Unterdessen wurde Dschujémon mitten im Schachspiel von plötzlichem Magenschmerz ergriffen und sagte zu Kajiki Tonoschin: „Mein junger Freund, ich fühle mich unwohl und glaube, daß es besser für mich ist, zu Haus zu gehen, bevor es schlimmer wird."

„Das ist ja ärgerlich! Warte ein wenig, ich will Dir eine Medicin holen. Jedenfalls wäre es besser, Du bliebest bei mir!"

„Vielen Dank für Deine Güte," antwortete Dschujémon. „Ich will doch lieber nach Hause gehn."

Damit empfahl er sich und eilte nach Hause, den Schmerz, so gut er konnte, ertragend. Vor der Fronte seiner Wohnung

angekommen, versuchte er die Thür zu öffnen. Aber sie war verschlossen. Er rüttelte heftig an den Fensterläden, sein Weib zu wecken. Diese, als sie den Lärm hörte, erwachte, fuhr erschreckt auf, weckte auch den Ringer und flüsterte ihm zu:

„Steh auf! Steh auf! Dschujémon ist vor der Thür. Verstecke Dich so schnell als möglich."

„Weh! Weh!" rief dieser in großer Verwirrung. „Das ist eine schlimme Geschichte! Wo auf Erden soll ich mich verbergen?" und er tappte nach allen Richtungen umher, ein Versteck zu suchen, konnte aber keins finden.

Dschujémon wurde, als er sah, daß sein Weib ihm die Hausthür nicht öffnete, endlich ungeduldig, brach mit Gewalt ein und fand sich dann plötzlich seinem Weibe und ihrem Liebhaber gegenüber, die in ihrer Confusion Beide nicht wußten, was sie thun sollten. Dschujémon würdigte sie keiner Beachtung, stopfte seine Pfeife und fing an zu rauchen. Endlich brach der Ringer Takaségawa das Stillschweigen, indem er sagte:

„Ich hoffte, mein Herr, heute Abend sicher das Vergnügen zu haben, Sie zu Hause zu finden, und kam daher, Ihnen einen Besuch zu machen. Ihre Gemahlin O Hijaku war so gütig, mir Wein anzubieten, und ich trank etwas mehr, als mir gut war, so daß es mir zu Kopfe stieg und ich in Schlaf verfiel. Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich in Ihrer Abwesenheit mir diese Freiheit nahm. Aber glauben Sie mir, obgleich der Anschein gegen uns ist, so ist doch durchaus nichts Unrechtes vorgefallen!'

„Ja ganz gewiß!" sagte O Hijaku, die ihrem Liebsten zu Hülfe kommen wollte, „Meister Takaségawa ist durchaus nicht zu tadeln. Ich war es, die ihm Wein reichte, und so hoffe ich, Du wirst ihn entschuldigen!"

Dschujémon saß das Ding überdenkend eine Weile da, und wandte sich dann an den Ringer: „Du sagst, daß Du ganz unschuldig bist. Aber das ist natürlich eine Lüge! Es nutzt zu nichts, Deine Schuld zu verbergen. Im nächsten Jahre jedoch werde ich aller Wahrscheinlichkeit nach in meine Heimath zurückkehren und dann magst Du O Hijaku nehmen und mit ihr thun, was Dir gefällt. Ich bin weit davon entfernt, mir Sorge darüber zu machen, was mit einem Weibe geschieht, die ein so falsches Herz hat."

Als der Ringer und O Hijaku den Dschujémon das ganz ruhig äußern hörten, wußten sie nichts zu erwidern, sondern blieben in ihrer Beschämung ganz still und stumm.

„Höre, Du Takaségawa," fuhr er fort, „Du magst hier die Nacht über bleiben, wenn es Dir gefällt, und morgen früh nach Hause gehen."

„Ich danke Ihnen, mein Herr," erwiderte der Ringer. „Ich bin Ihnen sehr verbunden. Aber ich muß Ihnen gestehen, ich habe in einem andern Theile der Stadt ein dringliches Geschäft, und daher bitte ich um Erlaubniß, mich empfehlen zu dürfen," und hiermit eilte er ganz in Verwirrung hinaus.

Was die treulose Frau O Hijaku betrifft, so war sie in der größten Aufregung, und erwartete zum wenigsten eine

scharfe Strafpredigt. Aber Dschujémon würdigte sie keiner Beachtung und zeigte keinerlei Erbitterung. Nur das that er, daß er sich, obwohl er sie in seinem Hause behielt, in allen Dingen von ihr gänzlich getrennt hielt.

So ging es eine Zeit lang fort, bis zuletzt eines schönen Tages O Hijaku, zur Thür hinausschauend, ihren Ringer Takaségawa vorbeigehen sah. Sogleich rief sie ihm zu:

„Lieber Meister Takaségawa, ist es möglich? seid Ihr es? O wie lange habe ich Euch nicht gesehen. Bitte kommt herein und laßt uns ein wenig plaudern!"

„Ich danke Dir! Ich bin Dir sehr verbunden. Aber weil ich jene Art von Auftritt, den wir neulich hatten, nicht liebe, so scheint es mir besser, daß ich Deine Einladung nicht annehme."

„O, ich bitte Dich, sprich doch nicht in dieser schüchternen Weise. Im nächsten Jahre, wenn Dschujémon in seine Heimath zurückkehrt, dann wird er ohne Zweifel mir sein Haus geben, und dann können wir, Du und ich, uns heirathen, und so glücklich wie möglich leben."

„Ich liebe es nicht, lockende Anerbietungen allzu eilig anzunehmen."*)

„O, Unsinn! Es ist durchaus nicht nöthig, so delikat in der Annahme dessen zu sein, was man Dir von Herzen bietet."

Und so sprechend, faßte sie den Ringer bei der Hand und

*) Das japanische Original hat hier eine sprichwörtliche Phrase, die ungefähr soviel besagt, wie das lateinische: „Timeo Danaos et dona ferentes".

führte ihn in's Haus. Nachdem sie noch ein wenig zusammen gesprochen hatten, sagte sie:

„Höre, Meister Takaségawa. Ich habe mir schon seit einiger Zeit Alles gehörig überlegt, und ich sehe, daß, um der ganzen Sache baldigst ein Ende zu machen, es am besten sein wird, daß wir den Dschujémon ganz aus dem Wege räumen."

„Was hast Du vor?"

„So lange er lebt, können wir uns nicht heirathen. Was ich vorschlage, ist dies, daß Du eine Portion Gift kaufst, die ich ihm heimlich in seine Speise thun will. Wenn er erst todt ist, können wir Beiden sogleich nach Herzenslust leben."

Anfänglich war Takaségawa ganz bestürzt und stutzig über die Kühnheit ihres Anschlages, aber am Ende erwiderte er doch, indem er die Dankbarkeit vergaß, die er dem Dschujémon dafür, daß er ihm bei der früheren Veranlassung das Leben gelassen hatte, schuldig war:

„Es sei! Ich glaube, es kann so geschehn. Ich habe einen Freund, der Mediciner ist. Ich will ihn veranlassen, mir ein Gift zu bereiten, das ich Dir dann senden werde. Du mußt einen Augenblick abpassen, wo Dein Mann nichts Arges vermuthet, und ihn dazu bringen, es zu verschlucken."

Nach dieser Verabredung ging Takaségawa davon und nachdem er einen Apotheker veranlaßt hatte, das Gift zu bereiten, sandte er dasselbe der O Hijaku in einem Briefe, in welchem er empfahl, das Gift mit einer gewissen Gattung von Maccaroni zu vermischen, die ein Lieblingsgericht Dschujémon's waren. Nachdem sie den Brief gelesen hatte, legte sie ihn sorg-

fältig in einen Auszug ihres Schrankes und wartete, bis Dschujémon den Wunsch äußern würde, Maccaroni zu essen.

Eines Tages gegen Neujahr, da O Hijaku mit einigen ihrer Freundinnen zu einer Partie ausgegangen war, traf es sich, daß Dschujémon, der ganz allein zu Hause geblieben war, eine Nähnadel nöthig hatte. Da er sie nirgends finden konnte, verfiel er endlich darauf, in O Hijaku's Schrank darnach zu suchen, und indem er zwischen allen den kleinen Siebensachen, die derselbe enthielt, herum wühlte, fiel ihm der fatale Brief in die Hände. Als er darin von dem Anschlage, ihm Gift unter seine Maccaroni zu mischen, las, gerieth er in große Aufregung und sprach zu sich selbst: „Als ich diese beiden Unmenschen mitten in ihrem verrätherischen Beginnen überraschte, schonte ich ihr Leben, weil ihr Blut mein gutes Schwert entweiht haben würde, und nun sind sie nicht einmal dankbar für meine Gnade. Ihre Boshaftigkeit übersteigt alle Grenzen, und ich will sie jetzt Beide zusammen aus der Welt schaffen!"

Er legte den Brief wieder an seinen Platz und erwartete die Heimkehr seines Weibes. Als sie erschien, sprach er zu ihr:

„Du bist heute ja frühzeitig nach Hause gekommen, O Hijaku. Ich fühle mich diesen Abend sehr einsam und bin verstimmt. Laß etwas Wein auftischen!"

Und da er dies anscheinend ganz ohne Bitterkeit sprach, kam es der Frau gar nicht in den Sinn, daß er den Brief gelesen haben könne. Sie verrichtete daher ihre Haushaltpflichten ganz ruhig und geduldig.

Als Dschujémon am folgenden Abend in seinem Laden saß und mit dem Rechenbrett in der Hand seinen Gewinn und Verlust zusammenwarf*), ging Takaségawa vorüber, und Dschujémon rief ihn an und sagte:

„Das trifft sich gut, Takaségawa! Ich dachte eben daran heute Abend einen Becher Weins zu trinken. Es ist langweilig allein zu trinken und doch habe ich Niemanden dazu. Ich bitte, komm herbei und trink ein Gläschen mit mir!"

„Vielen Dank! mein Herr! Ich stehe zu Diensten!" antwortete der Ringer, der nichts davon ahnte, was der Andere eigentlich im Sinne hatte. Er trat herein und sie begannen zu zechen.

„Es ist heute Abend sehr kalt," bemerkte Dschujémon nach einiger Zeit. „Sollten wir uns nicht eine Schüssel Maccaroni warm machen lassen und sie hübsch heiß verzehren? Aber vielleicht liebt Ihr dies Gericht nicht?"

„O, im Gegentheil, in der That ich mag sehr gern Maccaroni!"

„Ei, das ist schön! O Hijaku, ich bitte Dich, kaufe uns einige Maccaroni!"

„Sogleich," antwortete das Weib, und eilte davon, um das Backwerk zu holen, im Stillen ganz entzückt über die schöne Gelegenheit, die sich ihr jetzt darbot, ihre mörderischen Absichten gegen ihren Ehemann auszuführen. Sobald sie das Gericht

*) Der „Abacus" oder das Rechenbrett ist das durch den ganzen Continent von St. Petersburg bis Peking, Corea und Japan gebräuchliche Calculationsmittel.

zubereitet hatte, schüttete sie es in Schüsseln, die sie vor die beiden Männer hinsetzte. Aber nur in ihres Mannes Schüssel goß sie das Gift. Dschujémon, der wohl wußte, was sie gethan hatte, beeilte sich nicht über das Gericht herzufallen, sondern fuhr fort, über dies und das und noch über andere Dinge zu reden, und der Ringer war daher der Höflichkeit gemäß gezwungen, auch seinerseits noch mit Essen zu warten. Plötzlich rief Dschujémon aus:

„O wie schade! Während wir geschwatzt haben, sind unsere Maccaroni ganz kalt geworden. Laßt sie uns alle wieder in den Topf thun und von Neuem auf's Feuer setzen. Da noch Keiner seine Schüssel mit den Lippen berührt hat, so sind die Portionen ganz rein, und wir können Alles gebrauchen!" Und mit diesen Worten leerte er die drei Schüsseln, schüttete Alles zusammen in den eisernen Kochtopf, rührte es um und wärmte es wieder auf. Darauf übernahm Dschujémon selbst die Vertheilung der Speise, und indem er seinem Weibe und dem Ringer ihre Schüsseln vorsetzte, sagte er:

„So recht! Nun beeilt Euch und eßt es rasch auf, ehe es wieder kalt wird."

Dschujémon selbst aß begreiflicher Weise nichts von seinem Theil; und die zu seinem Morde Verschworenen, die wohl wußten, daß ursprünglich in Dschujémon's Schüssel schon so viel Gift gethan war, um sie alle Drei zu tödten, und daß das Maccaronigericht, das gehörig gemischt war, nun durch und durch vergiftet sei, wurden starr und blaß vor Schrecken und wußten nicht, was sie thun sollten.

„Kommt! kommt! Ich sage, beeilt Euch! sonst wird Alles wieder ganz kalt. Ihr sagtet ja, Ihr möchtet Maccaroni, für Euch absichtlich ließ ich sie holen. O Hijaku! herbei! Greif herzhaft zu! Ich werde nachher essen." —

Dazu machte das Paar ein ganz dummes Gesicht, und sie wußten nicht, was sie antworten sollten. Endlich stand der Ringer auf und sagte:

„Ich fühle mich nicht recht wohl. Ich habe den Appetit verloren. Ich bitte, mich empfehlen zu dürfen. Und wenn Ihr es erlauben wollt, so will ich morgen wieder kommen und statt heute dann Eure Gastfreundschaft in Anspruch nehmen."

„O! das thut mir leid zu hören, daß Ihr unwohl seid. Nun, O Hijaku, dann werden desto mehr Maccaroni für Dich übrig sein!"

Die Frau aber blieb unbewegt, schaute ganz dreist darein und erwiderte, daß sie schon zu Abend gegessen habe und für nichts mehr Appetit verspüre.

Darauf sprach Dschujémon, Beide mit einem verächtlichen Lächeln anblickend:

„Es scheint, daß Keiner von Euch darnach verlangt, diese Maccaroni zu genießen. Aber da Du unwohl bist, Takaségawa, so will ich Dir eine ganz geeignete Medicin geben," und mit diesen Worten wendete er sich zu dem Schranke, zog den Brief hervor und legte ihn vor den Kämpen hin. Als er und O Hijaku nun klar genug merkten, daß ihre bösen Anschläge an's Licht gekommen seien, waren sie vor Scham und Angst mit Stummheit geschlagen.

Takaségawa, als er sah, daß alles Leugnen vergeblich sei, zog seinen Dolch und stach nach Dschujémon; aber dieser, der rasch und gewandt war, bückte sich unter des Ringers Arm und indem er seine rechte Hand von hinten faßte, drückte er sie so stramm und fest zusammen, bis sie matt und starr wurde und der Dolch auf den Boden fiel. Denn obwohl der Ringer ein kräftiger Mann war, so war er doch dem Dschujémon nicht überlegen, und dieser hielt ihn so fest gepackt, daß er sich nicht regen konnte. Dann nahm Dschujémon den Dolch vom Boden auf und sagte:

„Ei! ich glaubte, daß Du als ein Ringer wenigstens ein solider Mann sein würdest, und daß mit Dir zu kämpfen doch einigermaßen vergnüglich sein möchte. Aber jetzt sehe ich, daß Du am Ende nur eine armselige schwächliche Creatur bist. Ich würde mein gutes Schwert nur besudelt haben, wenn ich mit ihm einen solchen undankbaren Nich'swürdigen getödtet hätte. Aber zum Glück ist hier Dein eigener Dolch. Den sollst Du haben."

Takaségawa wand sich wie ein Wurm, um zu entschlüpfen, und O Hijaku ergriff ein großes Küchenmesser, mit dem sie Dschujémon angriff. Dieser aber, ganz wüthend, stieß sie mit dem Fuße heftig in die Seite, daß sie entkräftet umfiel, dann den Dolch hochschwingend, spaltete er den Ringer von der Schulter herunter bis zur Brustwarze und der dicke Mensch brach im Todeskampfe zusammen. O Hijaku, als sie dies sah, wollte nun entfliehen; aber Dschujémon ergriff sie bei den

Dschujémon ſtraft ſein Weib und ihren Buhlen.

Haaren, erdolchte sie und gab ihr den Todesstoß, worauf er sie an der Seite ihres Liebhabers niederlegte.

Am folgenden Tage sandte er dem Gouverneur von Osaka einen Bericht über Das, was er gethan hatte, und beerdigte die beiden Todten. Und von dieser Zeit an lebte er als Junggeselle und setzte sein Gewerbe als Krämer mit Parfümerien und ähnlichen Waaren wieder fort. Seine Mußestunden aber verbrachte er wie früher im Hause seines Gönners, Kajiki Tosajémon.

Eines Tages, als Dschujémon seiner Gewohnheit nach den Kajiki Tosajémon zu besuchen kam, sagte ihm die Hausmagd, die er vor der Thür fand, daß der Meister ausgegangen, der junge Herr Tonoschin aber zu Hause sei. Dann wolle er dem jungen Herrn seine Aufwartung machen, sagte er und ging hinein. Und als er plötzlich und etwas heftig die Schiebethür des Zimmers, in welchem Tonoschin saß, aufgestoßen hatte, fuhr dieser zusammen und wurde todtenbleich.

„Ei, ei! junger Mann," sagte Dschujémon lächelnd, „Ihr seid doch sicherlich nicht so zaghaft, daß Ihr erschreckt, wenn die Zimmerthür geöffnet wird? So benimmt sich ja kein braver Samurai."

„Ja! Ich schäme mich über mich selbst," erwiderte der Andere, indem er über diesen Vorwurf erröthete, „aber die Sache ist, daß ich in der That einige Ursache zum Erschrecken hatte. Horcht nur, Herr Dschujémon, und ich will Euch Alles erzählen. Heute Morgen, als ich zur Akademie ging, um zu studiren, fand ich dort eine Menge meiner Mitstudenten ver-

sammelt, und in ihrer Mitte Einen, der erzählte, daß zwei und eine halbe Meile ostwärts von der Akademie eine alte zerfallene Kapelle stünde, die das nächtliche Rendezvous von Poltergeistern und Kobolden sei, welche schon seit einiger Zeit den Leuten allerlei Spuk und Streiche spielten, und er schlug vor, daß wir Alle losen sollten, und daß der, auf den das Loos fiele, diesen Abend hingehen und die bösen Geister beschwören, und daß derselbe ferner zum Beweise, daß er zur Stelle gewesen, seinen Namen an einen der Pfeiler der Kapelle schreiben solle. Sie waren Alle der Meinung, daß dies ein hübscher Spaß sein würde, und ich, weil ich nicht Lust hatte, mich als Feigling zu zeigen, stimmte auch bei, griff in den Topf, und mein böses Glück wollte, daß ich das schwarze Loos zog. Eben nun als Ihr in's Haus tratet, dachte ich an den Spuk, und so kam es, daß ich nicht umhin konnte, als Ihr die Thür plötzlich aufrißt, zusammenzufahren."

„Wenn Du nur ein wenig nachdenkst," sagte Dschujémon, „wirst Du finden, daß bei dieser Sache nichts zu fürchten ist. Wie können Thiere*) und Kobolde einen Einfluß auf Menschen haben? Aber bekümmere Du Dich gar nicht darum, überlaß mir dies Abenteuer! Ich will diese Nacht statt Deiner hingehen und sehen, ob ich diesen Spukgeistern, wenn deren da sind, nicht Mores lehren kann, und darnach will ich Deinen

*) Man sehe über den an Füchse, Katzen und Dachse sich knüpfenden Aberglauben die weiter unten mitzutheilenden Geschichten ihrer spukhaften Streiche.

Namen an den Pfeiler schreiben, so daß jeder glauben soll, Du wärest da gewesen."

„O! Ich danke Euch. Das wird mir ein großer Freundschaftsdienst sein. Ihr könnt meine Kleider nehmen, und Niemand wird es merken. Ich bin Euch wirklich sehr verbunden!"

Als Dschujémon so die ganze Sache mit Freuden auf sich genommen hatte und nun die Nacht heran kam, machte er seine Vorbereitungen und ging zu dem bezeichneten Orte. Es war eine einsam liegende verfallene alte Kapelle von unheimlichem Aussehen, ganz überwachsen mit Unkraut und Gestrüpp. Dschujémon, vor nichts erschreckt, kümmerte sich wenig um die Beschaffenheit des Ortes, setzte sich unter dem eingesunkenen Dache auf dem Boden nieder und machte es sich in dem Unkraut so gemüthlich, wie die Umstände es erlaubten, zündete seine Pfeife an und spähte aufmerksam nach den Gespenstern aus. Nachdem er so einige Zeit gewartet hatte, vernahm er eine Bewegung und ein Rascheln in den Gebüschen, und es dauerte nicht lange, so war er rund umher umgeben von geisterhaft aussehenden Creaturen, von allerlei Gestalt und Art, die ihm gräßliche Gesichter schnitten.

Dschujémon schlug ganz ruhig die Asche aus seiner Pfeife und dann aufspringend gab er erst dem einen, dann dem andern der Gespenster einen tüchtigen Fußtritt, bis mehrere von ihnen zappelnd im Grase lagen, und die übrigen, ganz verdutzt über diesen unerwarteten Empfang, sich davon machten. Als Dschujémon nun seine Laterne zur Hand nahm und die ge-

fallenen Geister aufmerksam examinirte, sah er, daß es lauter Commilitonen Tonoschin's waren, die ihre Gesichter bemalt und sich schreckhaft herausgeputzt hatten, um ihren Genossen, von dem sie wußten, daß er nicht allzu keck war, in Angst zu setzen. Dschujémon theilte unter ihnen noch ein Paar tüchtige Püffe aus, und ging, indem er sie stöhnend im Grase liegen ließ, nach Hause, über den Ausgang seines Abenteuers in's Fäustchen lachend. —

Die ganze Begebenheit wurde in Osaka bald ruchbar und alle Welt lobte den Muth Dschujémon's. Gleich darauf wurde er zum Hauptmann der Otokodaté oder des freundlichen Bürgervereins erwählt, und darnach beschäftigte er sich nicht weiter mit seinem Handelskram, sondern lebte von den Beiträgen der zahlreichen Mitglieder und Lehrlinge jenes Vereins.

Kajiki Tonoschin unterhielt ein Liebschaftsverhältniß mit einer Sängerin, Kaschiku mit Namen, und verwandte eine Menge Geld auf diese seine Herzliebste. Sie jedoch machte sich nicht viel aus ihm. Denn sie hatte einen andern Liebhaber, Namens Hitschirobei, mit dem sie geheime Zusammenkünfte veranstaltete, obgleich sie an Tonoschin wegen des vielen Geldes, das sie zur Unterstützung ihrer armen Eltern nöthig hatte, gebunden war. Eines Abends, als Tonoschin im Bureau seines Chefs, des Gouverneurs von Osaka, Dienst hatte, sandte Kaschiku zu ihrem Hitschirobei, ließ ihn wissen, daß die Luft rein sei, und entbot ihn zu ihrem Hause.

Während die Beiden sich bei einem kleinen Mahle gütlich

thaten, klopfte Tonoschin, der, dringende Geschäfte vorgebend, einen Freund überredet hatte, seine Stelle beim Gouverneur zu vertreten, an die Thür und die erschreckte Haschiku verbarg ihren Liebhaber in einem langen Kleiderkasten und ließ den Tonoschin herein. Als dieser, in's Zimmer tretend, die Spuren und Ueberreste eines Abendmahls sah, blickte er schärfer zu und gewahrte die Sandalen eines Mannes, auf denen er beim Schein eines Lichtes die Zahl Sieben bemerkte.*) Dem Tonoschin waren schon einige ungünstige Berichte über Kaschiku's Verhältniß zu dem Manne Hitschirobei zugekommen, und als er nun diesen handgreiflichen Beweis vor sich hatte, wurde er sehr verstimmt. Doch unterdrückte er seine Gefühle, und auf die Weinflaschen und Schüsseln deutend, sagte er:

„Mit wem hast Du denn heute Abend gespeist, Haschiku?"

„O!" erwiderte sie, die trotz ihrer Verlegenheit genöthigt war, eine Antwort zu finden, „ich fühlte mich in meiner Einsamkeit so traurig, daß ich eine gute alte Frau aus der Nachbarschaft bat, zu mir zu kommen und mit mir eine Schale Wein zu trinken und zu plaudern."

Tonoschin spähte indeß immer nach dem verborgenen Liebhaber aus; da er ihn aber nicht entdecken konnte, hielt er sich überzeugt, daß Kaschiku ihn aus der Hinterthür entlassen haben müsse. Er steckte eine der beiden Sandalen als ein Beweisstück in seinen Aermel, und, ohne einen Verdacht zu äußern, sagte er:

---

*) „Hitschi", die erste Hälfte des Namens Hitschirobei, bedeutet „sieben".

„Gut das! Ich habe heute Abend noch Geschäfte und muß nach Hause gehen."

„Ach! willst Du nicht noch eine Weile bleiben? Es ist mir hier so melancholisch, wenn ich allein ohne Dich bin. Bitte, bleibe und leiste mir Gesellschaft!"

Aber Tonoschin gab keine Antwort und ging davon. Darauf bemerkte Kaschiku, daß eine der beiden Sandalen fehle, und war nun gewiß, daß Tonoschin sie zum Beweise mit sich genommen haben müsse. In großer Aufregung öffnete sie den Kleiderkasten und ließ den Hitschirobei heraus. Beide Liebende besprachen nun mitsammen den Vorfall, und da sie einander ernstlich liebten, so kamen sie überein, daß Tonoschin, wenn er wolle, sie Beide tödten möge; sie wollten mit Freuden zusammen sterben, einstweilen noch die kurze Gegenwart genießen und die Zukunft dem Himmel anheimstellen.

Am folgenden Morgen sandte Kaschiku dem Tonoschin eine Botschaft, und ließ ihn um Verzeihung anflehen. Er vergab ihr wirklich; denn er war von des Mädchens Reizen ganz bezaubert. Ja schwach wie er war, sandte er ihrem Liebhaber Hitschirobei dreißig Unzen Silbers zum Geschenke, mit der Bedingung jedoch, daß er sie nie wieder besuchen solle. Trotzdem setzten Kaschiku und Hitschirobei ihre geheimen Zusammenkünfte fort.

Hitschirobei, der ein großer Spieler war, hatte einen älteren Bruder mit Namen Tschobei, der in der Ajiwakastraße in Osaka einen Weinladen hielt. Tonoschin glaubte daher nichts Besseres thun zu können, als den Dschujémon zum

Tschobei zu schicken und diesen dazu zu bewegen, daß er seinen jüngeren Bruder überrede, seine Verbindung mit Kaschiku aufzugeben. Diesem Entschlusse gemäß besuchte er Dschujémon und sprach zu ihm:

„Herr Dschujémon, ich habe Sie in Beziehung auf das Mädchen Kaschiku, die Sie kennen, um eine Gunst zu bitten. Sie wissen, daß ich dem Liebhaber derselben, Hitschirobei, 30 Unzen Silbers gegeben habe, um ihn zum Aufgeben des Umgangs mit ihr zu bewegen. Aber ich habe Ursache zu glauben, daß sie nichtsdestoweniger noch zusammen kommen. Dieser Hitschirobei hat nun einen älteren Bruder, einen gewissen Tschobei. Wenn Sie zu diesem gehen und ihn bitten wollten, seinen Bruder wegen seines Betragens zu tadeln, so würden Sie mir einen großen Dienst erweisen. Sie haben sich so oft als meinen Freund gezeigt, daß ich es wage, Sie zu bitten, mir auch hierin zu helfen, obwohl ich fühle, daß ich Ihnen damit sehr zur Last falle."

Dschujémon, eingedenk der Güte, die er dem Kajiki Tosajémon, Tonoschin's Vater, schuldete, war stets bereit, diesem Letzteren zu dienen, er machte sich daher gleich auf, den Tschobei zu besuchen, und sagte ihm:

„Mein Name, mein Herr, ist Dschujémon, zu Diensten; und ich bin gekommen, in einer etwas delikaten Angelegenheit Euch um Beistand zu bitten."

„Worin kann ich Ihnen gefällig sein, mein Herr?" erwiderte Tschobei, der sich zu mehr als gewöhnlicher Höflichkeit

verpflichtet glaubte, da sein Gast der Chef der einflußreichen Brüderschaft der Otokodaté war.

„Es ist eine Kleinigkeit, mein Herr," sagte Dschujémon, „Euer jüngerer Bruder unterhält intimen Umgang mit einem Frauenzimmer Namens Kaschiku, die er im Geheimen besucht. Nun ist diese Kaschiku die erklärte Geliebte von dem Sohne eines Edelmannes, dem ich tief verpflichtet bin. Er kaufte sie von ihren Eltern für eine große Geldsumme los, und außerdem zahlte er vor einiger Zeit Eurem Bruder 30 Unzen Silbers, unter der Bedingung, daß er sich von dem Mädchen scheide. Nichtsdestoweniger fährt Euer Bruder fort, sie zu besuchen, und ich komme nun, Euch zu bitten, daß Ihr mit ihm sprechen und gegen sein Betragen remonstriren möchtet."

„O gewiß! Das will ich! Seien Sie ganz ruhig darüber. Ich werde bald Mittel und Wege finden, seinem unpassenden Betragen ein Ende zu machen."

Und weiter sprachen sie dann noch über dieses und jenes, bis Dschujémon, der seine Blicke in dem Zimmer hatte umherschweifen lassen, einen sehr langen Dolch gewahrte, der auf einem Brete lag. Und, indem er den Dolch schärfer in's Auge faßte, erkannte er plötzlich, daß es dasselbe Schwert war, welches ihm von seinem Fürsten als ein Abschiedsgeschenk überreicht worden war. Das Heft, die Beschläge, die Scheide und ihre Ausschmückung, Alles war genau dasselbe. Nur die Klinge war etwas gekürzt und dolchähnlich gemacht. Dann sah er auch Tschobei's Gesichtszüge aufmerksam an und erkannte, daß er Niemanden anders vor sich habe, als Akagoschi Kurojémon,

Funakoſchi Dſchujémon und die Geſpenſter.

„Gokumon."

„Gokumon.“

jenen wilden Piratenanführer, der ihn einmal hatte umbringen und ausrauben wollen. Es waren freilich seitdem zwei Jahre verflossen, aber er hatte sein Gesicht nie vergessen.

Dschujémon hätte ihn gern auf der Stelle selbst arretirt. Da er aber dachte, daß es bedauerlich wäre, wenn ein so gefährlicher Räuber möglicher Weise dabei doch noch entkäme, so bezwang er sich, nahm Abschied, und ging geradeswegs zum Gouverneur von Osaka, dem er die Sache anzeigte. Als die Justizbeamten von der Beute, die ihrer wartete, hörten, trafen sie sogleich alle nöthigen Maßregeln. Drei Männer der geheimen Polizei kamen zu Tschobei's Weinhaus und stellten sich, nachdem sie dort Wein getrunken, als ob sie im Rausche mit einander in Streit geriethen. Als Tschobei herzu trat und sie zur Ruhe zu bringen suchte, packte ihn einer der Polizisten und ein anderer versuchte ihm die Hände auf den Rücken zu binden. Sogleich blitzte in Tschobei's Seele der Gedanke auf, daß seine alten Missethaten an's Licht gekommen sein müßten. Er fühlte sich wieder als Piratenchef, schüttelte mit einer verzweifelten Anstrengung die beiden Polizisten ab, und indem er in das Zimmer sprang, ergriff er das berühmte Sukésadaschwert und stürzte die Treppe hinauf. Die drei Polizisten, denen es nicht einfiel, daß er entschlüpfen könne, eilten stracks hinter ihm drein. Tschobei aber spaltete mit einem mächtigen Hiebe den Kopf des Vordermannes und die beiden Andern, beim Anblicke das Schicksals ihres Kameraden entsetzt, blieben zurück. Darauf kletterte Tschobei auf das Dach, und von da um sich blickend, sah er, daß das ganze Haus auf allen Seiten von Bewaffneten

umgeben war. Da machte er sich darauf gefaßt, daß sein letzter Augenblick gekommen sei. Jedenfalls aber war er entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen und fechtend zu sterben. So stand er, den Angriff erwartend, da. Einer der Offiziere näherte sich von dem Dache des benachbarten Hauses und griff ihn mit einem Speer an, während mehrere Soldaten am Hause hinauf kletterten. Als Tschobei sah, daß er übermannt sei, sprang er vom Dache herunter und ehe sich die Soldaten unten von ihrem Erstaunen erholen konnten, hatte er ihre Reihe durchbrochen, hieb zur Rechten und Linken um sich und streckte drei Männer zu Boden. Mit Sturmeseile floh er, seine Verfolger ihm auf den Hacken. Als er den breiten Fluß vor sich sah, sprang er in ein kleines am Ufer befestigtes Boot, das die vor seiner wilden Erscheinung und blutigem Schwerte fliehenden Bootsleute ihm nicht streitig machten. Tschobei stieß ab und arbeitete sich hastig in die Mitte des Flusses hinein. Die verfolgenden Beamten waren, da sie nicht gleich ein anderes Boot zur Hand hatten, für einen Augenblick aufgehalten. Einer von ihnen lief längs des Flusses hinab und verbarg sich, mit einem Speer bewaffnet, unter einer Brücke. Als Tschobei aber in seinem Boote auf dem Flusse herabgetrieben kam, und der Polizist mit seinem Speer nach ihm stach, traf er ihn am Ellbogen. Tschobei ergriff den Speer, zog den Mann damit in's Wasser und hieb ihn zusammen. Dann wieder mächtig zum Ruder greifend, näherte er sich der Mündung des Flusses und dem Meere. Die andern Offiziere hatten unterdessen zehn Böte zusammengebracht, flogen herbei und umgaben den Tschobei.

Er aber, der früher ein so berühmter Seefahrer und Pirat gewesen war, zeigte sich viel gewandter in Behandlung eines Schiffs, als seine Verfolger, und entzog sich ihnen ohne viel Schwierigkeit, und arbeitete sich endlich ganz in's Meer hinaus zum großen Aerger der Polizisten, die endlich abstanden. Darnach sagte Dschujémon, welcher indeß auch herbeigekommen war, zu einem von ihnen, der am Ufer stand: „Habt Ihr ihn jetzt"?

„Nein, der Mann ist so gewandt wie ein Aal und dazu so wild, daß unsere Leute nichts mit ihm anfangen können."

„Ja, das ist wahr, er ist ein wüthender Raufbold. Er hat aber mein Schwert und das muß ich zurückhaben auf gute oder böse Manier. Wollt Ihr mir erlauben, daß ich seine Arretirung unternehme?"

„Wohl! Ihr mögt das versuchen, und Ihr sollt Mannschaft dazu haben, um Euch in der Gefahr beizuspringen."

Dschujémon warf, nachdem er diese Erlaubniß erhalten hatte, seine Kleider weg und sprang zur großen Verwunderung aller Umstehenden in die See, einen Polizeioffiziersstab in der Hand. Als er dem Boote Tschobei's näher gekommen war, tauchte er unter, packte das Schiff von unten und schwenkte sich, ohne daß der Pirat es gleich wahrnehmen konnte, hinein. Tschobei hatte das gute Sukésadaschwert in Händen und Dschujémon war nur mit seinem Polizeistabe bewaffnet. Dagegen war Tschobei jetzt nach seinen übermenschlichen Anstrengungen ermattet, und ohne dies wurde er, während er nur nach seinen entfernten Verfolgern ausspähte, durch den Angriff von unten

überrascht. So dauerte es nicht lange, daß Dschujémon ihn bewältigt und in Sicherheit gebracht hatte.

Für diese Heldenthat empfing Dschujémon außer seinem Sukésadaschwert viele Belohnungen und großes Lob vom Gouverneur von Osaka. Der Pirat Tschobei aber wurde in's Gefängniß geworfen.

Hitschirobei war, als er von seines Bruders Gefangennahme hörte, nicht zu Hause. Da er indeß wohl einsah, daß man ihm auch nachsuchen würde, beschloß er sogleich nach Jedo zu flüchten und er machte sich längs des Tokaido, der großen Heerstraße Japan's, auf den Weg und kam bis Kuana. Aber die geheime Polizei hatte von seinen Bewegungen Wind bekommen und einer der Polizisten war ihm auf den Hacken, als Bettler verkleidet und eine Gelegenheit zu seiner Ergreifung erspähend.

Hitschirobei fühlte sich ganz beruhigt und glücklich über sein Entkommen, und ohne zu ahnen, daß er in so großer Entfernung von Osaka in Gefahr sein könne, ging er zu einem Weinhause, in der Absicht, sich nach seinem Gefallen zu vergnügen. Der Polizist, der dies ausspürte, kam zu dem Herrn des Hauses und sagte:

„Der Gast, der eben bei Euch eintrat, ist ein berüchtigter Dieb, und ich bin ihm auf den Fersen, um ihn zu arretiren. Ich beauftrage Euch, ihn zu bewachen und mich wissen zu lassen, wann er eingeschlafen ist. Sollte er entschlüpfen, so kämt Ihr in Verantwortung."

Der Herr des Hauses stimmte natürlich zu, beauftragte

eine Dienerin, Hitschirobei's Dolch bei Seite zu schaffen, und sobald dieser, von seiner Reise ermattet, in Schlaf gefallen war, benachrichtigte er den Polizisten, der hinaufging, den Hitschirobei, so wie er in seinen Reisekleidern dalag, fesselte und alsdann nach Osaka zurücktransportirte, wo er zu seinem Bruder in's Gefängniß gesteckt wurde.

Als Kaschiku von ihres Liebhabers Gefangennahme hörte, war sie überzeugt, daß dies Dschujémon's Werk gewesen sei, und sie entschloß sich, ihn auf der Stelle zu tödten, damit sie mit ihrem Hitschirobei zusammen sterben möchte. Mit einem großen Küchenmesser unter ihren Kleidern ging sie um Mitternacht zu Dschujémon's Haus, und sah sich um, ob sie nicht ein Loch oder eine Spalte finden könne, um unbemerkt hineinzuschlüpfen. Aber Alles war fest verrammelt. Sie war daher genöthigt, an die Thür zu klopfen und auf einen Vorwand zu denken.

„Laßt mich herein! laßt mich herein!" schrie sie, „ich bin die Magd in dem Hause Kajiki Tosajémon's, und bin beauftragt, dem Herrn Dschujémon einen Brief mit einem sehr dringenden Auftrage zu übergeben!"

Einer von Dschujémon's Dienern, der dies hörte und ihre Aussagen für wahr hielt, öffnete die Thür, und Kaschiku drang, indem sie ihn mit dem Dolche in's Gesicht stieß, ein. Drinnen begegnete ihr ein anderer Lehrbursche, der von dem Geräusche aufgeweckt war. Auch diesem versetzte sie einen Dolchstich in den Leib. Er aber, niederfallend, rief nach Dschujémon und schrie:

„Vater! Vater!*) nimm Dich in Acht. Ein mörderischer Böſewicht iſt in Dein Haus eingedrungen!" und Kaſchiku, um ihn ſtille zu machen, ſchnitt ihm die Kehle ab.

Dſchujémon, der den Ausruf ſeines Zöglings vernahm, ſprang auf, und nachdem er raſch ſeine Nachtlampe angezündet hatte, ſpähte er im Halbdunkel umher und erblickte Kaſchiku mit ihrem blutigen Meſſer auf ihn zueilend. Er kam ihr aber zuvor, ſprang mit einem Satze auf ſie zu, packte ſie bei der rechten Hand, brachte ſie zu Boden und band ſie ſo, daß ſie ſich nicht regen konnte. Als er ſich ein wenig von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, durchſuchte er ſein Haus, wo er zu ſeinem Entſetzen einen ſeiner Zöglinge todt fand und den andern mit einem gräßlichen Schnitt im Geſichte da liegen ſah. Mit dem Anbruch des Tages berichtete er den Vorfall den betreffenden Autoritäten und überlieferte Kaſchiku in's Gefängniß. Nach gehöriger Unterſuchung des Falles wurden die beiden Piratenbrüder mit ſammt dem Mädchen Kaſchiku hingerichtet, und ihre Köpfe wurden mit einander ausgeſtellt.**)

Als nun der Ruf von Dſchujémon's tapferen Thaten ſich weit verbreitet hatte, und auch zu ſeiner eigenen Heimath gedrungen war, befahl ſein Fürſt, daß er für ſein früheres Verſehen, jenes zu Anfang erwähnte unglückliche Duell, pardonnirt

*) Die Lehrlinge und Zöglinge reden ihren Meiſter mit „Vater" an.

**) Die Ausſtellung des Kopfes, auf japaniſch „Gokumon" genannt, iſt eine entehrende Nebenſtrafe zu der Hinrichtung. Eine Inſchrift, die neben den ausgeſtellten Köpfen befeſtigt wird, macht die Art des Verbrechens bekannt, durch welches die Beſtrafung veranlaßt wurde.

und wieder in seine Dienste angenommen werden sollte. Als dem Dschujémon dies gemeldet war, machte er dem Kajiki Tosajémon, seinem Gönner in Osaka, einen Abschiedsbesuch, dankte ihm für die vielen Gunstbezeugungen, die er aus seiner Hand empfangen hatte, reiste nach Hause und wurde nach allen den erzählten und andern Abenteurn wieder ein Samurai, ein treuer Diener seines Fürsten, wie er es zuvor gewesen war.

Ueber die japanischen Preisfechter.

Die wohlgenährten Ringer oder Preisfechter Japan's, deren schwerfällige Wanste und plumpe und schwülstige Gliedmaßen, so sehr sie von ihren eigenen Landsleuten bewundert werden mögen, einen sehr wunderlichen Contrast bilden zu den Vorstellungen, die wir Westmenschen von der Ausbildung eines guten Athleten haben, sind schon vielen Besuchern Japan's aufgefallen und ich will über sie hier einige Belehrungen einfließen lassen.

Die erste historische Nachricht über Ring- und Fechtkunst in Japan datirt aus dem sechsten Jahre des Kaisers Suinin (24 vor Christi Geburt), als ein gewisser Taima no Kéhaja, ein Edelmann von mächtiger Statur und großer Leibesstärke, den Kaiser bat, daß er seine Kraft auf eine Probe stellen möchte, indem er dazu prahlte, daß es nicht seines Gleichen unter dem Himmel gebe. Der Kaiser ließ demgemäß eine Herausforderung proclamiren, die ein gewisser Nomi no Schikuné annahm.

Derſelbe rang mit jenem Kéhaja, warf ihn und zerbrach ihm mehrere Glieder, ſo daß er ſtarb. Nach dieſem Siege wurde der ſiegreiche Schikuné zu hohen Stellungen befördert und machte ſich noch weiter berühmt in der Geſchichte Japan's durch die Einführung der ſehr humanen Maßregel, irdene Figuren ſtatt lebende Menſchen, wie es vor ſeiner Zeit herkömmlich geweſen war, mit dem Sarge des Mikado zu beerdigen.

A. D. 858 wurde um den Thron von Japan gerungen. Der Kaiſer Buntoku hatte zwei Söhne, mit Namen Koréſchito und Korétaka, die Beide nach dem Throne ſtrebten. Ihre Anſprüche wurden in einem Wettkampfe entſchieden, in welchem ein gewiſſer Joſchiro der Kämpe Koréſchito's und Natora der Kämpe Korétaka's war. Da Natora unterlag, ſo beſtieg Koréſchito den Thron ſeines Vaters unter dem Namen „Seiwa".

In dem achten Jahrhunderte, als Nara die Capitale Japan's war, ſetzte der Kaiſer Schomu den Ringkampf als einen Theil der Ceremonien des „Herbſtfeſtes der fünf Körner" (oder des Erntefeſtes) an, und da das Jahr, im welchem dies geſchah, ſich als ein ſehr fruchtbares erwies, ſo wurde der Gebrauch als den Göttern wohlgefällig betrachtet und demgemäß fortgeſetzt. — Die ſtärkſten Leute aus den verſchiedenen Provinzen wurden zuſammengerufen und ein gewiſſer Kijobajaſchi zum Vorkämpfer von ganz Japan proclamirt. Viele brave und tüchtige Leute verſuchten einen Strauß mit ihm, aber Keiner konnte ihn bezwingen.

Nun wurden auch Kunſtregeln und Geſetze für die Arena

Japanisches Preis-Ringen.

Japaniſcher Ringer.

entworfen, und um Zwistigkeiten zu vermeiden, wurde Kijobajaschi vom Kaiser zum Richter bei den Wettkämpfen angestellt. Ihm schenkte der Kaiser einen Fächer, auf welchem die Worte „der Fürst der Löwen" geschrieben standen. Die Ringer wurden in Kämpen der östlichen und Kämpen der westlichen Provinzen abgetheilt, wobei man Omi als die Centralprovinz annahm. Die „Ringer des Ostens" trugen in ihrem Haar als Wahrzeichen die Rosenmalve.*) Die des Westens dagegen adoptirten als Kennzeichen die Blüthe des Kürbißraumes. Daher wurde denn auch die Passage, welche zu der Ringerbühne hinaufführte, „der Blumenpfad" genannt. Achtundvierzig verschiedene Griffe wurden als erlaubt und ehrlich festgesetzt, zwölf „einfache Würfe", zwölf „Hebungen", zwölf „Drehungen" und zwölf „Würfe über den Rücken". Alle andern Griffe und Würfe, welche nicht unter diesen aufgeführt waren, wurden als gesetzwidrig und schimpflich betrachtet, und es war die Pflicht des Schiedsrichters, darauf zu sehen, daß die Kämpfer zu keinen unerlaubten Kniffen und Kunstgriffen ihre Zuflucht nähmen. Es wurde vorgeschrieben, daß die bedeckte Bühne aus 16 Reisballen gebildet sein solle, in der Gestalt eines einzigen mächtigen Reisballens, unterstützt durch vier Pfeiler nach den vier Weltgegenden. Jeder Pfeiler sollte seine eigene Farbe haben, so daß sie zusammen mit gewissen ebenfalls gefärbten Papierwimpeln 5 Farben ausmachten, zum Symbol der „Fünf Körner".

*) „Athaea rosea."

Die Bürgerkriege, welche das Land für längere Zeit in Unruhe und Aufregung versetzten, hemmten die Uebung der Ringkämpfe. Als jedoch der Frieden wieder hergestellt war, schlug man vor, die athletischen Spiele von Neuem einzuführen, und der alte Schiedsrichter und Kenner Kijobajaschi, „der Fürst der Löwen", sollte wieder hervorgesucht werden. Aber er war unterdeß gestorben oder verschwunden. Man konnte ihn nicht finden und kein anderer tüchtiger Obmann zeigte sich. Da suchte man in allen Provinzen nach einem Manne, der seinen Platz ausfüllen könnte, und ein gewisser Joschiba Jjétsugu, ein Ronin aus der Provinz Etschisen, der den Ruf hatte, in allen edlen Fechtkünsten sehr bewandert zu sein, wurde zur Hauptstadt entboten und erwies sich als ein Schüler Kijobajaschi's. Der Kaiser bestätigte ihn in dem Posten und befahl, daß ihm „der Fächer des Fürsten der Löwen" übermacht werden solle, und er gab ihm den Titel „Bungo no Kami" und befahl auch, daß sein Name auf der Kampfbühne „Oi-Kasé" („der treibende Wind") sein solle. Ferner wurde ihm zum Zeichen, daß es keine zwei verschiedenen Style und Schulen der Ringkunst geben sollte, ein zweiter Fächer gegeben, welcher die Inschrift hatte: „ein einziger Wahlspruch ist etwas Schönes". Das Recht, bei den Ringkämpfen als Schiedsrichter aufzutreten, wurde in der Familie Joschiba's erblich gemacht, damit „der treibende Wind" auch unter allen kommenden Generationen bei den athletischen Spielen präsidiren möge. In alten Zeiten bestanden die Preise für die drei siegenden Hauptringer in einem Bogen, einer Bogensehne und einem Pfeil. Diese werden

noch jetzt auf die Arena gebracht und am Ende des Wettkampfes führen die glücklichen Nebenbuhler verschiedene Uebungen und Kunststücke mit ihnen aus. Den Siegern — aber nur Zweien oder Dreien in einer Generation — ertheilt „die Familie des treibenden Windes" das Privilegium, einen Strickgürtel zu tragen. Zur Zeit des Schogunats pflegten die Kämpfer vor dem Schogun zu ringen.

Im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts (A. D. 1606) hörte man auf, die Ringkämpfe als einen regelmäßigen Theil der religiösen Ceremonien zu betrachten. Doch werden sie noch jetzt in den Tempeln zu Kamo, zu Kijoto, Kasusa und Jomato abgehalten. Desgleichen werden sie jährlich zu Kamakura aufgeführt und bei den Altären der Schutzheiligen der verschiedenen Provinzen zur Heilighaltung und Nachahmung der alten Gebräuche.

Im Jahre 1623 erhielt ein gewisser Akaschi Schiganosuke von der Regierung die Erlaubniß, in den Straßen von Jedo öffentliche Ringkämpfe abzuhalten. Im Jahre 1644 wurde das erste große Ringen zum Zweck einer Sammlung für Tempelbauten angestellt. Dies geschah auf Wunsch der Priester von Kofukuji in Jamaschiro. Im Jahre 1660 wurde dasselbe auch in Jedo versucht und die Gewohnheit, Wettringen zum Vortheile der Tempelschätze anzustellen, besteht noch heutzutage.

Folgende lebhafte Schilderung eines japanischen Ringkampfes ist aus dem „Jedo Hanjoki" („dem Führer von Jedo") übersetzt:

„Von Tagesanbruch bis acht Uhr Vormittags wird die Trommel gerührt, um zu verkünden, daß ein Ringen ſtattfinden ſoll. Und die Zuſchauer erheben ſich für das Schauſpiel zeitig von ihrem Lager. Wenn die Gegner, die mit einander kämpfen ſollen, ausgewählt ſind, treten ſie von Oſten und von Weſten auf die Bühne. Es ſind derbe, feſte Männer mit Muskeln und Knochen von Eiſen. Wie die Götter Nio*) ſtehen ſie da mit übergeſchlagenen Armen und ſcheinen ſich in ihrer Stärke und in ihren dicken Muskeln recht wohl zu fühlen. Der Schiedsrichter beobachtet ſie, bis ſie Beide gleichzeitig einen tiefen Athemzug thun, und giebt dann mit ſeinem Fächer das Zeichen zum Anfang. Sie ſpringen auf und rücken mit einem wuchtigen Satze dicht an einander, wie Tiger, die ſich auf ihre Beute ſtürzen. Es iſt nicht etwa blos eine Prüfung brutaler Kraft, es gilt Kunſt gegen Kunſt. Alle jene achtundvierzig oben bezeichneten „Griffe und Würfe" werden der Reihe nach verſucht. Der immer ſcharf aufpaſſende Schiedsrichter dreht ſich beſtändig von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten herum, um zu ſehen, ob und wo der Sieg ſich erklärt haben möge. Eine Partie der Zuſchauer wettet „für den Oſten", eine andere Partie hält es „mit dem Weſten". Die Gönner der Arena werden dabei von Aufregung der Art ergriffen, daß ſie faſt einer Ohnmacht nahe kommen. Sie ballen die Fäuſte und haben, ohne zu blinzeln, die Kämpfer ſtets ſcharf im Auge. Endlich hat ein Mann, „ein Oeſtlicher" oder „ein

*) Die japaniſchen Gog und Magog.

Westlicher", einen Vortheil errungen, und alsbald erhebt der Schiedsrichter seinen Fächer, zum Zeichen des Sieges. Die rauschenden Bravos der Zuschauer erschüttern die ganze Nachbarschaft, und sie werfen Schmuckgegenstände oder auch ihre Gewänder auf die Bühne, die nachher wieder mit Geld eingelöst werden sollen. Ja zuweilen reißt wohl Einer in leidenschaftlicher Aufregung seinem Nachbarn die Jacke ab und wirft sie hinauf.

Vor dem Anfange des Kampfes schrauben und arbeiten die Kämpfer ihren Muth und ihre Kraft durch ungeduldiges Stampfen mit den Füßen und mit klatschenden Schlägen an ihre dicken Lenden in die Höhe. Dieser Gebrauch wird durch folgende Sage aus dem heroischen oder mythischen Zeitalter begründet:

Nach den sieben Zeitaltern der himmlischen Mächte kam die Regierung an Tenscho Daijin, die Sonnengöttin und erste Kaiserin von Japan. Ihr jüngerer Bruder Sosanoo no Mikoto war ein gewaltiger und tapferer Heroe, aber ungestüm und erpicht auf die Jagd der Hirsche und wilden Schweine. Wenn er solche Thiere erlegt hatte, pflegte er ihre Körper in die heiligen Hallen seiner Schwester, der Sonne, zu schleppen und ihre Wohnung auch noch auf andere Weise zu entweihen. Als er dies mehrere Male gethan hatte, wurde seine Schwester sehr böse und verbarg sich in der Höhle, welche „das Felsenthor des Himmels" genannt wird, und weil nun ihr strahlendes Angesicht nicht gesehen wurde, so war kein Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht. Die ihr dienenden und nun über

ihr Verschwinden trauernden Heroen gingen aus, sie zu suchen. Sie aber setzte einen großen Felsblock vor ihre Höhle und weigerte sich herauszukommen. Als die Helden dies gewahrten, beriethen sie sich mit einander und tanzten und führten allerlei Scherze und Pantomimen vor der Höhle auf, um sie herauszulocken. Von Neugierde getrieben, öffnete sie das Thor ein wenig und lugte aus, worauf der Held Tajikarao oder „Große Kraft" in die Hände klatschte, mit den Füßen stampfte und mit einem mächtigen Griff in die entstandene Lücke das Felsenthor niederriß. Die andern Helden führten dann die Sonnen-Göttin im Triumphe zurück.*) Da Tajikarao der Gott der Stärke ist, so feiern die Ringer, wenn sie auf die Bühne treten, das Andenken an ihn und seine That noch jetzt durch das oben beschriebene Händeklatschen und Fußstampfen als eine Vorbereitung zur Entwickelung ihrer Kraft.

Die großen Daimios haben die Gewohnheit, Ringkämpfer in ihren persönlichen Dienst zu nehmen und ihnen eine jährliche Portion Reis zu bestimmen. Diese Athleten betheiligen sich denn auch an Hochzeits- und Begräbnißprozessionen, und escortiren auch ihre Fürsten auf ihren Reisen. Die reichen Bürger oder Kaufleute geben ihren Lieblingsringern Geld, und laden sie in ihre Häuser zu Weingelagen und Festen ein. Obgleich diese Künstler geringe und rohe Leute sind, so genießen sie doch etwas von derselben Vertraulichkeit, welche Preisfechtern,

*) Der Verfasser der Geschichte, genannt: „Kokuschi Rijaku", erklärt dies Märchen als eine Schilderung der ersten Sonnenfinsterniß.

Jockeys u. ſ. w. von ihren Gönnern in England zugeſtanden wird.

Die japaniſchen Ringer ſcheinen kein geregeltes Erziehungs- und Dreſſirungsſyſtem zu befolgen. Sie härten ihre von Natur mächtigen Gliedmaßen durch vieles Schlagen und dadurch, daß ſie ihre Schultern häufig gegen ſchwere hölzerne Pfoſten ſtoßen, ab. Ihre Diät iſt kräftiger als gewöhnlich die der Japaner, welche ſelten Fleiſch genießen.

VII.

Das Teemädchen und der Hatamoto.

Das Etamädchen und der Hatamoto.

Einſt, vor etwa 200 Jahren, lebte in dem Orte Honjo in Jedo ein Hatamoto mit Namen Takoji Genſaburo. Derſelbe war ungefähr vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt, und von außerordentlich großer perſönlicher Schönheit. Die Pflichten ſeines Amtes zwangen ihn, auf dem Wege zum Schloſſe des Taikun häufig die Abſumabrücke zu paſſiren, und bei derſelben begegnete ihm einmal ein intereſſantes Abenteuer. Ein armer Mann, ein Eta, pflegte, um ſeinen Unterhalt zu verdienen, jeden Tag zur Abſumabrücke zu gehen und daſelbſt die Sandalen der Vorübergehenden zu flicken. Jedes Mal, wenn Genſaburo über die Brücke ging, verbeugte dieſer Eta*) ſich

*) Die Eta ſind die Pariahs von Japan, deren Anweſenheit das Haus ſelbſt des ärmſten und niedrigſten Japaners befleckt. Ihre Beſchäftigung beſteht im Abſchlachten der Thiere und in der Verarbeitung des Leders. Auch müſſen ſie die Verbrecher bewachen und andere erniedrigende Dienſte verrichten. Man hat ſehr abweichende Berichte über die Entſtehung und Geſchichte dieſer Menſchenclaſſe. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß zur Zeit, als der Buddhaismus, deſſen Grundſätze verbieten, irgend etwas Lebendiges zu tödten, in Japan eingeführt wurde, Diejenigen, welche durch Tödtung lebten und deren blutiges Gewerbe in ihren Familien, wie in einigen Ländern Europa's das Amt des Henkers erblich geworden war, im ganzen Lande mit Fluch be-

tief vor ihm. Dies fiel dem Genſaburo endlich auf, und eines Tages, da er ganz allein aus dem Hauſe ging ohne die Begleitung irgend eines ſeiner Diener und die Abzuma-brücke paſſirte, da brach plötzlich der lederne Riemen an einer ſeiner Sandalen. Das war ihm verdießlich, doch erinnerte er ſich ſogleich des Etaſchuhflickers, der ihn immer ſo regelmäßig begrüßt hatte. Schnell ging er zu dem Orte, wo er ihn gewöhnlich hatte ſitzen ſehen, und befahl ihm, ſeine Sandalen zu beſſern, indem er ihn zugleich fragte: „Sage mir doch, welchen Grund haſt Du, jedes Mal, wenn ich auf der Brücke bei Dir vorübergehe, mich ſo reſpectvoll zu grüßen"?

Als der Eta dies hörte, verlor er ganz ſeine Faſſung und ſchwieg eine Weile ſtill. Endlich aber ſchöpfte er Muth und ſagte zu Genſaburo: „Herr, ich fühle mich tief beſchämt darüber, daß Ihr mich mit Euren Befehlen beehrt und nach meiner Vergangenheit fragt. Ich war urſprünglich ein Gärtner und pflegte damals zu Eurer Gnaden Haus zu kommen und beim Aufräumen des Gartens meinen Beiſtand zu leihen. In jenen Tagen waren Eure Gnaden ſehr jung und auch ich ſelbſt nicht viel mehr als ein Knabe, und daher pflegte ich mit Ihro Gnaden zu ſpielen und empfing viele Güte und Freundlichkeit aus Euren Händen. Mein Name, Herr, iſt Tſchokitſchi. Seit

---

laden wurden. Eine andere Ueberlieferung verſichert, daß ſie die Nachkommen der tartariſchen Eroberer ſeien, welche Kublai Khan bei ſeinen Einfällen in Japan hinterlaſſen habe. Eine Schilderung der geſelligen Verhältniſſe Japan's würde unvollſtändig ſein ohne eine Kunde der Etas, und die folgende Geſchichte malt wohl ſehr deutlich die Stellung, welche ſie einnehmen.

jener Zeit bin ich durch allerlei Unglück nach und nach ganz herabgekommen und dann endlich das elende Wesen geworden, das Ihr vor Euch seht".

Als Gensaburo das hörte, verwunderte er sich sehr. Doch wurde er, nachdem er sich der früheren Freundschaft mit seinem Spielkameraden wieder deutlich erinnert hatte, von Mitleiden erfüllt und sagte: „Ja wahrlich, Du bist sehr weit herabgekommen, Tschokitschi! Aber Du solltest nun Dein Möglichstes thun, Mittel zu finden, um der Classe zu entschlüpfen, in welche Du gefallen bist, um wieder ein ehrlicher Bürgersmann zu werden. Hier! nimm diese Summe. So klein sie ist, möge sie Dir zur Grundlage für Größeres und Besseres dienen". — Und mit diesen Worten nahm er zehn Rijos aus seiner Tasche und reichte sie dem Tschokitschi, der anfänglich sich weigerte, das Geschenk anzunehmen, aber es doch am Ende, da sein Gönner es ihm aufdrang, mit Dank zu sich steckte.

Gensaburo war eben im Begriff ihn zu verlassen, um nach Hause zu gehen, als zwei wandernde Sängerinnen herzutraten und mit Tschokitschi sprachen. Gensaburo blickte hin, um zu sehen, wie die Mädchen aussähen. Die Eine von ihnen war ein Frauenzimmer von zwanzig Jahren, und die Andere ein ganz unvergleichlich schönes Mädchen von sechszehn. Sie war weder zu corpulent noch zu dünn, weder zu lang noch zu klein. Ihr Gesicht war oval wie ein Melonenkern und ihr Teint hell und weiß. Ihre Augen waren eng und funkelnd, ihre Zähne klein und einer wie der andere. Ihre Nase war

gebogen und ihr Mund äußerst zierlich geformt, mit lieblichen rothen Lippen. Ihre Augenbrauen waren lang und dünn ausgezogen. Sie hatte eine Fülle von langem schwarzen Haar. Sie sprach bescheiden mit einer sanften süßen Stimme, und wenn sie lächelte, so erschienen zwei niedliche Grübchen in ihren Wangen. In allen ihren Bewegungen war sie graziös und voll edlen Anstands. Gleich beim ersten Blicke verlor Gensaburo sein Herz an sie und sie, als sie ihn ebenfalls anblickte und erkannte, was für ein schöner junger Mann er war, verliebte sich auch sogleich in ihn, so daß das Frauenzimmer, welches sie begleitete, und bemerkte, daß Beide einander mit großen Augen anstaunten, ihre junge Freundin so schnell als möglich wegführte.

Gensaburo war eine Weile in sich versunken und dann zu Tschokitschi sich wendend, sagte er: „Bist Du mit diesen beiden Frauenzimmern, die soeben mit Dir sprachen, näher bekannt?"

„Herr!" erwiderte Tschokitschi, „es sind zwei Mädchen von unserm Volke. Die Aeltere heißt O Kuma, und das junge Mädchen, die nur sechszehn Jahre alt ist, nennt sich O Kojo. Sie ist die Tochter eines gewissen Kihatschi, eines Häuptlings der Eta's. Sie ist ein sehr artiges und sanftes Geschöpf, und dazu noch sehr hübsch, und unser ganzes Volk ist voll ihres Lobes."

Als Gensaburo das hörte, stand er eine Zeit lang in Gedanken verloren und sprach dann zu Tschokitschi: „Ich möchte dich um einen Dienst bitten. Bist Du gewillt, für mich zu thun, was immer ich von Dir verlange?"

Tschokitschi antwortete, daß er bereit sei, Alles zu thun, was in seiner Macht stände, Seine Gnaden zu verpflichten. Darauf lächelte Gensaburo und sagte: „Gut! dann möchte ich Dich in einer gewissen Angelegenheit beschäftigen. Aber da hier so viele Leute vorbeigehen, will ich Dich in dem Theehause von Hanakawado erwarten. Wenn Du Dein Geschäft hier beendet hast, kannst Du mich dort treffen, und ich will Dir das Nöthige kund thun". Mit diesen Worten verließ Gensaburo ihn und begab sich zu dem Theehause.

Nachdem Tschokitschi seine Arbeit beendigt hatte, wechselte er seine Kleider, und nach dem Theehause eilend, fragte er nach Gensaburo, der in einem der oberen Zimmer seiner harrte. Tschokitschi ging zu ihm hinauf und fing wieder an, ihm für das Geld, das er ihm gegeben hatte, zu danken. Gensaburo lächelte und reichte ihm einen Becher Wein, lud ihn zum Trinken ein und sagte:

„Nun will ich Dir den Dienst nennen, mit dem ich Dich beauftragen möchte. Ich habe meinen Sinn auf das Mädchen O Kojo gesetzt, der ich heute auf der Adsumabrücke begegnete, und Du mußt mir eine Zusammenkunft mit ihr verschaffen!"

Als Tschokitschi diese Worte hörte, war er erschrocken und erstaunt, und gab für einige Zeit keine Antwort. Endlich sagte er:

„Herr, es ist nichts in der Welt, das ich nach allen den Gunstbezeugungen, die ich früher von Euch empfangen habe, nicht für Euch thun möchte. Wenn dieses Mädchen die Tochter eines Edelmannes oder auch nur eines gewöhnlichen ordent-

lichen Bürgersmannes wäre, so würde ich Himmel und Erde in Bewegung setzen, um Euren Wünschen zu entsprechen. Aber für Eure Gnaden, einen so edlen schönen Hatamoto, würde es ein großer Mißgriff sein, die Tochter eines Eta zur Geliebten zu haben. Bei Eurem Reichthum könntet Ihr ja um die edelste und schönste Frau in der Stadt werben. Ich bitte Euch, Herr, gebt diesen Gedanken auf."

Diese Aeußerung verdroß den Gensaburo und er sagte:

„Es ist nicht Deine Sache, mir hierin einen Rath zu geben. Ich habe Dir befohlen, mir das Mädchen zu verschaffen, und Deinem Gelübde gemäß mußt Du gehorchen."

Da Tschokitschi nun einsah, daß alle seine Einwendungen vergebens sein würden, überlegte er, wie er eine Begegnung Gensaburo's mit O Kojo zu Stande bringen könne, und antwortete:

„Herr, verzeiht mir die Freiheit, die ich mir genommen habe. Ich will zu Kihatschi's Haus gehen und mein Bestes thun, um Euren Wünschen zu entsprechen. Aber heute ist es schon zu spät, die Nacht ist im Anzuge. Morgen will ich zu ihrem Vater gehen und mit ihm reden."

Gensaburo war darüber entzückt, daß er den Tschokitschi entschlossen sah, ihm zu dienen.

„Gut," sagte er, übermorgen will ich Dich in dem Theehause von Odschi erwarten, und Du kannst sie dahin bringen. Nimm dies Geschenk, so klein es ist, und thue für mich, was Du vermagst."

Damit zog er drei Rijos aus der Tasche und reichte sie

Begegnung Genſaburo's mit den beiden Eta-Mädchen.

dem Tschokitschi, der aber das Geld mit Dank von sich wies, indem er sagte, er hätte schon zu viel erhalten. und könne nicht noch mehr annehmen.

Aber Gensaburo drängte es ihm auf und fügte hinzu, daß er, wenn die Wünsche seines Herzens erfüllt würden, noch viel mehr für ihn thun wolle. So begann denn Tschokitschi, in großer Freude über das gute Glück, das ihm zu Theil geworden, in seinem Kopfe allerlei Pläne zu schmieden, und Beide trennten sich dann.

Auch O Kojo, die auf den ersten Anblick Gensaburo's bei der Adsumabrücke für ihn in Liebe entbrannt war, konnte, als sie nach Hause kam, an nichts Anderes mehr denken, als an ihn. Betrübt und melancholisch saß sie da und ihre Freundin O Kuma versuchte es vergeblich, sie auf allerlei Weise zu trösten. Sie seufzte und schmachtete aus ganzer Seele für Gensaburo, und je mehr sie über ihre Lage nachdachte, desto deutlicher erkannte sie, daß sie als Tochter eines Eta keine passende Partie für einen edlen Hatamoto sein könne. Dennoch aber fuhr sie fort, sich für ihn abzuhärmen und ihren eigenen und niedrigen Stand zu bejammern. —

Nun traf es sich, daß ihre Freundin O Kuma den Tschokitschi schon längst liebte und ihrerseits nichts Anderes that, als an diesen zu denken und von ihm zu sprechen. Eines Tages da Tschokitschi in dem Hause Kihatschi's, des Oberhaupts der Eta, einen Besuch machte, war O Kuma, als sie ihn kommen sah, sehr erfreut und empfing ihn mit den freundlichsten Worten, und Tschokitschi, sie unterbrechend, sagte:

„O Kuma, ich möchte Dich bitten, mir eine Frage zu beantworten: wohin ist O Kojo heute gegangen, um sich zu vergnügen?"

„Ach! Ihr erinnert Euch doch des vornehmen Herrn, welcher mit Euch neulich auf der Adsumabrücke sprach? Nun O Kojo hat eine ganz leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt, und sie sagt, sie sei zu niedergeschlagen, und so ganz aus Rand und Band, daß sie noch nicht aus dem Bette kommen könne."

Tschokitschi vernahm dies gern und sagte zu O Kuma:

„O das ist wundervoll! Also O Kojo liebt eben gerade den Herrn, der von Liebe für sie ganz entbrannt ist, und der mich aufgefordert hat, ihm in der Angelegenheit zu helfen. Da er aber ein Hatamoto ist, so würde er und sein ganzes Geschlecht in große Gefahr kommen, wenn die Sache ruchbar würde. Wir müssen sie vor der Welt so geheim wie möglich halten."

„O Wunder!" antwortete O Kuma, „wenn O Kojo dies hört, ach! wie glücklich wird sie sein! Ich muß gleich gehen und ihr Alles erzählen!"

„Noch nicht!" sagte Tschokitschi, sie zurückhaltend. „Wenn ihr Vater, Meister Kihatschi, einstimmt, dann wollen wir es ihr sagen. Warte Du ein wenig hier, bis ich mich mit ihm besprochen habe." — Damit begab er sich in ein inneres Zimmer, Kihatschi aufzusuchen, und nachdem er die Neuigkeiten des Tages mit ihm besprochen hatte, stellte er ihm vor, wie heftig Gensaburo seine Tochter O Kojo liebe, und wie er ihn als Zwischenträger angestellt habe. Dann beschrieb er ihm,

wie viel Huld und Güte ihm aus den Händen Gensaburo's zu Theil geworden zu einer Zeit, da er noch in besseren Verhältnissen gewesen, verweilte bei der Schilderung der wunderbaren persönlichen Schönheit des edlen Herren und des glücklichen Zufalls, durch den er und O Kojo einander getroffen hätten.

Als Kihatschi diese Geschichte hörte, fühlte er sich nicht wenig geschmeichelt und sagte:

„Ich bin Dir in der That sehr verpflichtet. Für eine unserer Töchter, die selbst vom gemeinsten Volke verachtet und wie die Pest gemieden werden, kann es wohl nur die größte Ehre sein, zur Geliebten eines edlen Hatamoto erkoren zu werden."

Er setzte darauf dem Tschokitschi einen kleinen Imbiß vor und eilte hinaus, um O Kojo die Neuigkeit zu hinterbringen. Was das bis über die Ohren verliebte Mädchen betrifft, so war es nicht schwierig, ihre Einstimmung zu Allem zu erlangen, was man von ihr verlangte.

In Folge dessen machte sich Tschokitschi, nachdem er die Verabredung getroffen hatte, die beiden Liebenden am folgenden Tage in Odschi zusammenzubringen, bereit, zum Gensaburo zu gehen und ihm die fröhliche Botschaft zu bringen. Aber O Kojo, die wohl wußte, daß ihre Freundin O Kuma den Tschokitschi liebte, und die dachte, daß wenn sie die Beiden einander in die Arme führte, dieselbe ihrerseits nichts von Gensaburo und ihr verlauten lassen, sondern beide Geheimnisse treu genug bewahren würde, suchte dies auf der Stelle in's Werk zu setzen und

brachte es zu Stande. Endlich entwand sich Tschokitschi den Liebkosungen O Kuma's, kehrte zu seinem Gönner Gensaburo zurück und erzählte ihm, wie er Alles so geordnet und verabredet habe, daß er am folgenden Tage ohne Fehl seine Geliebte in Odschi zu ihm führen würde. Gensaburo, außer sich vor Freude, erwartete den Morgen mit Ungeduld.

Den nächsten Tag ging Gensaburo, nachdem er alle Vorbereitungen getroffen hatte, mit Tschokitschi zu dem Theehause in Odschi und ließ sich beim Wein nieder, sein Liebchen erwartend.

Was O Kojo betrifft, so war sie halb in Entzücken und halb schüchtern bei dem Gedanken, daß sie an diesem Tage dem Manne, nach dem ihr Herz verlangte, begegnen solle. Sie legte ihre Festtagskleider an und wanderte mit O Kuma nach Odschi. Und als die Beiden aus dem Hause traten, da strahlte ihre natürliche Schönheit, die noch von der gefälligen Toilette erhöht wurde, dermaßen, daß alle Vorübergehenden sich umkehrten, sie anzusehen und ihre reizende Erscheinung zu preisen. Auf diese Weise langten sie nach einiger Zeit in Odschi an und traten in das besprochene Theehaus.

Tschokitschi trat ihnen entgegen, mit dem Ausrufe:

„O! Himmel! mein Fräulein O Kojo. Seine Herrlichkeit wartet Eurer mit der höchsten Ungeduld. Ich bitte, beeilt Euch und kommt schnell herein!"

Aber, trotz Allem, was er sagte, zauderte O Kojo in Folge ihrer jungfräulichen Bescheidenheit noch ein wenig. O Kuma dagegen, die nicht so ängstlich war, rief aus:

„Nun! was soll das bedeuten? Da Du schon so weit gekommen bist, O Kojo, so scheint es mir doch etwas spät, jetzt noch die Scheue zu spielen. Sei keine Närrin, sondern tritt sogleich mit mir ein!" Und mit diesen Worten ergriff sie ihre Freundin fest bei der Hand, zog sie mit Gewalt in's Zimmer und placirte sie neben Gensaburo.

Als Gensaburo bemerkte, wie schüchtern und bescheiden das Mädchen war, sagte er:

„Komm, meine Liebe! was ist hier zu fürchten? Tritt ein wenig näher, ich bitte!"

„Vielen Dank, lieber Herr. Wie könnte ich, die ich ein so niedriges Geschöpf bin, es wagen, mich an Eurer Seite zu setzen und Euren Adel zu beflecken?" Und indem sie so sprach, umhüllte eine tiefe Röthe ihr Angesicht, und je mehr Gensaburo sie anblickte, desto schöner erschien sie seinen Augen, und desto mehr wurde er von ihren Reizen bezaubert. Er ließ Wein bringen und Fisch, und alle Vier ergötzten sich an einem kleinen Schmause. Als Tschokitschi und O Kuma sahen, was die Stunde geschlagen habe, zogen sie sich rücksichtsvoll in ein anderes Zimmer zurück und Gensaburo und O Kojo blieben allein, sich einander in's Auge blickend.

„Komm!" sagte Gensaburo lächelnd, „möchtest Du denn nicht etwas näher bei mir sitzen?"

„Ich danke Ihnen, mein Herr. Ich fürchte mich ein wenig."

Aber Gensaburo, mit einem Lächeln über ihre unnütze Furcht, sprach:

„Ei! Du benimmst Dich ja fast, als ob Du mich haßtest.“

„O! nein! nein! Gewiß, lieber Herr, ich hasse Euch nicht! Das würde sehr häßlich von mir sein, und in der That, es ist auch nicht der Fall! Gleich als ich Euch zum ersten Male bei der Adsumabrücke sah, liebte ich Euch und sehnte mich nach Euch von ganzer Seele. Aber ich wußte wohl, welcher verachteten Race ich angehöre, und daß ich für Euch durchaus keine passende Partie bin, und so ergab ich mich in Resignation. Aber ich bin noch so jung und unerfahren und konnte es daher doch nicht lassen, an Euch zu denken und an Euch allein. Und darauf kam Tschokitschi zu mir und als ich von ihm hörte, was Ihr über mich gesagt hattet, da dachte ich in meinem Herzen, daß Alles ein seliger Traum sein müsse!‘

Wie sie diese Worte sprach, schüchtern erröthend, da war Gensaburo ganz hingerissen von ihrer Schönheit und sagte:

„Gut! Du bist ein kluges Kind. Gewiß, Du besitzest schon längst einen hübschen jungen Liebhaber, und das ist es sicherlich, weshalb Du nicht mit mir trinken und an meiner Seite sitzen willst. Habe ich nicht Recht? He?“

„Ach! mein Herr! ein so hoher Edelmann, wie Ihr es seid, hat sicherlich ein schönes Weib in seinem Hause und dann seid Ihr Selbst so schön, daß ohne Zweifel alle hübschen jungen Damen Euch lieben!“

„Ei, sieh doch, wie geschickt Du bist im Schmeicheln und Complimentemachen! Eine so reizende Creatur, wie Du bist, war ganz dazu gemacht, allen Männern den Kopf zu verdrehen — Du kleine Zauberin!“

„Ach das ist bitter zu hören für ein armes Mädchen! Wer möchte nur daran denken, mit einem so elenden Geschöpfe einen Liebesbund zu schließen. Ich bitte, erzählt mir jetzt Alles von Eurem Liebchen. Mich verlangt so sehr von ihr zu hören!"

„Komisches Kind! Ich bin nicht der Mann darnach, jeder schönen Dame etwas in den Kopf zu setzen. Aber ja! allerdings! wahr ist es, daß doch eine gewisse Person vorhanden ist, die ich liebe und heirathen möchte."

Bei diesen Worten fing O Kojo an, eine aufrichtige Eifersucht zu empfinden.

„O," sagte sie, „wie glücklich muß sie sein! Bitte erzählt mir Alles von ihr!" Und ein Gefühl von eifersüchtigem Haß kam über sie und machte sie ganz unglücklich.

Gensaburo erwiderte lachend:

„Nun so höre denn! Die gewisse Person, die ich über die Maaßen liebe, ist Niemand anders als Du selbst. — Da! Du!" und wie er so sprach, berührte er mit der Spitze seines Fingers leise das Grübchen in ihrer Wange, und O Kojo's Herz schlug vor Freude so heftig, daß sie für einige Zeit ganz sprachlos war. Endlich schlug sie ihre Augen auf, wendete ihm ihr Antlitz zu und sagte:

„Ach! hoher Herr, Ihr scherzt wohl nur mit mir, da Ihr doch nun wißt, daß das, was Euch gefallen hat, mir vorzuschlagen, der innigste Lieblingswunsch meines Herzens ist. Ich wäre glücklich, wenn ich nur als Dienstmagd oder in einer noch

so geringen Eigenschaft in Euer Haus kommen könnte, um täglich mich an Eurem Anblick zu laben!"

„Ah! ich sehe, daß Du sehr geschickt bist, Männer zum Besten zu haben, und da willst Du mich denn auch ein wenig hänseln," und dabei nahm er sie an der Hand und zog sie nahe zu sich heran. Und sie, wieder erröthend, rief:

„O! wartet noch einen Augenblick, bis ich die Schiebethür verschlossen habe."

„Höre mich an, O Kojo! Ich werde nie das Versprechen vergessen, das ich Dir machte, und Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich Dir Kummer machen werde. Nimm Du aber Dich Deinerseits auch in Acht, daß Du mich nicht hintergehst!"

„Wohl eher ist es zu fürchten, Herr, daß es Euch gefallen würde, Euer Herz einer Anderen zu schenken. Aber ich bitte Euch, obgleich ich keine vornehme Dame bin, habt Mitleiden mit mir und liebt mich ehrlich und lange!"

„Das steht fest! Ich werde mich um kein anderes Weib kümmern, als um Dich!"

„O! diese Worte, das flehe ich von Euch, diese Worte, die Ihr eben gesprochen habt, vergeßt nie!"

„Doch jetzt," erwiderte Gensaburo, „rückt die Nacht heran, und für heute müssen wir uns scheiden. Wir wollen uns in diesem Theehause wieder treffen. Aber weil die Leute Bemerkungen machen könnten, wenn wir Beide zusammen das Haus verließen, so laß mich zuerst und allein hinausgehen!"

Und so trennten sie sich denn ganz gegen ihren Wunsch und Willen. Gensaburo ging zu seinem Palaste. Und O Kojo

kehrte heim zu ihrer Hütte, ihr Herz ganz erfüllt mit Freuden darüber, daß sie den Mann gefunden hatte, nach welchem ihr Herz verlangte. Und von dem Tage an kamen sie beständig insgeheim in dem hübschen Theehause zusammen. Und Gensaburo vergaß in seiner Verblendung gänzlich, daß die Sache ohne Zweifel sehr bald stadtbekannt werden müßte. Er dachte nur an die Freuden des Augenblicks und ließ es außer Acht, daß wenn man von seiner Verbindung mit einem Etamädchen etwas erführe, er verbannt werden und seine Familie in Verruf und Elend kommen würde.

Tschokitschi, der die Begegnung Gensaburo's mit seiner Geliebten veranlaßt hatte, ging, die O Kojo mit sich nehmend, alle Tage zu dem hübschen Theehause zu Odschi. Gensaburo aber vernachlässigte seinen Staatsdienst über das Vergnügen dieser geheimen Zusammenkünfte. Das gewahrte Tschokitschi zu seinem großen Kummer und Schrecken, und er überlegte für sich, daß, wenn Gensaburo sich auf diese Weise ganz dem Vergnügen und der leidenschaftlichen Liebe zu einem Etamädchen hingäbe und alle seine öffentlichen Pflichten vernachlässige, das ganze Geheimniß bald an den Tag kommen und dann Gensaburo selbst und seine ganze Familie höchst unglücklich werden würde. Er begann daher auf einen Plan zu sinnen, wie er sie wieder auseinander bringen könne, und er war nun eben so eifrig dabei sie zu trennen, wie er früher gewesen war, sie zu vereinigen.

Schließlich verfiel er auf einen Anschlag, der ihm der

beſte zu ſein ſchien. Demgemäß ging er eines Tages zu O Kojo's Haus, beſuchte ihren Vater und ſprach zu ihm:

„Ich habe Dir eine ſehr traurige Neuigkeit mitzutheilen. Die Familie des Herrn Genſaburo beklagt ſich bitterlich über ſein Betragen und über ſeine Verbindung mit Deiner Tochter, und über die Gefahr und das Unglück, in welche ein Bekanntwerden dieſer Sache das ganze Haus ſtürzen würde. Sie haben daher ihren Einfluß auf ihn verwendet und ihn zu überreden geſucht, daß er die Verbindung aufgeben möchte. Nun hegt zwar Seine Herrlichkeit eine aufrichtige und tiefe Liebe für das Mädchen, aber er kann doch ihretwegen nicht ſeine ganze Familie aufopfern. Heute zum erſten Male ſind ihm die Augen aufgegangen über die Thorheit, der er ſich ſchuldig gemacht, und Alles bereuend, hat er mir aufgetragen, eine Kriegsliſt zu erſinnen, um die Sache wieder abzubrechen. Natürlich hat mich dies ſehr verwundert und aufgeregt, aber da man die Gerechtigkeit des Falles nicht läugnen kann, ſo blieb mir nichts Anderes übrig, als Gehorſam zu verſprechen, und dies Verſprechen zu erfüllen, bin ich zu Dir gekommen. Ich bitte Dich, befiehl Deiner Tochter, daß ſie ſich alle Gedanken an den jungen Edelmann aus dem Kopfe ſchlage."

Als der Vater Kihatſchi dies Alles vernahm, wurde er ſehr bekümmert. Dennoch ging er gleich zu O Kojo und ſprach mit ihr. Sie, über dieſe Kunde von tiefſtem Schmerz ergriffen, dachte nicht mehr an Eſſen und Trinken, ſondern ſaß troſtlos, finſter und verzweiflungsvoll da.

Unterdeſſen ging Tſchokitſchi, der nun ſeine Pläne immer

weiter ſpann, zu Genſaburo's Haus und ſagte ihm, daß O Kojo plötzlich erkrankt ſei und daß ſie ihn nicht beſuchen könne. Er beſchwor ihn, er möchte geduldig abwarten, bis ſie zu ihm ſenden und ihm ihre Herſtellung melden werde.

Genſaburo, der keine Ahnung davon hatte, daß das Alles falſch war, wartete ganz ergeben und geduldig dreißig Tage lang und doch brachte ihm Tſchokitſchi noch keine Nachricht von O Kojo. Endlich, da er ihm eines Tages begegnete, beſchwor er ihn, doch ein Wiederſehen mit O Kojo veranſtalten zu wollen.

„Herr!" erwiderte Tſchokitſchi, „ſie iſt noch nicht hergeſtellt und es würde daher ſehr ſchwierig ſein, ſie zu Euch zu führen. Aber, mein Herr Genſaburo," und hier offenbarte er nun, plötzlich hervorbrechend, Alles. „Ich habe über dieſe ganze Angelegenheit nachgedacht. — Herr Genſaburo! wenn das Ding ruchbar wird, ſo wird Euer Herrlichkeit ganze Familie in's Verderben geſtürzt. Ich bitte und beſchwöre Euch, gebt die O Kojo auf und vergeßt ſie!"

Genſaburo war für einige Augenblicke ſtumm vor Staunen. Dann ſagte er: „Es iſt recht freundlich von Dir, daß Du Dich beſtrebſt, mir einen guten Rath zu geben. Doch, da ich mich der O Kojo nun einmal durch ein Verſprechen verbunden habe, ſo würde es ganz unbarmherzig von mir ſein, wenn ich ſie wieder verrathen und verlaſſen wollte. Ich flehe Dich an, verſchaffe mir ein Wiederſehen mit ihr!"

Da Tſchokitſchi dazu aber nicht einwilligen wollte, und da er auch, obgleich Genſaburo ihn von da an täglich mit Bitten

bedrängte, ihm seine O Kojo wiederzubringen, nichts zur Antwort gab, als seinen guten Rath, so verfiel Gensaburo in tiefe Melancholie und Vereinsamung.

Eines Tages begab sich Gensaburo, der sich auf alle Weise den Kummer, den er über seine Trennung von O Kojo empfand, vom Herzen schaffen wollte, zum Joschiwara und ordnete in einem öffentlichen Vergnügungslocale die Zurüstung eines großen Festes an, zu welchem er viele Freunde einlud. Aber mitten in den Lustbarkeiten schmachtete sein Herz beständig nach seiner verlorenen Liebe, und seine Freude war nichts als verkappte Betrübniß. Zuletzt kam die Nacht und als er sich längs eines Corridors zurückzog, stieß er auf einen Mann von etwa vierzig Jahren mit langem Haar, der auf ihn zukam, und als er Gensaburo erblickte, ausrief: „O Wunder! ist das nicht mein Herr Gensaburo, der hierher gekommen ist, sich zu vergnügen?"

Gensaburo fand dies sonderbar. Als er aber den Mann genauer ansah, erkannte er in ihm einen seiner Untergebenen, den er noch ein Jahr zuvor in seinem Dienst gehabt hatte, und sagte:

„Das ist eine seltsame Begegnung. Bitte, sag mir, was ist Dir geschehen, seitdem Du meinen Dienst verlassen hast? Jedenfalls, wie ich sehe, kann ich Dir gratuliren, daß Du bei so guter Gesundheit und bei Kräften bist. Wie und wo lebst Du jetzt?"

„Wohl, mein Herr, seit ich Euch verließ, habe ich meinen Lebensunterhalt als ein Wahrsager in Kanda gewonnen, und

habe meinen Namen zu Kaji Sasen umgeändert. Ich wohne in einem kleinen und ärmlichen Hause. Aber wenn Eure Lordschaft Muße hätten, mich mit einem Besuche zu beehren —"

„Ja! das ist ein glücklicher Zufall, der uns zusammengeführt hat, und ich will allerdings kommen und Dich besuchen. Zudem möchte ich Dich bitten, für mich etwas auszurichten. Bist Du übermorgen zu Hause?"

„Ganz bestimmt, Herr, ich werde mir eine Pflicht daraus machen, zu Hause zu sein."

„Sehr gut, so werde ich übermorgen zu Dir kommen!"

„Ich werde zu Ihren Diensten sein, Herr. Und für heute, da es schon spät geworden ist, will ich mich empfehlen."

„Gute Nacht denn! Uebermorgen werden wir uns treffen!" Und darauf schieden sie von einander, und Jeder ging seiner Wege zur nächtlichen Ruhe.

An dem verabredeten Tage traf Gensaburo seine Vorbereitungen und ging in Verkleidung, ohne alle Begleitung, den Sasen zu besuchen, der ihm vor der Thür seines Hauses mit den Worten entgegenkam: „Das ist eine große Ehre für mich! Mein Lord Gensaburo ist mir höchst willkommen. Mein Haus ist zwar nur gering, aber laßt mich Euch in eins der inneren Gemächer einladen."

„Bitte," antwortete Gensaburo, „mach keine Umstände mit mir. Laß mich ohne Ceremonie eintreten!"

Und so ging er hinein, und Sasen befahl seinem Weibe, Wein und Zuthat herbeizubringen, und sie begannen zu schmausen. Endlich faßte Gensaburo den Sasen scharf in's Auge

und sagte: „Ich habe für Dich einen Auftrag, den ich sehr wünschte, von Dir ausgeführt zu sehen. Es ist eine ganz geheime Sache. Aber wenn Du Dich weigern solltest, ihn über Dich zu nehmen, so würde meine Ehre leiden. Ehe ich darüber spreche, muß ich daher wissen, ob Du entschlossen bist, mir beizustehen, was immer ich auch von Dir verlangen werde."

„Ja, mein Herr, wenn es Etwas ist, was in meiner Macht steht, so bin ich ganz zu Eurer Verfügung."

„Wohl denn," sagte Gensaburo sehr befriedigt und indem er zehn Rijos aus seinem Busen hervorzog, sprach er weiter: „Dies ist nur ein kleines Geschenk, das ich Dir bei bei meinem ersten Besuche mache. Aber ich bitte Dich, nimm es an!"

„Nein! nein! Ich weiß zwar nicht, was Eure Herrlichkeit von mir verlangen. Aber auf keinen Fall kann ich das Geld nehmen. Ich muß Ew. Gnaden wirklich bitten, es zu behalten." Gensaburo drängte es ihm aber mit Gewalt auf, und so war er endlich gezwungen, es beizustecken. Darauf erzählte ihm Gensaburo seine ganze Liebesgeschichte mit der O Kojo, wie er ihr zuerst bei der Absumabrücke begegnet sei und dort sein Herz an sie verloren habe, wie dann Tschokitschi ihn in dem Theehause zu Odschi mit ihr zusammengeführt habe, und wie sie dann krank geworden sei, wie er sich nach ihr heftig gesehnt und dann Tschokitschi, anstatt sie zu ihm zu führen, ihm nur guten Rath gegeben habe. — Auf diese Weise entwarf er ein ganz klägliches Bild von dem Zustande seiner inneren Unruhe und Verzweiflung.

Sasen lauschte der Erzählung ganz geduldig und ant-

wortete nach einigem Nachdenken: „Nun, mein Herr, es scheint mir nicht ganz schwierig, die Sache in's Gleis zu bringen, aber sie bedarf doch einiger Ueberlegung und vorsichtiger Behandlung. Wollen aber Ew. Gnaden mir die Ehre erweisen, übermorgen wieder zu mir zu kommen, so will ich mich unterdessen orientiren und Sie das Resultat wissen lassen."

Als Gensaburo dies hörte, fiel ihm ein Stein vom Herzen, und indem er seinem Vasallen Sasen noch einmal empfahl, in der Angelegenheit sein Bestes zu thun, nahm er Abschied und ging nach Hause. Noch an demselben Abend begab sich Sasen, nachdem er noch einmal alles Gehörte überdacht und darnach seinen Plan entworfen hatte, zu dem Hause Kihatschi's, des Häuptlings der Eta, und machte ihm den Auftrag, mit dem er betraut sei, bekannt. —

Kihatschi war natürlich darüber sehr verwundert und sagte:

„Vor einiger Zeit, mein Herr, kam Tschokitschi zu mir und berichtete, daß Lord Gensaburo von seiner Familie über sein unregelmäßiges Leben Vorwürfe empfangen und darnach beschlossen habe, seine Verbindung mit meiner Tochter aufzugeben. Ich wußte natürlich sehr gut, daß die Tochter eines Eta keine passende Partie für einen Edelmann sei, und als daher Tschokitschi mir die Mittheilung machte, blieb mir nichts Anderes übrig, als meiner Tochter anzukündigen, daß sie alle Gedanken an den hohen Herrn aufgeben müsse. Seit der Zeit hat sie nun beständig geweint und geseufzt und sich in ihrem Liebeskummer verzehrt. Aber wenn ich ihr nun mittheilen

werde, was Ihr eben gesagt habt, o wie froh und glücklich wird sie sein! Ich will gehen und gleich mit ihr reden!" — Und mit diesen Worten eilte er zu O Kojo's Zimmer und als er ihr mageres und abgehärmtes Antlitz erblickte, und sah, wie sie aussah, fühlte er ein noch tieferes Mitleiden mit ihr und sprach: „Nun, O Kojo, bist Du heute besser aufgeräumt? Möchtest Du nicht etwas genießen?"

„Ich danke, ich habe keinen Appetit!" —

„Nun auf alle Fälle! Ich habe eine Neuigkeit für Dich, die Dich glücklich machen wird. Es ist von Deinem Herrn Gensaburo, für den Dein Herz schlägt, ein Bote gekommen."

Darauf richtete O Kojo, die, wie eine welke Blume zusammengefallen, dagesessen hatte, sich auf und rief: „Ist das wirklich wahr? Ach ich bitte schnell! schnell! Sage mir Alles!"

„Die Geschichte, welche Tschokitschi uns erzählte, daß Seine Gnaden die Verbindung mit Dir abzubrechen wünschte, war nichts, als eine Erfindung. Er hat die ganze Zeit über sich gesehnt, Dich wieder zu sehen, und den Tschokitschi beständig angetrieben, Dir Nachricht zu geben. Tschokitschi ist es gewesen, der Hindernisse in den Weg geworfen hat. Jetzt endlich hat der Herr einen Mann, Namens Kaji Sasen, einen Wahrsager, insgeheim hergesandt. Und so kannst Du, mein Kind, denn nun Dich trösten und wieder fröhlich sein, und Deinen Geliebten, so bald Du willst, besuchen und wieder sehen."

Als O Kojo dies vernahm, fühlte sie sich so glücklich, daß

sie nun glaubte, es sei Alles nur ein böser Traum gewesen, und sie traute fast ihren Sinnen nicht.

Kihatschi, darüber ganz froh, kehrte zu Sasen in dem andern Zimmer zurück, schilderte ihm die Freude, welche seine Tochter bei der guten Botschaft empfunden habe, und setzte ihm Wein und andere Delikatessen vor. „Es wäre vielleicht," sagte Sasen, „das Beste, daß O Kojo in Zukunft ganz im Verborgenen in des Herrn Gensaburo's Palast wohnte. Aber damit die Welt nichts davon erführe, müßte es sehr geheim gehalten werden; und ferner muß ich, wenn ich zu Hause gehe, einen Plan ersinnen, wie ich den Verdacht dieses Tschokitschi einschläfern kann, und Dich dies dann in einem Briefe zu wissen thue. Unterdessen wäre es gut, wenn O Kojo diese Nacht einstweilen mit mir zu meinem Hause ginge. Sie ist so erstaunlich aufgeregt und sie soll morgen ihren Gensaburo bei mir sehen."

Kihatschi erzählte dies seiner Tochter, und da ihr Verlangen nach Gensaburo die einzige Ursache ihrer Krankheit war, so fühlte sie sich auf der Stelle genesen, sagte, daß sie sofort mit Sasen gehen wolle, und traf fröhlich ihre Vorbereitungen. Worauf denn Sasen, nachdem er es noch einmal dem Kihatschi eingeschärft hatte, das Geheimniß zu wahren und genau nach dem Briefe, den er ihm senden würde, zu verfahren, nach Hause ging und dabei die O Kojo mit sich nahm. Und nachdem O Kojo ein Bad genommen und ihr Haar geordnet, sich geschmückt und schöne Kleider angelegt hatte, trat sie hervor und sah wieder so reizend und lieblich aus, daß keine Prinzes-

sin im Reiche es mit ihr hätte aufnehmen können. Und als Sasen sie so sah, dachte er, es wäre wohl nicht zu verwundern, daß Gensaburo von ihr bezaubert worden sei. Da es aber darüber spät geworden war, so rieth er ihr zu Bette zu gehen, und nachdem er sie zu ihrem Gemache geführt hatte, zog er sich in sein eigenes Zimmer zurück und schrieb seinen Brief an Kihatschi, der den Plan auseinandersetzte, welchen er sich ausgedacht hatte.

Als Kihatschi seine Instruction erhielt und sie erwog, wurde er für Sasen's Erfindungsgabe und Scharfsinn mit Bewunderung erfüllt. Er nahm darauf ein Ansehen und einen Gesichtsausdruck von Schrecken und Aufregung an, eilte rasch zu Tschokitschi und sprach zu ihm in großer Hast:

„O! O! Meister Tschokitschi! Was für ein entsetzliches Ding hat sich ereignet! Bitte, laßt mich Euch Alles erzählen!"

„Wirklich? Was ist es denn?"

„Ach lieber Herr!" antwortete Kihatschi und that so, als ob er sich Thränen abwischte, „meine Tochter O Kojo, in ihrer tiefen Betrübniß um ihre Trennung von Herrn Gensaburo, verweigerte zuerst alle Speise, und nährte nur ihren Kummer, bis sie sich vorigen Abend, da ihr schwaches Frauenherz den großen Jammer nicht mehr tragen konnte, in den Fluß stürzte und ertränkte, ein Papier hinterlassend, in welchem sie ihre Absicht schriftlich kund gab."

Als Tschokitschi dies hörte, war er wie vom Donner gerührt und rief aus: „Kann das wirklich wahr sein? O wenn ich daran denke, daß ich der Erste war, der sie beim Herrn

Genſaburo einführte, ſo wage ich nicht, Euch in's Geſicht zu blicken!"

„Ach, ſprich' nicht ſo! Unglücksfälle ſind die Strafen, welche uns für unſere Miſſethaten treffen, die wir uns in einem früheren Zuſtande unſerer Exiſtenz haben zu Schulden kommen laſſen. Ich werfe auf Dich keinen Groll. Dies Geld, welches ich in der Hand halte, gehörte meiner Tochter; und die letzten Willensäußerungen, welche ſie niederſchrieb, enthielten die Bitte, daß das Geld nach ihrem Tode Dir übergeben werden möchte, Dir, durch deſſen Vermittlung ſie mit jenem Edelmanne in Verbindung kam. So bitte ich denn, nimm es hin als ein für Dich beſtimmtes Legat meiner Tochter," und indem er ſo ſprach, reichte er ihm drei Rijos hin.

„Ihr beſchämt mich!" erwiderte der Andere. „Wie könnte ich, der ich mir vor allen Andern ſo viel vorzuwerfen habe in Bezug auf mein Betragen gegen Dich, dieſes Geld annehmen?"

„Es war ja meiner Tochter letzter Wunſch. Aber, da Du Dir ſelbſt Vorwürfe machſt, ſo bitte ich Dich, für das Geld Gebete leſen zu laſſen zu Gunſten meiner armen Tochter."

Endlich ſah ſich Tſchokitſchi nach vielem Zureden und ſehr zu ſeinem eigenen Mißvergnügen genöthigt, das Geld anzunehmen; und nachdem Kihatſchi ſo alle Inſtructionen Saſen's ausgeführt hatte, ging er, in ſeinen Aermel lachend, nach Hauſe.

Tſchokitſchi war tief bekümmert, von O Kojo's Tod zu hören, und verſank in Gedanken über dieſe traurige Neuigkeit, als er, um ſich her blickend, etwas wie einen Brief auf dem Platze liegen ſah, wo Kihatſchi geſeſſen hatte. Er nahm es auf

und las, und das Mißgeschick wollte, daß dies eben der Brief war, der Sasen's Instruction für Kihatschi enthielt, und in welchem sich die ganze Geschichte, die ihn so tief ergriffen hatte, als eine Erdichtung darstellte. Als er den Streich, der ihm gespielt war, auf diese Weise erfuhr, wurde er erbittert und rief aus: „Ich mag nicht daran denken, daß ich mich von diesem hassenswürdigen alten Gecken Sasen habe hinter's Licht führen lassen. Und auch der Gensaburo! Aus dankbarer Anhänglichkeit für die Gunstbezeugungen, welche ich einmal in vergangenen Tagen von ihm empfangen habe, gab ich ihm treuherzig freundschaftlichen Rath, und auch das vergebens! Nun gut! Einmal haben sie mich hintergangen. Aber jetzt will ich ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten und will ihnen in den Weg treten, bevor sie ihre letzte Karte ausgespielt haben!" — Und mit solchen Gedanken und Reden arbeitete er sich in eine leidenschaftliche und bittere Stimmung hinein, machte sich in aller Stille davon, und schlich um Sasen's Haus herum, nach O Kojo zu spähen, entschlossen sowohl dem Sasen als auch dem Gensaburo Alles zurückzuzahlen.

Sasen unterdessen, der von Dem, was sich ereignet hatte, nichts wußte und ahnte, ließ, als der von ihm und Gensaburo verabredete Tag herankam, die O Kojo ihre besten Kleider anlegen, putzte sein Haus heraus und bereitete ein Gastmahl für die Zeit von Gensaburo's Ankunft. Letzterer erschien pünktlich zu seiner Zeit, und sogleich hereintretend sprach er zu dem Wahrsager: „Nun! bist Du mit Deiner Commission, die ich Dir anvertraute, glücklich gewesen"?

Anfänglich that Safen so, als ob ihn die Frage in Verlegenheit setze, und sagte: „Ja, mein Herr, ich habe mein Bestes gethan; aber es ist eine Sache, die nicht in der Eile auf's Reine gebracht werden kann. Doch in einem oberen Zimmer meines Hauses sitzt eine junge Dame von hoher Geburt und wundervoller Schönheit, die insgeheim zu mir gekommen, um sich von mir wahrsagen zu lassen, und wenn Euer Gnaden Lust hätten, mit mir hinauf zu gehen und sie zu sehen, so steht es Ihnen frei". —

Aber Gensaburo, als er hörte, daß er nicht seiner O Kojo begegnen sollte, verlor ganz und gar den Muth, und wandte sich, um wieder nach Hause zu gehen. Doch Safen drängte ihn so eifrig und mit so großer Beredsamkeit, daß er zuletzt hinaufging, um die gepriesene Schönheit einmal anzusehen, worauf Safen einen Wandschirm bei Seite schob und ihm O Ko jo zeigte, die in ihrem Schmucke dasaß. Gensaburo fuhr zusammen, und sich zu Safen wendend, sagte er: „Nun in der That, Safen, Du verstehst es ausgezeichnet, einen Menschen anzuführen. Doch kann ich die Art und Weise, in welcher Du meine Instruction ausgeführt hast, nicht genug loben". —

„Bitte, sprecht davon nicht. Aber da es schon lange her ist, daß Ihr der jungen Dame nicht begegnet seid, so müßt Ihr Euch einander wohl viel zu sagen haben. Darum will ich hinuntergehen, und wenn Ihr irgend etwas nöthig habt, bitte, ruft mich!" — Mit diesen Worten verließ er sie und ging hinunter.

Darauf redete Gensaburo das schöne Mädchen an und

ſagte: „Ja in der That, O Kojo! Es iſt ſchon viel Zeit verfloſſen, ſeit ich Dir zum letzten Male begegnete. O wie glücklich macht es mich, Dich wieder zu ſehen! Aber Dein Geſicht iſt ganz mager geworden. Armes Ding! Biſt Du denn ſo gar unglücklich geweſen"? — Und O Kojo, der vor Freuden die Thränen aus den Augen ſtürzten, verbarg ihr Geſicht, und ihr Herz war ſo voll, daß ſie nicht ſprechen konnte. Aber Genſaburo ſtrich ſie mit der Hand ſanft über den Kopf und Nacken und mit tröſtenden Worten ſagte er: „Komm, mein liebes Herz, jetzt iſt es ja nicht mehr nöthig, ſo zu ſchluchzen. Laß mich Deine liebe Stimme hören und ſprich zu mir"! —

Endlich hob O Kojo ihr Haupt empor und ſagte: „Ach als ich von Dir getrennt war durch Tſchokitſchi's Tücke und meinte, daß ich Dich nie wieder ſehen würde, mit wie ſchmerzlicher Zärtlichkeit gedachte ich da Deiner! Ich glaubte, ich müßte ſterben, und erwartete meine letzte Stunde, immerfort um Dich mich härmend. Und als endlich, wie ich ſo zwiſchen Leben und Tod ſchwebte, Saſen mit einer Botſchaft von Dir kam, da glaubte ich, es wäre Alles nur ein böſer Traum geweſen".

Und wie ſie ſo ſprach; beugte ſie ihren Kopf nieder und ſchluchzte wieder; und da erſchien ſie in Genſaburo's Augen ſchöner als je, mit ihrem blaſſen, zarten und lieblichen Antlitze, und er empfand für ſie nun noch heftiger, als zuvor. Dann ſagte ſie: „O ſollte ich Dir Alles erzählen, was ich bis heute gelitten habe, ſo würde ich nie aufhören"!

„Ja", antwortete Genſaburo, „auch ich habe viel gelitten," und ſo malten ſie einander gegenſeitig ihren Liebeskummer, und von da an kamen ſie nun täglich in Saſen's Hauſe zuſammen.

Als ſie eines Tages ſich wieder ergötzten in dem oberen Zimmer von Saſen's Wohnung, da erſchien Tſchokitſchi vor dem Hauſe und ſprach: „Ich bitte um Entſchuldigung, wohnt Meiſter Saſen hier"?

„Gewiß, mein Herr. Ich bin Saſen, zu dienen! Bitte, woher kommt Ihr?"

„Wohl, mein Herr, ich habe ein kleines Geſchäft mit Euch zu verhandeln. Darf ich ſo kühn ſein einzutreten?" Und mit dieſen Worten ging er hinein.

„Aber ich bitte, wer und was ſeid Ihr, und was wollt Ihr?" ſagte Saſen.

„Mein Herr, ich bin ein Eta, und mein Name iſt Tſchokitſchi. Ich bitte Euch, mir gutwillig Euer Ohr zu leihen. Ich hoffe, wir werden Freunde ſein!"

Hierüber war Saſen nicht wenig betroffen. Dennoch machte er ein ganz unſchuldiges Geſicht, als hätte er nie zuvor von Tſchokitſchi vernommen, und ſagte: „Das iſt ja etwas ganz Unerhörtes! Ich glaubte, Du wärſt ein reſpectabler Menſch, und Du haſt die Unverſchämtheit, mir zu ſagen, daß Dein Name Tſchokitſchi iſt, und daß Du einer von den ruchloſen Eta's biſt. Schon der Gedanke, daß ſo ein ehrloſer Bube in mein Haus kommt und es wagt, mir ſeine Freundſchaft anzubieten, macht mich raſend, fürwahr! Geh fort! je ſchneller deſto

beſſer! Hinaus aus meinem Hauſe, das Deine Gegenwart befleckt"!

Tſchokitſchi lächelte verächtlich und erklärte: „Ei, Ihr haltet die Gegenwart eines Eta in Eurem Hauſe für eine Befleckung? Das iſt ſonderbar! Ich glaubte, Ihr müßtet einer von den Unſrigen ſein"!

„Inſolenter Kerl! Packe Dich ſo ſchnell wie möglich!"

„Ei! Ei! Da Ihr ſagt, daß ich, ein Eta, Euer Haus entweihe, ſo ſolltet Ihr doch auch eben ſo die O Kojo los zu werden trachten. Ich denke mir, dies Etamädchen müſſe auch eine Entweihung Eures Hauſes ſein."

Dies brachte den Saſen in einige Verlegenheit. Doch faßte er ſich, zauderte nicht und ſagte: „Von wem ſprichſt Du? Hier iſt keinerlei O Kojo und ich ſah in meinem Leben nie ein ſolches Etamädchen"!

Tſchokitſchi zog ruhig aus dem Buſen ſeines Gewandes Saſen's Brief an Kihatſchi hervor, den er einige Tage zuvor gefunden und zu ſich geſteckt hatte, und indem er ihn dem Saſen zeigte, ſagte er: „Wenn Du die Echtheit dieſer Schrift abzuleugnen wünſcheſt, ſo werde ich die ganze Sache dem Gouverneur von Jedo anzeigen, und dann wird Genſaburo's Familie ruinirt ſein, und Ihr Alle, die Ihr eine Rolle in dieſem Stücke geſpielt habt, werdet auch Euren Theil bekommen. Warte nur ein wenig"!

Und wie er ſich anſchickte, das Haus zu verlaſſen, ſchrie Saſen, der darüber faſt ſeinen Verſtand verlor und ſich nicht mehr zu helfen wußte: „Halt! Halt ein! Laß mit Dir reden!

Ich bitte halt! und höre mich ruhig an! Ja, es ist ganz wahr, daß O Kojo in meinem Hause ist, wie Du sagtest, und ich gebe zu, Dein Unwille ist ganz gerechtfertigt! Komm, laß uns die Sache ein wenig überlegen. Sieh! Du selbst warst ja früher ein respectabler Mann, und obgleich Du tief herabgesunken bist, so ist doch kein Grund dafür, daß Deine Schande ewig dauern sollte. Alles, was Du nöthig hast, um Dich dieser Brüderschaft mit den Etas zu entziehen, ist ein wenig Geld. Das könntest Du ja von Gensaburo erhalten, der Ursache genug hat, sein Verhältniß mit O Kojo geheim zu halten".

Tschokitschi lachte ihm verächtlich in's Gesicht. „Ich bin ganz bereit mit Euch zu reden. Aber ich will Euer Geld nicht. Alles, was ich will, ist, daß ich die Sache den Autoritäten anzeige, damit ich mich räche für den falschen Betrug, den man mir gespielt hat".

„Willst Du nicht fünfundzwanzig Rijos annehmen?"

„Fünfundzwanzig Rijos! Keineswegs! Ich will keinen Deut weniger nehmen als hundert Rijos, und wenn ich die nicht bekomme, so werde ich die ganze Sache auf der Stelle verrathen!"

Sasen, nachdem er sich ein wenig besonnen hatte, kam auf einen Einfall und sagte lächelnd: „Schön, Meister Tschokitschi! Schön! Ihr seid ein kluger Mann! Ich bewundere Euren Verstand. Ja! Ihr sollt die hundert Rijos, die Ihr verlangt, haben; aber da ich eben nicht so viel Geld bei mir habe, so will ich zu Gensaburo's Haus gehen und es holen. Es dunkelt

ſchon, aber es iſt noch nicht ſo ſpät. So laßt uns ſchnell gehen und Ihr könnt das Geld gleich haben"!

Tſchokitſchi ſtimmte ein und das Paar machte ſich auf den Weg. Saſen mit böſen Gedanken. Er als ein Ronin trug einen langen Dolch in ſeinem Gürtel und ſpähte nach einem Momente, wo Tſchokitſchi arglos wäre, in der Abſicht, ihn, dem er nun nicht mehr trauen konnte, niederzumachen. Aber Tſchokitſchi hatte ſeine Augen immer offen und gab dem Saſen keine Gelegenheit. Doch er ſtolperte, ſo wollte es ſein Mißgeſchick, über einen Stein und fiel, und Saſen, dieſen Vortheil wahrnehmend, zog ſeinen Dolch und ſtach ihm in die Seite, und als Tſchokitſchi ſich aufzuraffen verſuchte, gab er ihm einen ſtarken Hieb über den Kopf und ſtreckte ihn todt nieder, worauf Saſen ſich umſchauend und zu ſeiner Freude ſehend, daß Niemand nahe war, nach Hauſe zurückkehrte.

Am folgenden Tage wurde Tſchokitſchi's Leichnam von der Polizei aufgefunden, und bei der Unterſuchung deſſelben fanden ſie bei ihm ein beſchriebenes Papier, welches ſie laſen und das eben derſelbe Brief war, den Saſen an Kihatſchi geſandt hatte, und den Tſchokitſchi gefunden und zu ſich geſteckt hatte. Der Vorfall wurde ſofort an den Gouverneur berichtet. Saſen wurde vorgefordert und man ſtellte eine ſcharfe Unterſuchung an. Da er nun einſah, wie überaus thöricht es von ihm geweſen war, den von ihm geſchriebenen Brief, der ihn jetzt ſo bloßſtellte, nicht von Tſchokitſchi zurück verlangt zu haben, verlor er alle Faſſung, und als man ihn einem ſcharfen Examen mit Anwendung der Tortur unterwarf, bekannte er, daß er

auf Gensaburo's Veranlassung das Etamädchen O Kojo in seinem Hause verborgen gehalten und dann den Tschokitschi, der das Geheimniß ausgefunden hatte, getödtet habe.

Auf dies Zeugniß hin entschied der Gouverneur, nachdem er über Gensaburo's Fall eine Berathung gehalten, daß derselbe, weil er durch Eingehung einer Verbindung mit der Tochter eines Eta seine hohe Position als ein Hatamoto beschimpft und sich selbst und seine Familie entehrt habe, verbannt, daß sein Vermögen confiscirt und sein ganzes Geschlecht aus der Liste des Adels gestoßen werden sollte. Kihatschi, der Etahäuptling, und seine Tochter O Kojo wurden dem obersten Chef der Etas zur Bestrafung überliefert und gleichfalls verbannt, während Sasen, gegen den die Ermordung Tschokitschi's vollkommen erwiesen war, dem Gesetze gemäß hingerichtet wurde.

So endete diese vom Gott der Liebe eingefädelte traurige Geschichte von dem Hatamoto und dem Etamädchen.

Anhang über die Eta.

Zu Asakusa in Jedo lebt ein Mann, mit Namen Dansajémon, jetziger Zeit der oberste Chef der Eta. Dieser Mann führt seinen Stammbaum zurück auf Minamoto no Joritomo, der das Schogunat im Jahr 1192 begründete. Alle Eta in

Japan stehen unter seiner Jurisdiction. Seine Unterbeamten werden Kojagaschira oder „die Häuptlinge der Hütten" genannt, und sie bilden mit ihm zusammen die Regierung der Eta. In dem schon mehr erwähnten „Testamente des Jjéjasu" verfügt das 36. Gesetz, wie folgt:

„Alle wandernden Mendicanten, wie die männlichen Zauberer, die weiblichen Wahrsager, die Blinden, Krüppel, Bettler und Gerber (Eta) haben von Alters her ihre respectiven Vorgesetzten gehabt. Du sollst aber nicht abgeneigt sein, alle Die unter ihnen zu bestrafen, die Anlaß zu Streitigkeiten geben, oder welche die ihren eigenen Classen vorgeschriebenen Grenzen überschreiten und gegen die existirenden Gesetze ungehorsam sind."

Die Beschäftigungen der Eta, um es noch einmal genauer zu sagen, sind diese: die Pferde, Ochsen und andere Thiere zu tödten und zu häuten, alle Lederarbeiten zu besorgen, die Felle zu gerben, Schuhe zu machen und die Trommelfelle zu strecken. Wenn sie sehr arm sind, wandern sie von Haus zu Haus als Schuhflicker, bessern die Sandalen und andere Lederfachen und ernten damit ihren dürftigen Unterhalt. Außerdem gewinnen ihre Töchter und jungen verheiratheten Weiber etwas als wandernde Sängerinnen, „Torioi" genannt, die auf dem „Schamisen", einer Art von Zither, spielen und Balladen singen. Sie verheirathen sich nur innerhalb ihrer Genossenschaft und bleiben eine abgesonderte, verachtete und geplagte Race.

Bei Hinrichtungen am Kreuze ist es das Geschäft der Etas, das Opfer mit Speeren zu durchbohren, und außerdem haben sie noch andere entehrende Verrichtungen bei Verbrechern zu übernehmen. Sie müssen kranke Gefangene von ihren Zellen zu den Gerichtshallen führen, die Tortur vollziehen, und die Leichname der Hingerichteten begraben. Auf diese Weise ist ihre Race in Verruf gekommen und befleckt, und sie sind demgemäß verachtet und gehaßt.

Unter die Jurisdiction von Tansajémon kamen die Eta in folgender Weise:

Als Minamoto no Joritomo noch ein Kind war, focht sein Vater Minamoto no Joschitomo mit Taira no Kijomori und wurde durch Verrath getödtet und seine Familie ruinirt. Und Joschitomo's Concubine, welche Tokiwa hieß, nahm ihre Kinder und floh aus dem Hause, um ihr eigenes und ihrer Kinder Leben zu retten. Aber Kijomori, begierig die ganze Familie Joschitomo's, Stamm und Zweige, auszurotten, befahl seinen Leuten, sich in Rotten zu vertheilen und den Kindern nachzujagen. Sie wurden gefunden, aber die junge Mutter Tokiwa war so außerordentlich schön, daß Kijomori von Liebe zu ihr entbrannte, und darnach verlangte, sie zu seiner Geliebten zu machen. Er that ihr Vorschläge, in welche sie unter der Bedingung einwilligte, daß er ihre Kinder schone. Wenn er aber ihre Kinder umbrächte, so würde sie sich auch selbst das Leben nehmen. Als er dies hörte, schenkte Kijomori, ganz geblendet von Tokiwa's Schönheit, den Kindern das Leben und verbannte sie nur aus seiner Residenz.

Der kleine Joritomo wurde nach Hirugakojima in der Provinz Idsu verbannt, und als er dort aufwuchs und in's Mannesalter getreten war, heirathete er die Tochter eines Bauern. Einige Zeit darnach verließ er die Provinz und zog als Soldat in den Krieg, sein schwangeres Weib zurücklassend, die zur rechten Zeit von einem Knaben entbunden wurde, zum Entzücken ihrer Eltern, welche vor Freuden außer sich waren, darüber, daß ihre Tochter den Samen eines adlichen Geschlechts an's Licht bringen sollte. Aber sie wurde bald krank und starb, und die alten Leute nahmen das Kind in Pflege. Und als sie auch starben, fiel die Sorge für den Knaben den Verwandten seiner Mutter zu, und er wuchs als ein Bauer auf.

Unterdessen war auch Kijomori, Joritomo's Feind, zu seinen Vätern versammelt worden, und Joritomo hatte den Tod seines Vaters durch die Tödtung Munémori's, des Sohnes von Kijomori, gerächt. Darnach herrschte Frieden im Lande. Und Joritomo wurde der Chef aller edlen Häuser in Japan und begründete zuerst ein dauerndes Regiment im Reiche.

Nachdem Joritomo auf diese Weise zu großem Ansehen und Macht gekommen war, würde der Sohn, den die Bauersfrau ihm geboren hatte, auch zu Ansehen gekommen und wenigstens zum Gouverneur einer Provinz gemacht worden sein, wenn er sich als Sohn des mächtigen Fürsten zu erkennen gegeben hätte. Aber daran dachte er gar nicht, blieb vielmehr ruhig ein Ackersmann, eine glänzende Erbschaft verwirkend. Auch seine Sprößlinge lebten nach ihm als Bauern in dem-

selben Dorfe, ein stilles Glück genießend und ihre Wohlhabenheit mehrend in gutem Rufe unter ihren Nachbarn.

Joritomo's fürstliche und ebenbürtige Linie starb nach drei Generationen aus, und darnach wurde das Haus von Hojo mächtig in Japan. Als nun eines Tages das Haupt des Hauses von Hojo hörte, daß ein Abkömmling Joritomo's als Bauer im Lande noch lebe, ließ er ihn aufsuchen und zu sich kommen. Er sprach zu ihm:

„Es ist ein hartes Ding, den Sohn eines erlauchten Hauses unter den Bauern leben und sterben zu sehen. Ich will Dich zu dem Range eines Samurai erheben."

Darauf antwortete der Bauer: „Mein Herr und Fürst, wenn ich ein Samurai und der Genoß eines Edelmannes werde, so werde ich nicht so glücklich sein, als wenn ich mein eigener Herr bin und bleibe. Wenn ich aber nicht Landwirth und Oberhaupt eines Geschlechts bleiben soll, so laßt mich das Oberhaupt irgend einer andern menschlichen Genossenschaft werden, wie niedrig sie auch sein mag".

Darüber wurde der Fürst Hojo böse und, um den Bauern für seine eigensinnige Weigerung zu strafen, sagte er:

„Wohl! wenn Du durchaus das Oberhaupt von Menschen werden willst, einerlei wie gering und niedrig sie sein mögen, so giebt es kein anderes Mittel, Deinem wunderlichen Wunsche zu entsprechen, als daß ich Dich zum Anführer der Eta im ganzen Lande mache. Du sollst dies sein! und nun siehe zu, daß Du sie gut regierst!"

Als der Bauer dies hörte, war er erschreckt, aber da er es einmal ausgesprochen hatte, daß er das Oberhaupt von Menschen, so gering sie sein möchten, zu werden wünsche, so blieb ihm keine Wahl. Er mußte Regent der Eta werden, er und seine Kinder für ewige Zeiten. Und Danjajémon, der heutiges Tages die Eta regiert und, wie gesagt, in Asakusa lebt, ist sein directer Nachkomme.

VIII.

Märchen.

Märchen.

Ich glaube, daß die folgenden kleinen japanischen Kindergeschichten interessant genug sind, um eine Uebersetzung und Mittheilung zu rechtfertigen. Mit Ausnahme derjenigen, welche den Titel „Die Elfen und der neidische Nachbar" trägt, und einem merkwürdigen Buche über japanische Etymologie und Sprüchwörter, „Kotowasaguſa" genannt, entnommen ist, findet man alle diese Geschichtchen in besonderen kleinen Pamphleten gedruckt, begleitet von Illustrationen, deren stereotype Blöcke schon so abgenutzt sind, daß die gedruckte Schrift kaum mehr lesbar ist. Es sind die ersten Bücher, welche die Japaner ihren Kindern in die Hand geben, und mit ihnen oder ähnlichen Erzählungen lullt die japanische Mutter ihre Kleinen in Schlaf. — In der Ueberzeugung, daß auch Kinder von vorgeschrittenem Alter sich für solche Dichtungen interessiren, bemühte ich mich eifrig, deren noch mehr zusammenzubringen. Aber es gelang mir nicht. Denn die hier mitgetheilten sind die einzigen, welche ich gedruckt auffinden konnte, und wenn ich die Japaner bat, mir noch andere zu erzählen, so glaubten sie, ich wolle mich über ihre kleinen Phantasiestücke nur lustig

werde, was Ihr eben ge
wird sie sein! Ich will g
Und mit diesen Worten eil
er ihr mageres und abgeh
sie aussah, fühlte er ein
sprach: „Nun, O Kojo
Möchtest Du nicht etwas
„Ich danke, ich hal
„Nun auf alle Fä
die Dich glücklich mac
Gensaburo, für den I
Darauf richtete
sammengefallen, dag
wirklich wahr? 9
Alles!"
„Die Geschich
Gnaden die Ver
nichts, als ein
gesehnt, Dich
angetrieben,
wesen, der
lich hat
Wahrsag
Kind,
Deine
seher

Märchen.

Ich glaube, daß die folgenden kleinen japaniſchen Kinder
geſchichten intereſſant genug ſind, um eine Ueberſetzung und Mit-
theilung zu rechtfertigen. Mit Ausnahme derjenigen, welche
den Titel „Die Elfen und der neidiſche Nachbar" trägt, und
einem merkwürdigen Buche über japaniſche Etymologie und
Sprüchwörter, „Kotowaſaguſa" genannt, entnommen iſt, finde
man alle dieſe Geſchichtchen in beſonderen kleinen Pamphlet-
gedruckt, begleitet von Illuſtrationen, deren ſtereotype Pl.
ſchon ſo abgenutzt ſind, daß die gedruckte Schrift kaum
lesbar iſt. Es ſind die erſten Bücher, welche die
ihren Kindern in die Hand geben, und mit ihne
lichen Erzählungen lullt die japaniſche Mutter ihr
Schlaf. — In der Ueberzeugung, daß auch
geſchrittenem Alter ſich für ſolche
mühte ich mich eifrig, deren
Aber es gelang mir nicht.
welche ich

machen, und sprachen gleich von etwas Anderem. Die Geschichte „von dem Sperling mit der abgeschnittenen Zunge", und die „von den beiden Alten mit ihrem Hunde" sind schon in andern Werken über Japan paraphrasirt; aber sie wurden bisher noch nie so buchstäblich übersetzt wiedergegeben, wie es hier geschehen soll.

Der Sperling mit der abgeschnittenen Zunge.

Einstmals in früherer Zeit lebten ein alter Mann und eine alte Frau. Der alte Mann, der sehr gutherzig und wohlwollend war, hielt sich einen jungen Sperling, den er mit großer Zärtlichkeit fütterte und aufzog. Aber die Dame war ein sehr eigensinniges Wesen von grobem Korn. Da nun eines Tages der Sperling an einem Teige, mit welchem sie ihre Leinwand stärken wollte, ein wenig herumgenascht hatte, gerieth sie über das kleine Thier in eine so große Wuth, daß sie ihm die Zunge abschnitt und ihn dann zum Fenster hinausjagte.

Als darauf der gute alte Mann vom Felde heimkehrte und fand, daß sein Sperling nicht mehr da war, fragte er, was aus dem Vogel geworden sei. Da antwortete das alte Weib, sie habe ihm die Zunge abgeschnitten und ihn zum Fenster hinausgejagt, weil er ihren Stärketeig bestohlen hätte. Da wurde denn der alte Mann, wie er diese grausame Geschichte hörte, außerordentlich betrübt und sagte: „Ach! wohin kann

mein Vogel doch geflogen sein? Armes Ding! Du lieber kleiner Sperling mit der abgeschnittenen Zunge, wo hast Du nun wohl Dein Haus?" Und er ging hinaus und wanderte, seinen Liebling suchend, weit und breit umher, und rief hundert Male aus: „Herr Sperling! Herr Sperling! Wo lebt Ihr jetzt?"

Eines Tages, am Fuße eines Gebirges, begegnete dem alten Manne sein verlorener Vogel, und nachdem sie sich einander zu ihrer gegenseitigen Wohlfahrt gratulirt hatten, führte der Sperling den alten Mann zu seiner Wohnung, und nachdem er ihn seinem Weibe und seinen Küchlein vorgestellt hatte, bewirthete er ihn gastfreundlich und setzte ihm allerlei Leckerbissen vor.

„Bitte, theile unsere schmale Kost," sagte der Sperling. „So wenig es ist, so wird es Dir doch gern gegeben."

„Was für ein höflicher Sperling!" dachte der alte Mann, der nun für lange Zeit sein Gast blieb und von ihm täglich ganz königlich fetirt wurde. Endlich sagte der alte Mann, er müsse Abschied nehmen und zu Hause reisen, worauf der Vogel ihm zwei aus Weidenzweigen geflochtene Körbe präsentirte, indem er ihn bat, sie als ein Abschiedsgeschenk mit zu nehmen. Einer der Körbe war schwer, der andere leicht. Da sagte der alte Mann ganz bescheiden, weil er doch schwach und hoch bejahrt sei, wolle er nur den leichten Korb nehmen, warf ihn auf die Schulter und trabte nach Hause, indem er die Sperlingsfamilie sehr betrübt über seine Abreise zurückließ.

Als der alte Mann zu Hause kam, war seine Dame ganz

böse und fing an, ihn zu schelten, und sagte: „Nun! wo bist Du denn alle diese langen Tage gewesen? Wahrlich! sehr hübsch und passend in dem Lebensalter, in welchem Du stehst, so im Lande herumzustreichen"!

„O!" antwortete er, „ich bin auf Besuch bei den Sperlingen gewesen, und als ich sie verließ, gaben sie mir diesen aus Weiden geflochtenen Korb, als ein Abschiedsgeschenk." Darnach öffnete sie den Korb, um zu sehen, was darin sein möchte, und sieh doch! — schaut! — der Korb war ganz voll von Gold und Silber und andern Kostbarkeiten. Als die alte Frau, die eben so habsüchtig, wie grob war, alle diese glänzenden Reichthümer vor ihren Augen ausgebreitet erblickte, da änderte sie ihren Keifton, heiterte sich auf und konnte sich am Ende vor Freude nicht halten.

„Ich will auch hingehen und die Sperlinge besuchen," sagte sie, „und ich muß von ihnen auch so ein hübsches Geschenk haben." — Sie fragte den alten Mann nach dem rechten Wege zu der Wohnung der Sperlinge und machte sich auf die Reise. Seinen Angaben folgend, begegnete sie zuletzt dem Sperlinge mit der abgeschnittenen Zunge und rief ihn an:

„O! wie gut! Ach wie schön! daß ich Euch finde, mein lieber Herr Sperling! Ich habe mir schon lange das Vergnügen herbeigewünscht, Eurer ansichtig zu werden!" Mit diesen und andern süßen Worten suchte sie dem Sperlinge zu schmeicheln und ihn zu liebkosen.

Der Vogel konnte nicht umhin, die Dame zu seinem Hause einzuladen. Aber er gab sich nicht viel Mühe, sie schön zu be-

wirthen, und ließ sich auch von einem Abschiedsgeschenk nichts merken. Sie ließ sich dadurch aber nicht abschrecken, sondern bat um etwas, was sie zur Erinnerung an ihren Besuch mit zu Hause nehmen könne. Der Sperling brachte darauf eben so wie er es zuvor gethan hatte, zwei Körbe hervor, und das alte habgierige Weib wählte sich den schwersten von den beiden aus und schleppte ihn weg. Als sie sich aber hinsetzte und den Korb öffnete, um zu sehen, was darin sei, da polterten, sprangen und flogen allerlei Arten von Kobolden und kleinen Teufeln daraus hervor, und begannen sie zu necken und zu plagen, und sie konnte sie in ihrem ganzen Leben nicht wieder los werden.

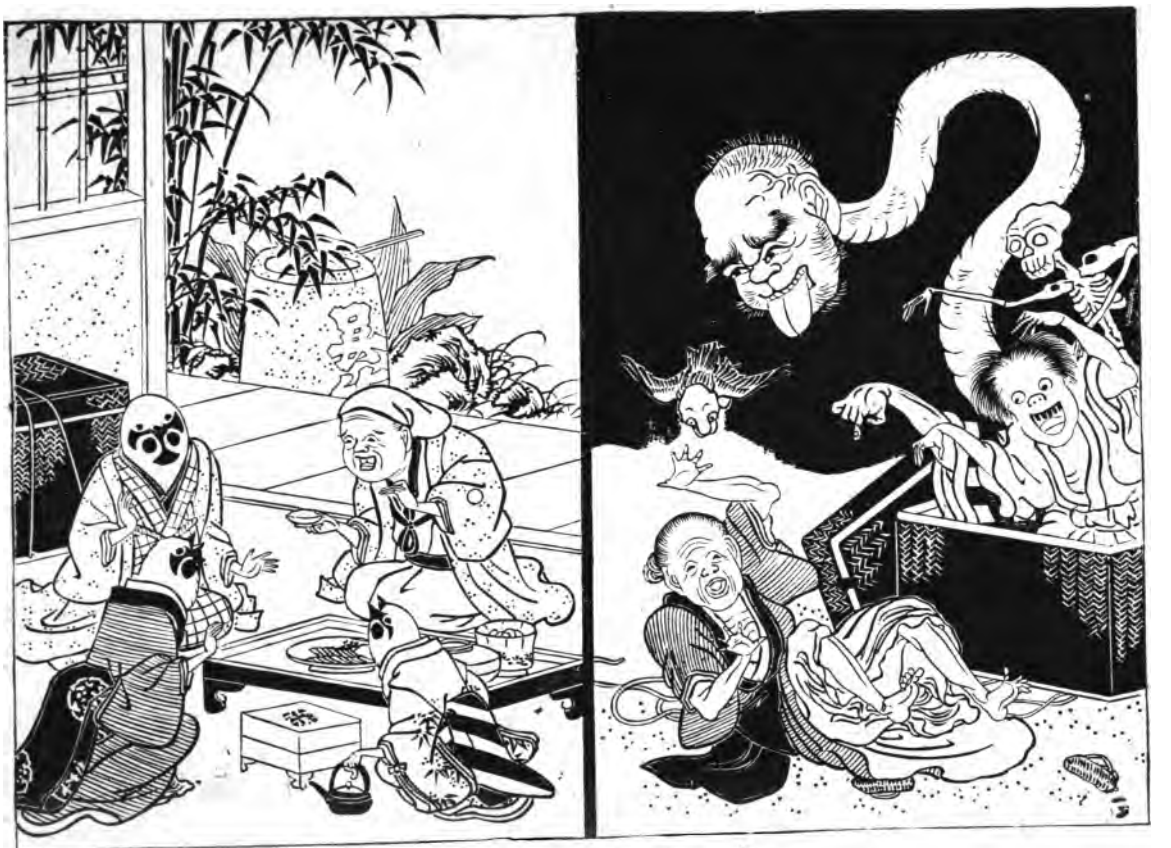
Der alte Mann aber adoptirte einen Sohn, und seine Familie wurde reich und blühend. Was für ein glücklicher guter alter Mann!

Der Heil bringende und talentvolle Theekessel.

Vor langer langer Zeit war in einem Tempel, genannt Morinji, in der Provinz Joschiu ein alter Theekessel. Eines Tages, als der Priester des Tempels dabei war, ihn über dem Herde aufzuhängen, um das Wasser für seinen Thee zu kochen, da streckte zu seiner Verwunderung der Kessel ganz plötzlich die Schnauze und den Schwanz eines Dachses heraus.

Was für ein wundervoller Kessel, so ganz bepelzt hervorzukommen!

Der Priester war wie vom Donner gerührt und rief die Novizen des Tempels herein, die Erscheinung anzuschauen, und während sie das Ding ganz verblüfft anglotzten, indem der Eine diese, der Andere jene Vermuthung aussprach und allerlei Vorschläge machte, sprang der Kessel auf einmal hoch in die Luft und fing an, im Zimmer herumzufliegen. Noch mehr erstaunt als zuvor, versuchten der Priester und seine Zöglinge, ihn zu verfolgen und zu fangen. Aber kein Dieb und keine Katze war je halb so schnell und gewandt, wie dieser wundervolle Dachskessel. — Zuletzt gelang es ihnen doch noch, ihn niederzuschlagen und fest zu kriegen, und indem sie ihn mit vereinten Kräften packten, zwängten sie ihn in einen Kasten hinein und beschlossen, ihn wegzutragen und in irgend einem sehr entfernten Ort zu vergraben, damit sie von dem Spukgeist nicht mehr geplagt würden. Für einen Tag fanden sie Ruhe. Aber das Schicksal wollte es, daß der Klempner, der für den Tempel zu arbeiten pflegte, den andern Tag vorsprach. Da besann sich plötzlich der Priester anders und es fiel ihm ein, daß es Schade wäre, den Kessel so für nichts und wieder nichts wegzuwerfen, und daß er doch noch wohl etwas, wenn auch nur ganz wenig, für ihn bekommen könnte. Er zog daher seinen Kessel hervor, der nun ganz seine frühere Gestalt angenommen und Schwanz und Schnauze wieder eingezogen hatte, und er zeigte ihn dem Klempner. Als dieser den Kessel untersucht hatte, bot er zwanzig Kupfermünzen dafür, und der Priester war nur



Der Sperling mit der abgeſchnittenen Zunge.

einem andern begeben mußte, um sich auch da zu produciren. Am Ende wurde der Klempner so reich, daß er seinen Kessel dem Tempel zum Geschenk zurückgeben konnte, wo derselbe als eine kostbare Reliquie deponirt und wie ein Heiligthum verehrt wurde.

Der krachende Berg.

Einstmals lebten ein alter Mann und eine alte Frau mitsammen, die in ihrem Hause einen weißen Hasen hatten, auf den sie große Dinge hielten, und der ihr Liebling war. Eines Tages kam ein Dachs, der in der Nachbarschaft wohnte, herbei und verspeiste das Futter, welches die alten Leute für ihren Hasen hingesetzt hatten. Darüber wurde der alte Mann böse und ganz wüthend, ergriff den Dachs und hing ihn bei den Beinen an einen Pfosten auf. Dann ging er in den Wald, Holz zu fällen, während die alte Frau zu Hause blieb und Weizen stampfte für die Abendgrütze. Da that der Dachs mit Thränen in den Augen seinen Mund auf und sagte zu der alten Frau:

„Ich bitte Euch, meine Dame, ich bitte Euch, macht den Strick los!"

Die mitleidige Frau, der es ein gar zu grausames Ding zu sein schien, ein armes Thier in solcher Qual zu lassen, löste den Strick. Aber nicht so bald fühlte sich der Dachs frei, als

das undankbare Geschöpf in einem Umsehen davon war, indem es schrie: „Dafür will ich Rache nehmen!"

Als der weiße Hase dies hörte, lief er schnell in den Wald, um seinen alten Herrn zu warnen. Der Dachs aber brach während der Abwesenheit des Hasen in's Haus ein und brachte die alte Frau um. Dann nahm er die Gestalt der alten Frau an, warf ihren todten Körper in den Kessel, machte eine Suppe daraus und wartete dann, bis der alte Mann aus dem Walde zurückkäme. Als dieser ganz ermattet und hungrig anlangte, sagte ihm das vermeinte alte Weib:

„Komm! komm! Ich habe Dir von dem Dachse, den Du aufhingst, eine schöne Kraftsuppe bereitet. Setz Dich und genieße ein gutes Abendmahl!"

Mit diesen Worten setzte sie den Suppentopf vor ihn hin, und der alte Mann langte herzhaft zu, leckte seine Lippen und lobte die schmackhafte Kost. Aber kaum war er mit Essen fertig, da nahm der Dachs seine natürliche Gestalt wieder an und rief:

„O! Du häßlicher alter Mann, Du hast Dein eigenes Weib verzehrt. Sieh' ihre Knochen, die hier in der Küchengrube liegen!" und mit verächtlichem Gelächter machte er sich davon und verschwand.

Entsetzt über das Geschehene fing der alte Mann an, ein lautes Klagegeschrei zu erheben, und während er sein Schicksal bejammerte, kam der weiße Hase nach Hause. Nachdem er erfahren, wie die Sachen standen, beschloß er den Tod seiner Herrin zu rächen. Er ging zurück in den Wald und traf da

indem

Bald
Frage
ichte
an
pp
ſbe
te,

einem andern begeben mußte, um ſich auch da zu produciren. Am Ende wurde der Klempner ſo reich, daß er ſeinen Keſſel dem Tempel zum Geſchenk zurückgeben konnte, wo derſelbe als eine koſtbare Reliquie deponirt und wie ein Heiligthum verehrt wurde.

Der krachende Berg.

Einſtmals lebten ein alter Mann und eine alte Frau miteinander, die in ihrem Hauſe einen weißen Haſen hatten, auf den ſie große Dinge hielten, und der ihr Liebling war. Eines Tages kam ein Dachs, der in der Nachbarſchaft wohnte, herbei und verſpeiſte das Futter, welches die alten Leute für ihren Haſen hingeſetzt hatten. Darüber wurde der alte Mann böſe und ganz wüthend, ergriff den Dachs und hing ihn bei den Beinen an einen Pfoſten auf. Dann ging er in den Wald, Holz zu fällen, während die alte Frau zu Hauſe Kleie und Weizen ſtampfte für die Abendgrütze. Da that der Dachs mit Thränen in den Augen ſeinen Mund auf und ſagte zu der alten Frau:

„Ich bitte Euch, meine Dame, ich bitte Euch, machet den Strick los!“

Die mitleidige Frau, der es ein gar zu grauſames Ding zu ſein ſchien, ein armes Thier in ſolcher Qual zu laſſen, löſte den Strick. Aber nicht ſo bald fühlte ſich der Dachs frei, als

das undankbare Geschöpf in einem Umsehen davon war, indem es schrie: „Dafür will ich Rache nehmen!"

Als der weiße Hase dies hörte, lief er schnell in den Wald, um seinen alten Herrn zu warnen. Der Dachs aber brach während der Abwesenheit des Hasen in's Haus ein und brachte die alte Frau um. Dann nahm er die Gestalt der alten Frau an, warf ihren todten Körper in den Kessel, machte eine Suppe daraus und wartete dann, bis der alte Mann aus dem Walde zurückkäme. Als dieser ganz ermattet und hungrig anlangte, sagte ihm das vermeinte alte Weib:

„Komm! komm! Ich habe Dir von dem Dachse, den Du aufhingst, eine schöne Kraftsuppe bereitet. Setz Dich und genieße ein gutes Abendmahl!"

Mit diesen Worten setzte sie den Suppentopf vor ihn hin, und der alte Mann langte herzhaft zu, leckte seine Lippen und lobte die schmackhafte Kost. Aber kaum war er mit Essen fertig, da nahm der Dachs seine natürliche Gestalt wieder an und rief:

„O! Du häßlicher alter Mann, Du hast Dein eigenes Weib verzehrt. Sieh' ihre Knochen, die hier in der Küchengrube liegen!" und mit verächtlichem Gelächter machte er sich davon und verschwand.

Entsetzt über das Geschehene fing der alte Mann an, ein lautes Klagegeschrei zu erheben, und während er sein Schicksal bejammerte, kam der weiße Hase nach Hause. Nachdem er erfahren, wie die Sachen standen, beschloß er den Tod seiner Herrin zu rächen. Er ging zurück in den Wald und traf da

auf den Dachs, der gerade vor ihm herging, schwer beladen mit einem Bündel von Reisern und Brennholz. Der Hase schlug Feuer und zündete von hinten die Reiser an, ohne sich dem Dachs zu zeigen. Als dieser das Knistern des auf seinem Rücken brennenden Holzes vernahm, rief er:

„Hallo! was ist das für ein Geräusch?"

„O!" antwortete der Hase, „hier umher nennt man das den knisternden Berg. Dieser Lärm wird in dieser Gegend beständig gehört!"

Und als das Feuer an Stärke zunahm und Piff! Paff! Puff! emporflackerte, sagte der Dachs wieder:

„O Himmel! was kann denn das für ein Lärm sein?"

„Dies wird der Piff! Paff! Puff! Berg genannt," antwortete der Hase. —

Aber plötzlich versengte das Feuer den Nacken des Dachses, so daß er, vor Schmerz schreiend, die Flucht ergriff und in einen Fluß sprang, welcher nahe dabei war. Obwohl nun das Feuer von dem Wasser gelöscht wurde, so war doch sein Nacken angebrannt so schwarz wie Kohle. Der Hase, der nun Gelegenheit fand, den Dachs nach Herzenslust zu peinigen, bereitete ein Pflaster von Cayennepfeffer, das er zu des Dachses Wohnung brachte, und indem er vorgab, großes Mitleiden mit ihm zu haben und ein souveraines Mittel gegen Brandwunden zu be[illegible] [illegible]cirte er sein hitziges Kataplasma dem Nacken se[illegible] [illegible]! wie das peinigte und kniff! und wie der [illegible]nerz heulte und schrie!

[illegible]gen Tagen wieder genesen war, ging er

zum Hause des Hasen in der Absicht, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihm so viel Schmerz verursacht habe. Daselbst angekommen, fand er, daß der Hase sich ein Boot gebaut hatte.

„Wofür habt Ihr denn dies Boot gebaut, Herr Hase?" fragte der Dachs.

„Ich will zu der Hauptstadt des Mondes reisen*)," antwortete der Hase. „Möchtest Du nicht mit mir gehen?"

„Ich danke Dir! Ich habe schon genug gehabt an Deiner Reisegesellschaft bei dem krachenden Berge, wo Du mir einen so bösen Streich spieltest. Ich will mir lieber für diese Reise mein eigenes Boot bauen," antwortete der Dachs und begann sogleich für sich ein Boot aus Lehm zu gestalten.

Als der Hase dies sah, lachte er verstohlen in seinen Aermel, und nachdem sie fertig geworden waren, ließen sie ihre beiden Boote zugleich von Stapel laufen in's Wasser. Die Wellen schlugen gegen die Boote. Aber das des Hasen war von festem Holz, während das des Dachses blos von Lehm war, und da sie nun den Fluß hinunterruderten, fing das letztere an, Risse zu bekommen. Da erhob sich der weiße Hase in seinem Schiffe, ergriff sein Ruder, schwenkte es hoch in die Luft und schlug das Boot seines Feindes völlig in Stücke und dazu auch diesen selbst.

Als darnach der alte Mann vernahm, daß der Tod seines Weibes gerächt worden sei, wurde er von Herzen froh, pflegte

*) In den Augen der Japaner haben die Umrisse der Gebirge im Monde Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Hasen. Daher besteht in ihren Märchen ein phantastischer Zusammenhang des Hasen mit dem Monde.

und liebkoste nun mehr als je zuvor seinen Hasen, dessen tapfere Thaten ihm Veranlassung gaben, den rückkehrenden Frühling willkommen zu heißen.

Die Geschichte vom alten Manne, der verdorrte Bäume wieder blühend machte.

In ganz alten Tagen lebte einmal ein ehrlicher Mann mit seinem Weibe, die zusammen einen Lieblingshund besaßen, welchen sie mit Fischen und anderen Leckerbissen aus ihrer Küche zu füttern pflegten. Eines Tages, als die beiden Alten hinausgingen, um in ihrem Garten zu arbeiten, begleitete sie der Hund und begann auf dem Rasen zu spielen. Auf einmal hielt er an, stand still und bellte laut „Wau! wau! wau!" dazu heftig mit seinem Schwanze wedelnd. Die alten Leute dachten, daß da etwas Leckeres zu essen unter dem Boden stecken möchte. Sie holten daher eine Schaufel und gruben nach, als auf einmal, o schau! die Stelle ganz voll von Gold und Silber war, und noch von allerlei anderen Arten von Kostbarkeiten, die dort vergraben lagen. Sie sammelten den Schatz, und nachdem sie den Armen Almosen gespendet hatten, kauften sie sich Reisfelder und Kornfelder und wurden sehr wohlhabende Leute.

Nun wohnte in dem nächsten Nachbarhause ein neidisches und habsüchtiges altes Ehepaar, die, als sie von dem Vorfalle hörten,

herbeikamen und sich den Hund borgten. Als man ihnen denselben gegeben hatte, nahmen sie ihn mit sich nach Hause, bereiteten ihm eine schöne Mahlzeit und sprachen zu ihm:

„Wenn Ihr so gütig sein wolltet, Herr Hund, uns auch einen Platz mit vielem Gelde anzuzeigen, so würden wir uns Euch höchlich verpflichtet fühlen und sehr dankbar sein."

Aber der Hund, der bis zu dieser Zeit von den bösen Nachbarn nichts als Kniffe und Püffe erhalten hatte, wollte nichts von den ihm vorgesetzten Leckerbissen anrühren, worauf denn auch die beiden Alten grob wurden, ihm einen Strick um den Hals warfen und ihn mit Gewalt in den Garten hinauszerrten. Es war aber Alles umsonst; wohin sie den Hund auch führen mochten, er gab keinen Laut von sich; für sie hatte er kein „Wau! Wau!" Zuletzt fing er aber doch an, über einer Stelle stehen zu bleiben und herumzuschnuppern. Da glaubten sie, daß dies sicherlich der rechte Fleck sein möchte. Sie gruben nach, fanden aber nichts, als ein Loch voll Schmutz und übelriechenden Abfällen, bei denen sie ihre Nasen zuhielten. Wüthend über diese Täuschung, ergriff das böse alte Paar den armen Hund und tödtete ihn.

Als der gute alte Mann gewahr wurde, daß sein Hund, den er ausgeliehen hatte, nicht wieder nach Hause kam, ging er zum Nachbarn, um zu fragen, was mit ihm geworden sei; und der schlimme alte Mann antwortete, daß er den Hund getödtet und bei der Wurzel einer Tanne begraben habe. Darauf ging der gute alte Mann mit schwerem Herzen hin zu der Stelle, und nachdem er eine kleine Schüssel mit delicatem

Futter hingesetzt hatte, zündete er etwas Weihrauch an und schmückte das Grab mit Blumen, indem er zugleich Thränen über seinen verlorenen Liebling vergoß. —

Aber der guten beiden Alten wartete noch mehr Glück, eine gerechte Belohnung ihrer Ehrlichkeit und Tugend. Wie glaubt Ihr, daß das zuging, liebe Kinder? O es ist sehr schlecht, gegen Hunde und Katzen grausam zu sein! —

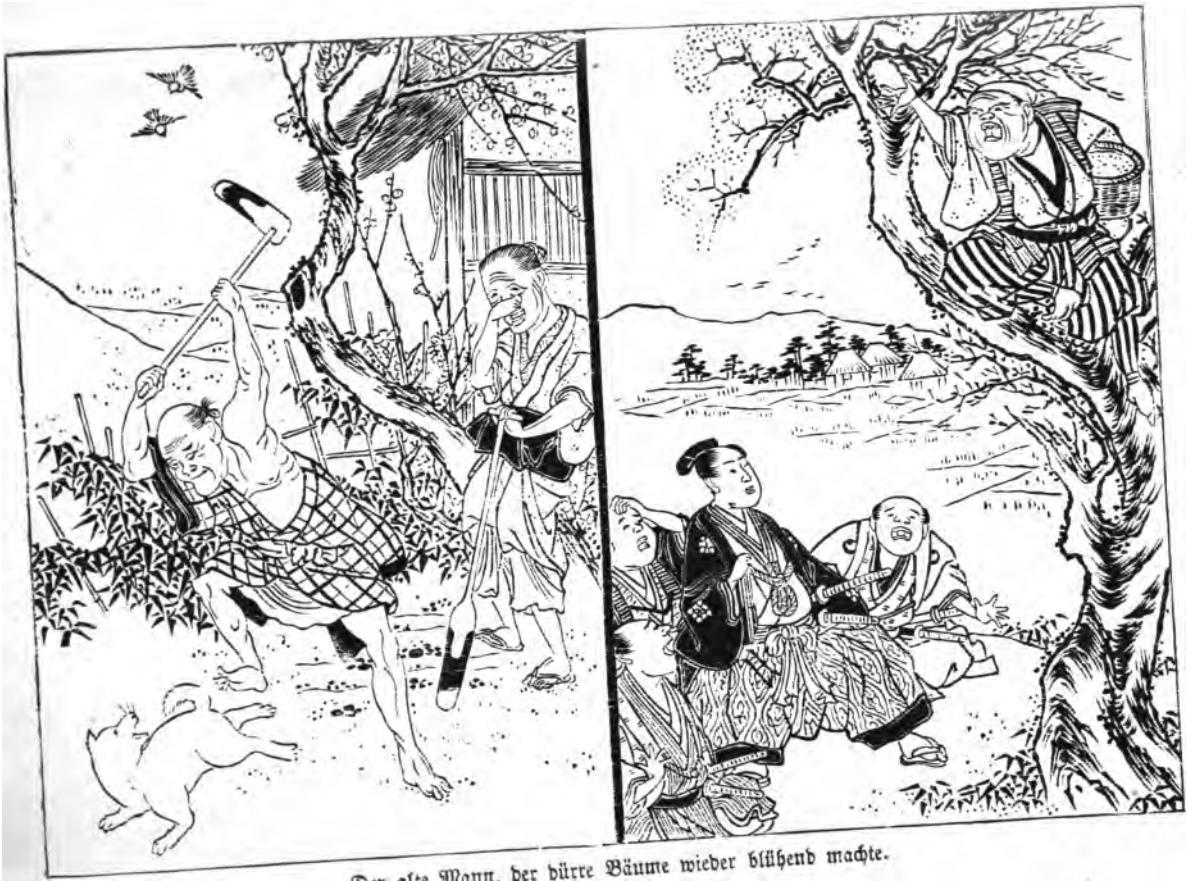
Eines Nachts, als der gute alte Mann fest eingeschlafen im Bette lag, erschien ihm sein Hund, und nachdem er ihm für alle seine Güte gedankt hatte, sagte er:

„Laß den Tannenbaum, unter dem ich begraben bin, niederhauen und aus seinem Holze einen Mörser machen und wenn Du den gebrauchst, so denke dabei, daß ich es selbst wäre."

Der alte Mann that so, wie der Hund ihm geboten, und machte einen Mörser aus dem Holze des Tannenbaumes. Aber als er seinen Reis darin stampfte, verwandelte sich jedes Reiskorn in eine Pretiose. Als das böse alte Paar dies sah, kamen sie den Mörser zu borgen. Aber sobald sie ihn zu gebrauchen versuchten, verwandelte sich all ihr Reis in Schmutz; und sie, in einem Anfall von Aerger, zerhackten den Mörser und verbrannten ihn.

Der gute alte Mann, der keine Ahnung davon hatte, daß sein kostbarer Mörser zerhackt und verbrannt worden sei, wunderte sich, daß seine Nachbarn ihn nicht zurückbrachten. Da erschien ihm Nachts wieder sein Hund im Traume und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte, indem er hinzufügte, daß wenn er die Asche des verbrannten Mörsers sammeln und

Der Hase und der Dachs.



Der alte Mann, der dürre Bäume wieder blühend machte.

damit verdorrte Bäume bestreuen wolle, so würden die Bäume sich wieder beleben und auf der Stelle in Blüthen ausspross[illegible]. Nachdem dies gesprochen war, verschwand das Gesicht, und der alte Mann, der zum ersten Male von der Zerstörung seines Mörsers hörte, eilte weinend zu den Nachbarn und bat sie, ihm doch wenigstens die Asche seines Mörsers zurückzugeben. Als er diese hatte, kehrte er heim und versuchte ihre Zauberkraft an einem verdorrten Kirschbaume, der, sobald er mit der Asche bestreut war, gleich anfing zu sprossen und zu blühen. Als er diesen wundervollen Effect sah, füllte er die Asche in einen Korb und wanderte im Lande umher, indem er sich als einen alten Mann ankündigte, der ein Mittel hätte, todte Bäume wieder zum Leben zu bringen.

Ein vornehmer Prinz, welcher davon hörte und es für eine überaus wunderbare Sache hielt, ließ den alten Burschen kommen, der in der That auch seine Kraft offenbarte, indem er alle die vertrockneten Pflaum- und Kirschbäume wieder Blätter und Blüthen treiben ließ. Der Prinz belohnte ihn sehr reichlich mit schönen Stücken von Tuch und Seide und mit andern Geschenken und sandte ihn fröhlich nach Hause. —

Als die Nachbarn dies hörten, sammelten sie alle Asche, die bei ihnen noch übrig geblieben war, und schütteten sie in einen Korb, und der böse alte Mann ging hinaus in die Residenzstadt und machte bekannt, daß er der alte Mann sei, der das Geheimniß besäße, todte Bäume zu beleben und wieder blühend zu machen.

Er hatte nicht lange zu warten, bis er in des Prinzen

Palaſt gerufen und beordert wurde, ſeine Zauberkraft zu zeigen. Aber als er in die dürren Zweige eines entlaubten Baumes hinaufkletterte und die Aſche auszuſtreuen begann, da erſchien weder eine Knospe, noch eine Blume, vielmehr flog die Aſche dem Prinzen in die Augen und in den Mund, und blendete ihn und blieb ihm auch im Halſe ſtecken. Als des Prinzen Begleiter dies ſahen, ergriffen ſie den alten Mann und ſchlugen ihn beinahe zu Tode, ſo daß er in einem ganz erbärmlichen Zuſtande nach Hauſe kroch. Als nun er und ſein Weib ausfanden, in was für eine Falle ſie gerathen waren, da wütheten und ſtürmten und ſchalten ſie, und überließen ſich ganz ihrer böſen Leidenſchaft. Aber das bewirkte durchaus nichts Gutes. —

Als der gute alte Mann und ſein Weib von ihrer Nachbarn Mißgeſchick hörten, ſandten ſie nach ihnen, und nachdem ſie ihnen ihr Unrecht, ihre Habſucht und Grauſamkeit vorgehalten hatten, gaben ſie ihnen einen Theil ihrer eigenen Schätze, welche nach den wiederholten Glücksfällen ſich nun zu einer recht hübſchen Summe gemehrt hatten. Darnach beſſerten die böſen alten Leute ihre Lebensweiſe und führten ein gutes und tugendhaftes Leben bis an ihr Ende.

Das Gefecht des Affen mit der Krabbe.

Wenn ein Menſch nur an ſeinen eigenen Vortheil denkt und ſich ſelbſt auf Koſten der Andern Gutes zu thun ſtrebt, ſo

wird er sich den Zorn des Himmels zuziehen. Jeder sollte in seinem Herzen die Geschichte von dem Gefechte des Affen mit der Krabbe aufspeichern und sie als eine nützliche Lection seinen Kindern mittheilen:

Es war einmal eine Krabbe, die lebte in einem Sumpfe in einem entlegenen Theile des Landes. Da ereignete es sich eines Tages, daß die Krabbe einen Reiskuchen fand und ihn mit sich nahm, als ein Affe, der einen häßlichen harten Persimonpflaumenkern gefunden hatte, zu ihr trat und ihr vorschlug, sie sollten mit einander tauschen. Die Krabbe, die ein ganz schlichtes und argloses Geschöpf war, stimmte diesem Vorschlage bei; und nachdem sie ausgetauscht hatten, ging jeder der Beiden seiner Wege, der Affe in der Stille kichernd, daß er einen so guten Handel gemacht habe.

Als die Krabbe nach Hause gekommen war, pflanzte sie den Persimonpflaumenkern in ihren Garten, und nachdem einige Zeit verstrichen war, keimte der Kern, und allmählig entwickelte sich ein großer Baum daraus hervor. Die Krabbe beobachtete den Wachsthum ihres Baumes mit vielem Vergnügen. Als aber die Früchte reif waren und sie dieselben pflücken wollte, da kam der Affe herbei und erbot sich die Pflaumen für sie zu pflücken. Die gutmüthige Krabbe stimmte ein, und der Affe kletterte in den Baum und begann alle die reifen Früchte selbst zu verzehren, während er nur die schlechten und sauern der Krabbe herabwarf, indem er sie zugleich aufforderte, herzhaft einzubeißen. Der Krabbe gefiel aber dieses Verfahren nicht und sie dachte, daß es nun wohl ein-

mal mit ihr an der Reihe sei, dem Affen einen Streich zu spielen. So rief sie ihm denn zu, er möchte kopfüber vom Baume herabkommen. Der Affe that, wie ihm geboten war, und indem er vom Baume herabkroch, den Kopf voran, fielen ihm alle die beigesteckten reifen Früchte aus den Taschen, und die Krabbe las die Pflaumen auf, rann weg und verbarg sich in ihrer Höhle. Da legte sich der Affe in einen Hinterhalt und sobald die Krabbe aus ihrem Loche hervorguckte, gab er ihr einen tüchtigen Schlag auf den Kopf, ließ sie liegen und ging weg.

Gerade in diesem Augenblicke kamen zufälliger Weise ein freundliches Ei und eine Biene, welche die Lehrlinge eines gewissen Reismörsers waren, des Weges und da sie den jämmerlichen Zustand der Krabbe gewahrten, verbanden sie ihre Wunden, geleiteten sie nach Hause und dann begannen unterwegs Alle zusammen auf Rachepläne gegen den grausamen Affen zu sinnen. —

Nachdem sie sich über einen Anschlag geeinigt hatten, gingen sie mitsammen zu der Wohnung des Affen, während er abwesend war, und nachdem Jeder eine Rolle in dem Stücke, das sie aufführen wollten, übernommen hatte, warteten sie insgeheim, bis ihr Feind zu Hause käme. Der Affe, dem nichts von dem Unheil, welches ihm drohte, träumte, kehrte heim, und da ihn die Lust anwandelte, eine Tasse Thee zu trinken, machte er ein Feuer auf seinem Herde, als auf einmal das Ei, das sich in der Asche versteckt hatte, bei der entstandenen Hitze auseinander barst und dem erschreckten Affen das ganze Gesicht bespritzte, so daß er heulend vor Schmerz

davon lief und ausrief: „O! was für ein unglückliches Geschöpf ich bin"! Ganz wahnsinnig vor Schmerz von der Hitze des geborstenen Eies lief er auf die Hinterseite seines Hauses, als die Biene aus einem dortigen Gerümpel brummend hervorflog und auch ein Stück Seetang, das sich ebenfalls den Uebrigen angeschlossen hatte, zu gleicher Zeit herbeikam, so daß nun der Affe von Feinden überall umgeben war. In seiner Verzweiflung ergriff er das Kleidergestell und schlug damit eine Weile tapfer um sich. Aber gegen so Viele konnte er nicht aufkommen und war genöthigt, Reißaus zu nehmen, die Andern stürmten in hitziger Verfolgung hinter ihm her. Als er eben durch die Hinterthür entschlüpfen wollte, kam ihm das lange Stück Seetang zwischen die Beine und machte ihn straucheln, und der Reismörser rückte ihm von hinten auf den Leib, stülpte sich über ihn und machte, indem er ihn von oben bis unten bedeckte, dem ganzen Gefechte ein Ende.

Darauf zog die Krabbe, nachdem sie auf diese Weise ihren Feind bestraft hatte, im Triumph nach Hause und lebte hinterdrein mit dem Seetang und dem Mörser beständig in Freundschaft und in brüderlicher Liebe.

Hat man je so einen Spaß erlebt!

Klein-Pfirschlings Abenteuer.

Vor vielen hundert Jahren lebten ein ehrlicher alter Holzfäller und sein Weib. Eines schönen Morgens wanderte der

„Wenn Du mir einen von diesen Deinen hübschen Hirseklößen geben willst, will ich Dich begleiten," sagte der Hund.

„Von ganzem Herzen gern!" sagte Kleinpfirschling, der nun im Gefolge des Affen, des Fasanen und des Hundes seinen Weg fortsetzte.

Als sie zu der Ogerinsel kamen, flog der Fasan über das Burgthor hinein und der Affe kletterte über den Wall der Burg, während Kleinpfirschling selbst, den Hund anführend, das Thor forcirte und in das Schloß eindrang. Dann bestanden sie ein Gefecht mit den Unholden, schlugen sie in die Flucht und machten ihren König zum Gefangenen. Alle Riesen unterwarfen sich und huldigten dem kleinen Pfirschling und schleppten die Schätze, die sie aufgespeichert hatten, herbei. Darunter waren wundervolle Dinge: Zaubermützen und Röcke, die Den, der sie anlegte, unsichtbar machten, — Juwelen, mit welchen man die Ebbe und Fluth des Meeres reguliren konnte, — Korallen, Smaragden, Moschus, Ambra und Schildpatt, außerdem noch viel Gold und Silber. Alle diese Sachen wurden vor dem kleinen Pfirschling von den unterjochten Riesen ausgebreitet.

Darnach reiste Kleinpfirschling, mit Reichthümern ganz beladen, nach Hause und unterhielt nun seine armen Pflegeeltern für den Rest ihres Lebens in Fülle und Frieden.

Der Affe und die Krabbe.

„Klein-Pfirschlein.“

Die Hochzeit der Füchse

Der Füchse Hochzeit.

Es war einmal ein junger weißer Fuchs, der Fukujémon hieß. Als der das gehörige Alter erreicht hatte, scheerte er sich seine Stirnlocke*) weg und sann darauf, eine hübsche Braut zu nehmen. Der alte Fuchs, sein Vater, entschloß sich, seinem Sohne das ihm zukommende Erbtheil zu übergeben und sich selbst in's Privatleben zurückzuziehen. Demzufolge arbeitete der junge Fuchs, von Dankbarkeit bewogen, fleißig und ernsthaft, sein Patrimonium zu vermehren.

Nun trug es sich zu, daß in einer berühmten alten Fuchsfamilie eine hübsche junge Ladyfuchs war, mit einem so lieblichen Pelz, daß der Ruf ihrer wie ein Juwel glänzenden Schönheit sich weit verbreitete. Der junge Fuchs, der auch davon gehört hatte, war ganz darauf erpicht, sie zu seinem Weibe zu machen, und es wurde eine Zusammenkunft zwischen Beiden verabredet. Bei Beiden war kein Fehl zu finden, und so wurde man leicht über die Heirathspräliminarien einig und die Hochzeitsgeschenke wurden vom Bräutigam zum Hause der Braut gesendet, begleitet von den Gratulationsreden des Boten. Sie wurden von der Person, welche dazu beauftragt war, pflichtschuldigst entgegengenommen. Natürlich erhielten dabei auch die Träger den herkömmlichen Ehrensold von Kupfermünzen.

---

*) Die Stirnlocke wird den Japanern abgeschnitten, wenn sie das Mannesalter erreichen.

Als alle Ceremonien zu Ende waren, wurde ein Glück verheißender Tag für den Eintritt der Braut in das Haus ihres Gemahls bestimmt, und sie wurde während eines Regenschauers, bei welchem die ganze Zeit über die Sonne schien, in feierlicher Procession abgeführt.*) Nachdem man die Ceremonien des Weintrinkes durchgemacht hatte, wechselte die Braut ihre Kleider und die ganze Hochzeit wurde ohne Verzug und Hinderniß mit Singen, Tanzen und allerlei Lustbarkeit beschlossen. —

Die junge Frau und ihr Gatte lebten darnach sehr liebevoll mit einander und eine ganze Schaar kleiner Füchse wurde ihnen geboren, zum Entzücken der alten Großeltern, welche die kleinen Babies so zärtlich behandelten, als wenn es Schmetterlinge oder Blumen gewesen wären. „Ja! Ja! Sie sind das wahre Abbild ihres Großvaters!" sagte der Alte, so stolz und selbstgefällig, wie möglich. „Und was den Arzt betrifft, Gott segne sie! Sie sind so gesund und stark, daß sie nicht für einen kupfernen Pfennig Medicin nöthig haben werden."

Als sie alt genug waren, wurden sie zum Tempel des Inari Sama, des Schutzheiligen der Füchse, geführt, und die alten Großeltern beteten da und baten, daß ihre Kinder erlöst und befreit sein und bleiben möchten von Jagdhunden und von allen andern Uebeln, denen Fuchsfleisch unterworfen ist.

Auf diese Weise wurde der weiße Fuchs allgemach selbst

*) Ein Regenschauer bei Sonnenschein, was in England „der Teufel schlägt sein Weib" heißt, wird in Japan „des Fuchses Braut geht zu ihres Mannes Haus" genannt.

alt und glücklich, und seine Kinder wurden jährlich zahlreicher um ihn herum, so daß ihm, der eben so erfolgreich in seinem Geschäft wie in seiner Familie war, jeder zurückkehrende Frühling neue Ursache zur Freude verschaffte.

Die Geschichte von Sakata Kintoki.

Vor langer Zeit lebte ein Offizier von des Kaisers Leibgarde, mit Namen Sakata Kurando, ein junger Mann, der, obwohl er sich durch Tapferkeit und Kriegskunst auszeichnete, doch dabei äußerst sanft und menschenfreundlich war. Dieser junge Offizier war über die Maßen verliebt in eine junge Dame, die in Gojosaka bei Kijoto wohnte und Jaégiri hieß.

Nun begab es sich, daß Kurando, der den Neid gewisser vornehmer Personen auf sich gezogen hatte, bei Hofe in Ungnade fiel und ein Ronin wurde. Daher war er nicht länger im Stande, ferner mit seiner Geliebten Jaégiri zu verkehren. Er kam zuletzt so weit herab und verfiel so tief in Armuth, daß er kaum mehr wußte, wie er sein Leben fristen sollte. Er verließ daher die Stadt ganz und flüchtete, Niemand wußte wohin. Und was Jaégiri betrifft, so war auch sie völlig liebekrank und in Trübsinn versunken, und, nach ihrem verlorenen Herzgeliebten schmachtend, entfloh sie zuletzt ebenfalls aus dem Hause und wanderte kreuz und quer durch das Land, überall nach Kurando fragend und spähend. —

Kurando hatte, nachdem er aus dem kaiserlichen Palast geflohen war, zum Tabackhandel gegriffen, und wie er so herumreiste, seine Waaren ausbietend, traf er bei diesem armseligen Geschäfte zufällig mit Jaégiri zusammen. Nachdem er ihr seine letzten Wünsche mitgetheilt hatte, nahm er Abschied von ihr auf ewig und machte seinem traurigen Leben ein Ende.

Die arme Jaégiri ging, nachdem sie ihren Liebhaber beerdigt hatte, in die Aschigaraberge, einer entlegenen und einsamen Gegend, wo sie einen kleinen Knaben gebar, der, sobald er an's Licht trat, gleich von so wunderbarer Stärke war, daß er umhertobte und spielend und lustig über das ganze Gebirge hin rannte. Ein Holzfäller, der das Wunder ansah, war zuerst sehr erschreckt und hielt das Ding für ganz unheimlich und gefährlich. Aber nach einiger Zeit gewöhnte er sich an das Kind und nannte es „das kleine Wunder" und seiner Mutter gab er den Namen: „Die alte Frau vom Berge".

Eines Tages, als „Kleinwunder" wieder im Gebirge herumspielte, entdeckte er im Gipfel eines hohen Cederbaumes ein Tenguneſt.*) Er begann den Baum mit aller Kraft zu schütteln, bis zuletzt das Tenguneſt herunterpurzelte.

Das Glück wollte es, daß gerade wie dies geschah, der berühmte Held Minamoto no Jorimitsu mit seinen Begleitern Watanabé Jsuna, Usui Sadamitsu und mehreren Andern herbeigekommen war, im Gebirge zu jagen. Und da sie das

*) „Tengu" oder „der Himmelshund" ist ein Kobold, der verlassene Orte unsicher macht, und den man anruft, unartige Kinder zu schrecken.

Kraftstück, welches „Kleinwunder" soeben ausgeführt, mit angesehen hatten, kamen sie zu dem Schlusse, daß dies kein gewöhnliches Kind sein könne. Minamoto no Jorimitsu befahl dem Watanabé Jsuna des Kindes Namen und Herkunft zu erkunden. Die alte Frau vom Berge, die darüber befragt wurde, antwortete, daß sie das Weib Kurando's und „Kleinwunder" das Kind ihrer Ehe sei. Und sie erzählte dann alle Abenteuer, welche sie mit ihm bestanden hatte.

Als Jorimitsu diese Geschichte hörte, sagte er: „In der That, dies Kind macht seiner Abstammung keine Schande. Gebt mir den Burschen her und ich will ihn zu meinem Waffengefährten und Vasallen machen." Die alte Frau vom Gebirge stimmte gern zu und gab „Kleinwunder" dem Herrn Jorimitsu; sie selbst aber blieb in ihrer Bergheimath.

So ritt denn „Kleinwunder" mit dem Helden Jorimitsu davon, der ihm den Namen Sakata Kintoki gab. Und in der Folgezeit wurde er unter diesem Namen berühmt und ausgezeichnet als Krieger; und seine Thaten werden noch bis auf den heutigen Tag besungen. Er ist der Lieblingsheroe der Kinder, die Kintoki's Bildniß am Busen tragen und sich wünschen, daß sie einmal im Stande sein möchten, mit seiner Stärke und Tapferkeit zu wetteifern.

Die Elfen und der neidische Nachbar.

Es war einmal ein Mann, der, auf seiner Reise mitten im Gebirge von der Dunkelheit überfallen, genöthigt war,